Paed. pr. 1838 - 1844
1698

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36629923210015

<36629923210015

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Salo. pr. 1698 - 700

Digitized by Google

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Salv. pr. 698 - 200

Digitized by Google

Unterhaltende

Jugend-Bibliothek

interessanter

Erzählungen, nebst Reisen

zu Wasser und zu Land

in die

Länder und Meere fremder Zonen.

Zur Belehrung in geographischer, geschichtlicher und naturhistorischer Hinsicht.

Jahrgang

1844.

Nürnberg,

Verlag der C. H. Zeh'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gez. v. P. C. Geiſsler. Stahlstich u. Druck v. Carl Mayer. Nbg.

Digitized by Google

Der

Negerhändler.

Eine

unterhaltende und belehrende Erzählung

für

die Jugend und ihre Freunde.

Von

Philipp Körber.

Mit einem Stahlstiche.

Nürnberg,
Verlag der C. H. Zeh'schen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Aufgemuntert von der Verlagshandlung ging der Verfasser mit erneuerter Kraft an das Werk der Fortsetzung unserer Jugendbibliothek. Die erste der folgenden Erzählungen, „der Negerhändler," war jedoch schon früher im Prospectus angezeigt und wir erfüllen nur eine Pflicht gegen unsere verehrten Abnehmer, daß wir sie vor Allen erscheinen lassen.

Unverändert bleibt das durch den so dankenswerthen Beifall und die Kritik gebilligte Ziel dieser Jugendschriften. Die Wahl der Stoffe soll Herz und Sinn ansprechend sein. Jung kräftige, sehnende Gemüther zu befriedigen ist die Absicht des

Verfassers. Das Streben zu belehren ist verborgen; ein romantisches Kleid verhüllt die leitende Hand.

Im Raume dieses Bändchens von sechs Lieferungen finden noch zwei oder drei andere Erzählungen Platz. Heiteres und Ernstes; Unterhaltung und Belehrung; wahrheitgetreue Anschauungen aus dem Reiche der Natur- und Erdkunde; ein treues Gemälde der Sitten und Gebräuche fremder Nationen; Belebung des Sinnes für die Schönheit und Erhabenheit der Natur; Hinweisung auf den großen und weisen Schöpfer der Welt; — dieses ist die Tendenz der Arbeiten. Möchte es mir gelingen, in diesem Sinne immer Edleres und Besseres zu schaffen und dadurch mein redliches, ernstes Ringen nach dem vorgesteckten Ziele belohnt werden!

Nürnberg, im Juli 1844.

Philipp Körber.

Einleitung.

Verschieden nach den Erzeugnissen, oder den Gegenständen des Handels, welche die Europäer an der ungeheueren Westküste des afrikanischen Continents seit Jahrhunderten holen, sind die Benennungen, welche den einzelnen Theilen der Uferlandschaften beigelegt werden. Wir meinen aber unter diesen Uferlandschaften nicht die des nördlichen Afrikas, wo die Sahara ihre heißen Lüfte zum Meere sendet, noch auch jene der afrikanischen Südspitze; sondern ausdrücklich die Landschaften zu beiden Seiten des Aequators, welche den großen Busen von Guinea einfassen, jene heißen glühenden Himmelsstriche, wo eine riesige Vegetation wuchert, wo Sümpfe dampfen, von ungeheueren Strömen bewässert, deren Ursprung man nicht weiß; wo wenige Meilen im Innern das Land fabelhaft und unbekannt ist; wo der Europäer nicht leben kann, weil ihn giftige Seuchen schnell und schrecklich dahinraffen; wo die Gluth des Himmels selbst die Eingebornen niederbeugt; wo man im erhitzten Sande

Eier sieden kann; wo die nackte Fußsohle des Negers von der Hitze des Erdbodens aufreißt und der Tritt dieser unglücklichen Menschen blutige Eindrücke zurückläßt.

Eine blutigere Spur ließen dort seit Jahrhunderten Europäer, Christen zurück, die da, vergessend das Evangelium von Christo, das die Bruderliebe predigt, noch immer einen fürchterlichen Handel mit Wesen treiben, ihnen gleich an Leib und Seele, von Gott mit denselben geistigen und körperlichen Anlagen ausgestattet; mit gleichen Menschenrechten von der gütigen Vorsehung beglückt. Sie sind liebende Gatten und Väter, wie wir. Ihre Kinder hängen mit gleich inniger Neigung an ihnen. Wenn sie noch auf einer tieferen Stufe der Bildung stehen, als wir; wenn das Christenthum noch nicht ihre Sitten regelt und das Band der Liebe zwischen ihnen und dem Erlöser knüpft; ist denn der Ruf des Messias: »Gehet hin, und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des dreieinigen Gottes,« nicht auch ein Wort für Sie? Und haben denn die Christen nicht auch ihnen Segen, statt des Fluches, die Gnade, statt des Entsetzens und der Verheerung zu bringen? Oder gibt uns die dunkle Farbe jener armen Menschen ein Recht, ihnen das Erbtheil Gottes zu entreißen, vorzuenthalten und sie zu einem Spielball gräßlicher Habgier und der schauderhaftesten Gewinnsucht zu machen?

Jener Mann, welcher die Freiheit der um nichts besseren Indier rettete, (Las Casas, Bischof zu Chiapa) indem

er die armen Afrikaner, den gierigen Händen der Sclavenhändler preisgab, mag eine sehr gute Absicht gehabt haben. Aber er rief ein unstreitig noch viel größeres Elend durch seinen Rath hervor, indem er ein geringeres vergeblich auszurotten suchte. Zwei Menschenracen gingen durch das Morden der Civilisation zu Grunde. Die eine, Amerikas Ureinwohner, starb den raschen Tod der Schlacht, oder der Vertilgung; langsam aber verblutet und vergeht das Geschlecht der Schwarzen, ferne vom heimathlichen Boden, im fremden Lande, und die Thränen der Unglücklichen, die unter der Geißel christlich sein wollender Pflanzer sich krümmen, sind noch nicht zahlreich genug geflossen, um den die Menschheit schändenden Gebrauch der Sclaverei gänzlich zu vertilgen. Wann wird wohl der Tag anbrechen, der dem Neger sein angebornes Recht auf die Freiheit unantastbar sichert?

Erſtes Kapitel.

Schwarz iſt zwar meine Haut;
Von Sonnenaluth finſter gebräunt
Doch iſt mein Herz, wie Eures,
Aus gleichen Stoffen mein Blut gemiſcht.

In einem Thal, von einem rieſigen Walde überragt, bewäſſert von einem klaren Bach, der ſich bis in die tiefe Ferne dahin ſchlängelte, welche wieder von mächtigen Wäldern und blauen Gebirgen begrenzt wurde, ſah man ein Negerdorf, aus mehreren hundert bienenſtockförmigen Hütten beſtehend, die reihenweiſe zu beiden Seiten des Bächleins aufgebaut waren. Friedlich gingen die ſchwarzen Bewohner dieſer armſeligen Niederlaſſung ihren einfachen Geſchäften nach. Die gütige Hand der Vorſehung gab ihnen die wenigen Bedürfniſſe mit verſchwenderiſcher Fülle. Das reine Waſſer des Baches tränkte ſie; die Früchte des Waldes, unter denen es ſehr viele eßbare gab, waren Leckereien, die man durch kurzes Suchen wohlfeil erkaufte und wenige Mais- oder Bohnenfelder lieferten einen Vorrath, der überflüſſig für die kurze Dauer der Regenzeit ausreichte. Gewächſe, welche ſtarke, haltbare Faſern hatten, gaben den Stoff zu ihren wenigen Kleidern, zu Schnüren und Netzen; ſcharfe Steine bildeten, je

nach ihrer Größe und Gestalt, Messer oder Aexte. Biegsames Rohr oder elastisches Holz wurde zu Bogen; schwerere Holzarten zu Keulen und anderen Waffen zubereitet. Geschickt und mit einer Entfaltung von Talent die wir bewundern, weil wir nicht wissen, mit welch' kleinen Mitteln man durch Geduld und Ausdauer viele Dinge zu Stande bringen kann, wußten die armen Neger für alle ihre geringen Bedürfnisse Rath, vermochten sie alles zu verfertigen, was sie nöthig hatten. So lebten sie glücklich, weil sie Höheres nicht kannten; zufrieden, weil der Luxus ihre Bedürfnisse noch nicht vervielfältigt, ihre Ansprüche an das, was wir Leben zu nennen pflegen, noch nicht überspannt hatte. Sie wünschten nichts, weil sie alles hatten, was sie bedurften. Sie fühlten sich glücklich, wenn der Tornado ihre kleine Erndte nicht vernichtete. Sie fürchteten nichts, als das reißende Thier, das zuweilen schreckenerregend in das friedliche Thal brach; als den Zorn der Elemente, den sie selten erfuhren. Die Natur hatte sie gelehrt, alles einem höheren Wesen zuzuschreiben, das da, unendlich gütig, den Menschen nur Gutes zu thun fähig sei. Diese Gottheit galt ihnen als der Ursprung aller Wohlthaten, die des Schöpfers Hand über ihren gesegneten Himmelsstrich ausgestreut hatte. Ihr opferten sie nicht, denn das Gute, was von ihr herkommt, gab sie freiwillig und ohne je damit aufzuhören. Alles Schlimme schrieben sie einem bösen Wesen zu, das in den finstersten Theilen

des Forstes, oder in den dunkelsten, schauerlichsten Klüften der Gebirge hausen sollte. Durch Opfer, durch Gebete und abergläubische Formeln suchten sie seine zürnende Gewalt von sich und ihrer Flur abzuwenden. Unter sich lebten sie friedlich. Diebstahl, Mord und andere Schauderthaten waren bei ihnen unbekannt und der Krieg, der zuweilen andere Stämme mit blutigem Grimm zerfleischte, hatte ihr stilles Thal bisher verschont, weil es zu tief, zu weit von volkreicheren Ebenen entfernt, im Gebirge lag und weil es bei ihnen keine Schätze gab, die des Eroberers oder des Räubers Habgier reizen konnten. So wäre dieses Thal ein Friedensort gewesen, wenn nicht das Schicksal, dessen eiserne Hand schon lange schwer auf der nahen Küste ruhte, dieses Glück gestört und vernichtet hätte. Unbewußt und ohne Ahnung von dem kommenden Schrecken, gingen die sorglosen Bewohner dieses friedlichen Winkels der Erde einem schrecklichen Loose entgegen.

Die Regenzeit war seit wenigen Tagen vorüber; der Bach floß wieder in seinen Grenzen und überall brach aus dem fetten Boden eine neue Fülle von Gewächsen hervor. Ein blumiger Teppig überzog die Erde und die Baumwelt entfaltete eine Blüthenpracht, welche selbst von den unter so Herrlichen aufgewachsenen Bewohnern des Thales mit stummer Bewunderung angeschaut wurde. Das abendliche Sonnenlicht färbte alle diese Frühlingspracht einer tropischen Gegend mit un-

beſchreiblich lieblichen Tinten und eine ſüße, wollüſtige Ruhe wiegte alles in einen träumeriſchen Schlummer.

Dort, wo der Bach in ein Dickicht einbrach, das ſich in der Ferne mit einer unabſehbaren Waldung verband, ſaßen zwei junge Neger, Knaben von 12 bis 13 Jahren. Ihre Züge waren edel, faſt ſchön zu nennen, obſchon die dunkle Färbung der Haut und andere Kennzeichen unverlöſchlicher Art ſie zu ächten Gliedern ihrer Race ſtempelte. Dennoch lag etwas Liebliches, Zutrauen Forderndes in ihren Mienen. Der Ausdruck thieriſcher Rohheit, der meiſt des Negers Geſicht entſtellt, war von der gütigen Hand des Schöpfers zu einem Weſen der lieblichſten Einfalt veredelt worden und der Blick der dunkeln Augen war glühend, aber nur vom Feuer edler Bruderliebe; die nur unmerklich aufgeworfenen Lippen, ſonſt das Zeichen einer unmäßigen Sinnlichkeit, zeigten im ruhigen Zuſtand einen edlen Trotz, aber beim Lächeln, wenn ſie eine untadelhafte Reihe von Perlenzähnen ſehen ließen, vereint mit dem ſtrahlenden Blitze der dunkeln Augen, entfalteten ſie einen Himmel von unſchuldiger, kindlicher Heiterkeit.

Beide Knaben, deren muskulöſe, ſtarke, ſehnige Glieder voll edlen Ebenmaßes die Frühreife des Jünglings zeigten, ohne die unnachahmliche Schönheit jugendlicher Rundung und Leichtigkeit verloren zu haben, überließen ſich einer träumeriſchen Ruhe, hervorgerufen durch die erſchlaffende Hitze des Tages. Der Wind ſtrich jetzt

kühlend über die blumige Flur und der üppig emporwuchernde Blumenteppig legte sich schmeichelnd um die schöngeformten Glieder der jungen Neger, als wenn er bemüht gewesen wäre, sich zum Kleide für sie zu verweben, zu deren Bedeckung der tiefe Stand der Kultur noch kein Mittel erfunden und die laue Wärme des Himmelsstriches noch kein Bedürfniß hervorgerufen hatte.

Die beiden jungen Neger saßen ruhig, und sahen gedankenvoll dem Laufe des klaren Bächleins nach, welches sich unferne von ihrem Platze unter dunkeln Rohrmassen, die es tränkte, verlor. Endlich brach der jüngere das Schweigen. »Sage mir, Barka, ist es Wahrheit daß dieses Bächlein nach dem großen Wasser hinfließet, über welches die Blanken (Weißen) unsere Brüder entführen, um sich im fernen Lande von ihrem Fleische zu nähren?«

»Wie kommst du, mein Bruder, auf diesen seltsamen Gedanken;« erwiederte der Angeredete mit einem Lächeln, das gereiftere Erfahrung bewieß.

»Ja, Barka,« ich hörte jüngst die Männer im Dorfe davon sprechen, erwiederte der jüngere mit neugierigem Blick.

»Dieses Wasser fließt dahin, wo sich alle Wasser unseres Landes ergießen,« sprach Barka freundlich; man nennt es das Meer und der Vater, der es oft gesehen hat, rühmt seine Größe.

»Wie groß ist das Meer, Barka?«

»So groß, als der Himmel, Jumina,« es ist unabsehbar groß und unergründlich tief.

»Aber die Blanken, welche nicht in unserm Lande wohnen, woher kommen diese?«

»Der Vater sagt, sie kämen über das Meer, in großen, hölzernen Häusern, die der Wind über das Gewässer jagt. Sie führen Donnerrohre, die weithin tödtliche Kugeln schleudern; doch sind sie keine Menschenfresser.«

»Weßhalb führen sie aber die Neger fort, Barka?« erwiederte der Jüngere.

»Sieh um dich, Jumina, überall hat das gute Wesen Früchte für dich wachsen lassen, und ohne daß du gepflanzt hättest, bringt der Boden alles hervor, was du bedarfst. Nur wenige Wurzeln legst du in die Erde und nach kurzer Zeit hast du Vorrath für die Tage der Noth. Die Palme treibt ohne dein Zuthun ihre Blüthe und den Schaft, der dir den süßen Kohl, den feurigen Wein gibt und ihre Frucht reift von sich selber im glühenden Sonnenstrahl. —

»Ja, mein Bruder, der Himmel nährt uns und es fehlt nie für die Neger an Speise,« unterbrach ihn Jumina.

»Höre, Jumina, was der Vater spricht: Wir leben und es nährt uns eine gütige Gottheit. Aber die Blanken müßten sterben, wenn sie die Neger nicht hätten «

»Siehſt du, Barka? ſo haben doch unſere Männer recht geredet, wenn ſie ſagen, daß die Neger den Blanken zur Speiſe dienen.«

»Die Neger nicht, Jumina, aber nur durch die Neger gibt die Gottheit den Blanken Nahrung, erwiederte Barka ruhig. Lebten bei den Blanken nicht Neger, ſo würde auch die Gottheit nicht Speiſe geben, denn nur, was die gute Gottheit dem Schwarzen gibt, können die Blanken mit ihm theilen.«

»Sie ſind alſo nicht Menſchenfreſſer?« entgegnete der jüngere Bruder.

»Gewiß nicht, Jumina, der Vater ſagt es; aber ſie ſind darum nicht weniger ſchlimm,« rief Barka nachdenklich.

»Erzähle, Barka, es iſt ſo ſchön, von den Blanken und ihren ſchwimmenden Häuſern zu hören, obwohl ich mich faſt vor ihnen fürchte?«

»Wie Jumina, du fürchteſt dich? Würdeſt du denn die Flucht ergreifen, wenn ein Weißer zu uns käme?«

»Gewiß, mein Bruder, ich würde es thun.«

Barka lächelte. »Was ſollte aus den Kindern und Weibern werden, wenn alle Männer ſo dächten, wie du?« ſprach er freundlich.

»Ach! ich bin noch ein Knabe;« — ſprach der jüngere Bruder ängſtlich.

»Nur einen Frühling mehr habe ich geſehen, als du, mein Jumina, ſprach Barka ernſt, aber ich dünke

mich, ein Mann zu sein und ich würde gewiß nicht fliehen, wenn die Weißen kämen.«

»Ja, du Barka, du bist stark und muthig.«

»Das sollst, das mußt du auch werden, Jumina. Doch, laß sehen, was sich dort im Gebüsche regt — setzte er hinzu, indem er eine Lanze ergriff, die neben ihm auf der Erde lag.«

Jumina sprang auf und drängte sich nahe an den Bruder, der das Gebüsch mit den Augen durchdringend vorsichtig dem Dickicht näher trat.

Ein großer Stein, der nahe an dem Bache lag, wurde von dem Abendstrahl der Sonne hell beschienen und auf demselben lag ein Thier, der Gestalt nach einem Krokodill ähnlich, aber nur etwa vier Fuß lang. Das Aeußere des Thieres hatte etwas Gräßliches und es fehlte nur noch die entsprechende Größe, um dasselbe zum furchterregenden Ungeheuer zu stempeln.

Jumina ergriff den Bruder bei der Hand und lispelte ängstlich: »Laß uns fliehen, Barka, das Thier ist gefährlich.

Dieser lächelte, ohne den Platz zu verlassen.

»Komm, Bruder, ich fürchte mich« — drängte der Jüngere.

»Sei muthig, Jumina, hier ist keine Gefahr, entgegnete Barka leise; das Thier ist mir bekannt; es ist ein Leguan, sein Fleisch ist ein Leckerbissen und ich will mich seiner bemächtigen.«

Jumina ſah ängſtlich nach dem Thier, das regungslos und ohne die Knaben ſehen zu können, auf dem Felſen lag.

»Fürchte nichts, mein Bruder, doch eile jetzt und hole Schnüre herbei, indeß ich hier bleibe, um das Thier nicht entrinnen zu laſſen.

Jumina erwiederte nichts, ſondern ſprang, wie ein Reh, über die Grasflur dahin, um das Verlangte herbeizuſchaffen. Barka ſchlich ſich vorſichtig näher und begann leiſe zu pfeifen. Der Leguan hob den häßlichen Kopf in die Höhe und ſah nach allen Seiten. Da er nichts bemerkte, ſchien er ſich ganz dem Vergnügen zu überlaſſen, welches ihm das Pfeifen des Knaben gewährte und ſtreckte ſich behaglich auf dem Steine aus. Barka kroch jetzt, das ſtumpfe Ende der Lanze vorwärts kehrend, ganz nahe, bis es ihm möglich war, das Thier mit demſelben zu erreichen und nun ſtrich er, unausgeſetzt pfeifend, dem Leguan vorſichtig die Seite. Dieſes Verfahren brachte bei der Amphibie ein Wohlbehagen hervor, dem ſie nicht wiederſtehen konnte. Das Thier überließ ſich ganz dem angenehmen Gefühl, welches ihm die kitzelnde Empfindung verurſachte und der helle Ton, den der Knabe unausgeſetzt vernehmen ließ, vereint mit dem ſanften Hin- und Herſtreifen des Lanzenſchaftes auf der harten Haut ſeiner Seite, wiegten es endlich in einen tiefen Schlaf. Als Barka den guten Erfolg ſeiner Bemühungen wahrnahm, ließ er ſich im Gebüſche nieder

und erwartete ruhig die Rückkehr des Bruders. Dieſer trat bald vorſichtig näher, doch nicht allein; ein Neger von rieſenmäßiger Größe und von einem Glieder- und Muskelbau, der einem Herkules Ehre gemacht haben würde, begleitete ihn. Es war Jallo, der Vater der beiden Knaben.

Barka machte eine raſche Bewegung, die ſeine Freude verkündete, den Vater zu ſehen; zugleich legte er einen Finger auf den Mund und deutete mit der andern Hand nach dem Leguan, der noch immer ſchlafend auf ſeinem Platze lag.

Jallo ſchlug die rieſigen Arme unter und lehnte ſich gelaſſen an den Stamm einer Palme, indem er dem Beginnen ſeines Sohnes ruhig, aber mit liebevollem Blick zuſah.

Man muß die Natur der Neger kennen, um den folgenden Auftritt begreifen zu können. Mit einer Vorſicht und Gewandtheit, die nichts Anderem zu vergleichen iſt, als der katzenartig leiſen und doch gewaltigen und bewundernswürdig ſicheren Bewegung eines ſchleichenden Tigers, kroch Barka, nachdem er aus den mitgebrachten, von Palmfaſern feſt gedrehten Stricken eine Schlinge gemacht hatte, dem ſchlafenden Lurch näher. Der ſchlanke, behende Knabe glich, als er ſo, den Kopf kaum über die Spitzen des Graſes erhoben, faſt unmerklich den Stein erreichte, auf welchem die Amphibie lag, dem dunkeln Rumpfe einer, ſich durch das Grün hinwälzen-

den Schlange und das feinſte Gehör hätte auch nicht das leiſeſte Kniſtern vernehmen können. Dabei vergaß er nicht die Werkzeuge mit ſich fortzutragen, durch welche er ſich ſeines leckeren und gefährlichen Fanges verſichern wollte und auch die Lanze, das einzige Mittel das ihm für den Fall des Erwachens des Thieres zur Vertheidigung dienen konnte, wurde nicht vergeſſen.

Jetzt war Barka hart genug an der Eidechſe; erſt ruhte er einen Augenblick und beobachtete ſie mit glühendem Auge. Der Leguan rührte ſich nicht. Mit der äußerſten Vorſicht hob nun der Knabe das mit ſcharfen Krallen verſehene Bein der Amphibie auf, um die Schlinge daran zu befeſtigen. Dieſes geſchah mit ſolcher Behutſamkeit, daß man kaum etwas zu bemerken im Stande war. Barka ſah nun ſeinen Fang geſichert, erhob ſich leiſe, den Speer in der Hand und wollte zu dem Vater zurückkehren, der das Ende der Leine an einem Baume befeſtigte, als plötzlich durch einen Zufall der Leguan erwachte, und den naheſtehenden Feind erblickend, mit Blitzesſchnelle emporfuhr, um ihn anzugreifen. Barka hatte das Thier nicht aus den Augen verloren; der unvermuthete Angriff deſſelben traf ihn deßhalb ſchon gewaffnet und ein wüthendes heiſeres Ziſchen der Amphibie verrieth den heftigen Schmerz, als ſie von der Lanze des Knaben durchbohrt wurde.

Doch der Leguan ſollte nicht ſo ſchnell und leicht bezwungen werden. Barkas Lanze brach — ein ſchwa-

ches Spielzeug — zuſammen, als das vor Qual raſende Thier ſich Mühe gab, den Fuß ſeines Feindes zu erreichen. Ein behender Sprung rettete für dieſesmal den Knaben, trug ihn jedoch nicht aus der Nähe ſeines Feindes, der nun blutgierig ſich mit größter Behendigkeit wendete, um ihm die Schärfe ſeines fürchterlichen Gebiſſes fühlen zu laſſen. Es wäre jetzt ſchlimm um Barka geſtanden, wenn ihm nicht Hülfe geworden wäre, denn er beſaß nichts, mit dem er ſich ferner gegen den Lurch hätte vertheidigen können. Aber plötzlich ſtürzte mit dem Muthe der Verzweiflung und lautem Geſchrei, Jumina, das lange Meſſer des Vaters muthig ſchwingend, heran, um dem bedrängten Bruder, der nur mit Mühe den wüthenden Biſſen der Amphibie auswich, beizuſtehen. Bis an das Heft, mit einem äußerſt kräftigen, geſchickten Stoß, bohrte er das Stilet dem Leguan in die Seite und ein zweiter, gefährlicherer Stich lähmte die Kraft des Thieres, das nun, ſchwer verletzt, entmuthigt zu entrinnen ſuchte. Jumina ließ das Meſſer fallen und eilte, indem er den Bruder gerettet ſah, zu Jallo, der ohne die mindeſte Regung einer beſondern Theilnahme kundzugeben, dem Kampfe zuſah. Barka ergriff das blutige Werkzeug und eilte dem Leguan nach, der von der Schlinge feſtgehalten, vergebens in das dichtere Geſtrüpp zu fliehen ſuchte. Hier verblutete die Amphibie unter den kraftvollen Meſſerſtößen des muthigen Knaben. Ein grelles Freudengeſchrei verkündete Jallo und Ju-

mina, daß Barka seinen gefährlichen Feind überwunden hatte. Jubelnd zog der Sieger das zuckende Thier auf freien Platz, wo es noch vor wenigen Augenblicken sich so behaglich gesonnt hatte.

Jallo führte Jumina an der Hand zu dem glücklichen Sieger, der mit leuchtendem Auge auf seine Beute herabsah.

»Sieh, Vater, das schöne Thier« sprach Barka zu dem Herbeitretenden, der ihn mit einem Blick voll väterlichen Stolzes betrachtete.

»Es ist gut, mein Sohn,« entgegnete der Vater stolz, »du wirst ein Mann werden und nur dem Muthigen gebührt dieser Name «

»Sahst du Jumina, wie er mir beisprang, Vater?« entgegnete Barka. »Guter Jumina, wie dankbar bin ich dir« redete er den Knaben an, der sich schüchtern hinter dem Vater barg.

»Jumina wird werden, was du bist;« sprach Jallo ruhig; »er wird den Mädchen die Zaghaftigkeit lassen.«

»Gewiß Vater, das wird er; er ist muthiger, als er selbst glaubt;« sagte Barka lächelnd.

Jallo ergriff, ohne hierauf etwas zu erwiedern, sein Messer, reinigte es sorgfältig, steckte es in den Gürtel, hob den Leguan auf, band ihm die Füße zusammen und kehrte schweigend, indem er das schwere Thier, wie einen Rohrbüschel über die Schulter warf, nach dem Dorfe zurück.

Barka bemerkte jetzt erst, daß ihm durch einen Biß des Thieres die Haut an dem rechten Beine zerrissen war. Das breite Blatt einer Pflanze abreißend, legte er um die verletzte Stelle einen sehr einfachen Verband und Jumina bemühte sich voll Liebe, dem muthigen Bruder in diesem Geschäft beizustehen. Die Knaben schwatzten voll heiterer Fröhlichkeit und erhoben sich, um dem vorangegangenen Vater zu folgen. Sie hatten aber kaum das Gebüsch verlassen, als die Zweige eines Dickichts rauschend zur Seite geschoben wurden und ein bis an die Zähne bewaffneter Neger über den Platz schritt. Im Schutze der letzten Gebüsche und durch sie vor den Blicken der heimkehrenden Knaben verborgen, blieb er stehen, um die ganze Gegend in der er völlig fremd zu sein schien, neugierig zu betrachten. Sein dunkles glühendes Auge irrte über die niedrigen Hütten, über die ärmlichen Mais- und Bohnenfelder hin, bis zu den Anhöhen, welche die Aussicht beschränkten. Bald hernach schien er seine Untersuchung geendigt zu haben, denn er kehrte leise in das Gebüsch zurück, ohne die mindeste Spur seiner Anwesenheit zurückzulassen. Im folgenden Kapitel wird dem geneigten Leser die Veranlassung zu der räthselhaften Erscheinung des Fremden bekannt gemacht werden.

Zweites Kapitel.

Des entzweiten Geschlechtes trostloses Bild
Verfolgt dich durch der Erde Räume, Wanderer;
— Ein gespenstisch, grauenvoller Schatten.

Die Küste des geheimnißvollen Landes, in welchem sich die so eben geschilderten Scenen zutrugen, hat sehr verschiedene Beherrscher. Fast an jeder Flußmündung sprechen die Eingebornen eine andere Sprache. Die Europäer machen jedoch keinen so feinen Unterschied, sondern sie theilen die ganze ungeheuere Uferstrecke in mehrere große Theile, welche sie mit folgenden Namen belegen: Senegambien, von den Strömen — Senegal und Gambia den Namen tragend —; dann die Goldküste, Elfenbein- und Sclavenküste, — deren Namen von den Handelsgegenständen herrührend, welche die Kaufleute dort am häufigsten finden. Weiter hinab gegen Süden, bis fast zum Kap der guten Hoffnung, ist das Ufer ohne gute Häfen und Ankerplätze. Auch findet dort wenig Handel statt; nur der gräßlichste von allen — der mit Menschen — wurde mit großer Ausdehnung betrieben, so lange nicht der Sclavenkauf dem Verbrechen der Seeräuberei gleich geachtet wurde und die Kriegsschiffe des mächtigen Englands Jagd auf die Negerschiffe machten.

Die Eingebornen, welche aus den westlichen Gegenden von Afrika geholt wurden, nannte man Mandingos, Koromantis, Whidas und Eboes. Man muß sich jedoch nicht vorstellen, daß diese Bezeichnungen Völkernamen sind für große Theile der afrikanischen Menschenmassen. Mehrere sind Erfindungen der Europäer, oder von Orten, Flüssen oder andern Gegenständen auf der Küste entlehnt. Die Neger selbst legen sich ganz andere Benennungen bei und die meisten von ihnen wissen nach wenigen Jahren, die sie im Zustande der Sclaverei zugebracht haben, weder etwas Näheres über ihr Vaterland, noch auch über die Völkerschaft, der sie angehörten, anzugeben.

Beinahe alle Nationen nord- und ostwärts von Sierra Leona sind Mohamedaner und führen, dem Bekehrungsgrundsatz ihres Propheten gemäß, unaufhörlich Kriege mit den benachbarten Völkerschaften. Wenn aber der Religionshaß, oder die Bekehrungswuth nicht Antheil an diesen blutigen Kämpfen haben, so ist die Raubsucht ein noch mächtigerer Hebel znm Kriege. Der Streit ruht nur so lange, bis irgend einem jener kleinen Despoten ein Bedürfniß abgeht, das er nur durch Hülfe der Europäer zu befriedigen vermag. Dann wird das Schwert entblößt; Tod und Verwüstung ergießen sich über die seufzenden Bewohner benachbarter Landstriche; wer nicht das Leben verliert, büßt die Freiheit ein und die Sclavenhänd-

ler ſind binnen kurzer Zeit reichlich mit dem geſuchten Gut verſorgt.

Damit jedoch die Habſucht ſich nicht betrogen finde, wird bei ſolchen Raubzügen ſtets das tiefſte Geheimniß beobachtet. Eine Anzahl Krieger bricht auf, von einem Anführer gewählt, der allein den Beſtimmungsort kennt, wohin er die Seinen zu führen hat. Durch Kundſchafter hat man ſchon vorher die Gelegenheit genau ausgeſpäht, um diejenigen, welche das Opfer der Habgier werden ſollen, gerade dann, wenn ſie es nicht im Mindeſten vermuthen und völlig außer Stande ſind, ſich zu vertheidigen, überfallen zu können. Man ſagt, chriſtliche Europäer hätten ſogar zuweilen ihren Beiſtand zu ſolchen Verheerungszügen geliehen und demnach nebſt dem Verbrechen des Sclavenhandels ihre frevelhaften Hände mit dem Blut der wehrloſeſten, ärmſten und unglücklichſten aller Menſchen befleckt. Möchte dieſes Gerücht eine verläumderiſche Uebertreibung genannt werden können!

Laß uns nun, mein lieber Leſer, den Schritten des Negers nachſchauen, der am Schluſſe des vorigen Kapitels Jallo und ſeine Kinder mit ſeinen Späherblicken verfolgte. Er verließ nach kurzer Beobachtung des Dorfes und der Umgegend den Platz, um zu dem Orte zurückzukehren, von woher er gekommen war. Sein Weg lief durch dichtverwachſenes Geſtrüpp hin, deſſen gefährlichen, ſtachelvollen Verrankungen er mit einer unglaub-

lichen Behendigkeit auswich, ohne daß er dadurch in seiner Eile im Mindesten aufgehalten worden wäre. Bald nahm jedoch dieser beschwerliche Theil der Gebüsche ein Ende und eine riesige Waldung raubte den heißen Sonnenstrahlen den Weg zu den niederen Gewächsen, die den Boden mit einem dichten grünen Teppig überzogen. Fast zwei Stunden lang verfolgte der Neger seinen Pfad; die einbrechende Nacht war für ihn kein Hinderniß, denn instinktmäßig verfolgte er die gerade Richtung.

Die Umgebungen erdröhnten jetzt von einem schrecklichen Ton; es war das Geheul hungriger Raubthiere, die mit blutlechzender Zunge nach Beute umherschweiften. Die riesigen Aeste der Bäume erglänzten vom Phosphorlicht unzähliger Leuchtkäfer und aus den modrig duftenden Sumpfgegenden des Waldes erschallte der scharfe Ton der Grillen, das heißere Zischen giftiger Schlangen. Aengstlich irrten heulende Paviane und zähneklappernde Affen im Laubdach des Waldes herum und der laute Flügelschlag larvenähnlicher, monströser Fledermäuse machte die schauerlichen Waldregionen noch gräßlicher.

Der Neger wurde durch diese, ihm nicht ungewohnten Dinge nicht im Mindesten aufgehalten. Nur seine nervige Rechte hielt den scharfgespitzten vergifteten Speer zum augenblicklichen Gebrauch bereit und seine mit unnatürlicher Schnelligkeit nach allen Seiten umherirrenden, gleich glühenden Kohlen, mit düsterem

Feuer funkelnden Augen verriethen, daß er Urſache zu haben glaubte, für ſeine Sicherheit beſorgt zu ſein. Jetzt lichtete ſich der Wald und das feine Ohr des Wilden vernahm das tiefe, und doch weithintönende Rauſchen eines großen Stromes, in welches ſich das eigenthümliche Säuſeln und Klatſchen großer Rohrmaſſen miſchte, deren ſchlanke Gebüſche vom ſcharfen Nachtwind hin- und herbewegt wurden. Athemholend blieb der Schwarze ſtehen, nach allen Seiten ſpähend, bis er mehrere dunkle, langgeſtreckte Gegenſtände bemerkte, die auf den fluthenden Waſſern des Stromes zu ruhen ſchienen. Nachdem er ſich überzeugt hatte, daß er die rechte Stelle gefunden, ergriff er eine große Muſchel, die auf ſeinem Rücken hing, ſetzte ſie an den Mund und entlockte dem Inſtrumente einen lauten, ſchmetternden und lang anhaltenden Ton. Kaum widerhallte dieſer barbariſche Klang, tauſendfach verſtärkt vom Echo des Urwaldes, als die im Strom ſchwimmenden Gegenſtände von einer großen Menge dunkler Geſtalten belebt wurden, die mit raſcher Eile emportaumelnd, Ruder ergriffen, um durch die am Rande der Gewäſſer ſchwankenden Rohrmaſſen den Weg zum Ufer zu finden. Binnen kurzer Zeit ſprangen aus den großen Kanots mehr, als hundert ſchwarze Krieger an das Land und ſchloſſen um den aus den düſtern Schatten des Waldes hervortretenden Neger einen dichten, neugierigen Kreis.

Ein Mann von riesigem Wuchs trat jetzt näher zu dem Zurückkehrenden. Tiefe Stille wurde von den übrigen beachtet, als er ihn anredete.

»Hat dein Fuß das Dorf erreicht, Iyllah?«

»Ja, Herr, Dein Sclave hat Deinen Befehl ausgerichtet« entgegnete der Bote indem er sich der Länge nach zur Erde warf und die Hände über dem Haupte kreuzte.

»Berichte, Iyllah, was du gesehen hast?« entgegnete der Anführer, ruhig diese Demüthigung des Boten hinnehmend.

»Alah segne deine Hand, Herr, und gebe die ungläubigen Hunde unter deinen Fuß. Möge Keiner deiner Gewalt entrinnen.«

»Ist das Dorf groß, Iyllah?«

»Hundert Hütten liegen am Wasser, das sich hier in den Strom ergießt« entgegnete der Bote.

»Hat dich Niemand entdeckt?«

»Sie schlafen, Herr, bis du ihnen die Bande um die Füße legst. Alah hat sie in deine Hand gegeben.«

»Können wir das Dorf noch in dieser Nacht erreichen, Iyllah?«

»Noch ehe der Mond sich zum Meere neigt, wird dich Iyllah in die Mitte des Dorfes gebracht haben, wenn du ihn würdigst, dein Führer zu sein.«

»Rüstet euch und folgt mir,« herrschte der Anführer den Kriegern zu. »Voran, Iyllah, es gilt deinen Kopf, wenn dein Wort mich getäuscht hat «

Der Bote ſprang auf und ſchritt lautlos hinein in die Waldnacht. Ihm folgte, Dämonen gleich, die Reihe der rüſtigen Krieger. Lautlos war der nächtliche Marſch und bald bedeckten die ſchwarzen Schatten des Forſtes den Kriegerzug, der im Begriff war, das Verderben über ein friedliches Dorf, über die ruhig ſchlafenden ahnungsloſen Bewohner deſſelben zu bringen.

Gerne möchten wir unſern lieben Leſern die Schilderung der folgenden Scenen erſparen. Ihr kindlich frommes Herz muß ja erbeben vor den Ausbrüchen einer ſo gräßlichen Wildheit und zügelloſer Blutgier. Aber es iſt nicht möglich, einen Begriff von dem Zuſtande thieriſcher Rohheit und fanatiſcher Wuth zu erlangen, wenn man nicht den Neger kennen lernt, wie er ſich im Schooße ſeines Vaterlandes und der Freiheit zeigt. Faſt möchte man diejenigen glücklich preißen, die im Zuſtand der Sclaverei doch wenigſtens außer Stande ſind, ihren heißen, grauſamen und blutgierigen Leidenſchaften den Zügel zu laſſen oder, von menſchlich geſinnten Herren erkauft, durch den Unterricht und die Belehrung der Miſſionäre zum ſittigenden Chriſtenthume gebracht werden. Dieſes iſt vielleicht der einzige Segen, die einzige mildernde Seite, die man dem die Menſchheit entwürdigenden Gebrauch der Sclaverei abzugewinnen vermag.

Inſtinktartig, und durch die drohende Gewißheit augenblicklichen Todes zur höchſten Anſtrengung aller geiſtigen Kraft, deren er nur fähig war, gebracht, führte

der uns bekannte Bote seinen grausamen Herrn bis zu dem Platze, woselbst Barka den Leguan getödtet hatte, dessen Blut noch an den zertretenen Halmen der den Boden bedeckenden Gewächse klebte. Hier hielt er plötzlich inne und warf sich vor dem Anführer nieder, indem er ihn demüthig anredete:

»Alah segne dich, Herr, dein Sclave hat deinen Fuß auf die rechte Stelle geleitet; sieh im Licht des Mondes die Hütten deiner Feinde, die der große Prophet in deine Hand geben möge.«

Der Anführer achtete nicht auf diese demüthig gesprochenen Worte. Ein Wink seiner Hand befahl den Kriegern, auf dem Platze zu bleiben, während er allein durch das kleine Gebüsch auf die Ebene hinausschritt, um das Dorf zu besichtigen und einen Plan zu entwerfen, der ihn zur vollkommenen Erreichung seiner Absichten führen konnte. Bald war er im Dunkel der Nacht verschwunden, indeß die Seinen in mannigfaltigen Gruppen sich am Boden niederkauerten, um von der Anstrengung des nächtlichen Marsches zu ruhen und sich zum Kampfe zu stärken, der sie jetzt erwartete. Kein Laut verrieth das Leben oder die wilde Blutgier, welche diese dunkeln, kräftigen Männergestalten beseelte.

Es mochte etwa eine halbe Stunde verflossen sein, als der Anführer zurückkehrte um die Seinigen zum blutigen Werke zu rufen. Die Vorsehung, deren geheimnißvolle Fügungen wir nicht begreifen, weil wir nur

nach der Beschränktheit unseres menschlichen Geistes die Wirkungen, nicht aber Veranlassung oder Folgen der Begebenheiten zu erkennen im Stande sind, hatte beschlossen, hier dem Bösen die Macht zu lassen und bald sollten hunderte unschuldiger menschlicher Wesen, die bisher in glücklicher Ruhe und Sorglosigkeit diesen reizenden verborgenen Winkel der Erde bewohnt hatten, den Kelch des bittersten Leiden und des tiefsten Elendes bis auf den Grund leeren.

Der Anführer befahl den Kriegern, dürre Aeste zu sammeln, obwohl die meisten schon mit einem einfachen Geräthe zum Feuerannmachen versehen waren. Als dieser Befehl vollzogen war, schritt er voran, und führte die Krieger vorsichtig nach dem Dorfe. Eine Abtheilung durchschritt seiner Anordnung gemäß den Bach und stellte sich am andern Ufer desselben auf, um jedem Fliehenden den Weg in die Wildniß abzuschneiden. Die übrigen vertheilten sich rings um die Niederlassung und etwa der zehnte Theil entledigte sich der Waffen, um das Dörfchen auf allen Seiten zugleich in Flammen zu setzen. Mit einer wilden Behendigkeit wurde dieses grausame Werk vollbracht und mit dem Prasseln des Feuers, das mit Heftigkeit die dürren Palmblätter oder das getrocknete Guineagras, aus denen die einfachen Hüttendächer verfertigt waren, ergriff und verschlang, vermischte sich schnell das Angstgekreisch erschreckter Kinder, der Jammerruf entsetzter Mütter, das

Angſtgeheul, der aus dem tiefen Schlummer empor-getriebenen Männer. Alles dieſes erſtarb aber jetzt vor dem gräßlichen Schlachtruf, den die das Dorf umringenden Wilden erhoben. Gleich grimmigen Beſtien, Dämonen ähnlich, ausgeſpieen vom Schlunde der Hölle, ſtürzten die Krieger in das Dorf, mitten hinein unter die nackten, wehrloſen Bewohner, die noch ſchlaftrunken, gepackt vom wildeſten Entſetzen, aus den brennenden Hütten krochen, um ein Leben zu retten, das von den Flammen bedroht und kaum denſelben entronnen, einem nicht weniger erbarmungsloſen Feind zum Opfer fallen ſollte, wenn nicht durch augenblickliche gänzliche Ergebung der Grimm deſſelben entwaffnet, oder die Habgier gereizt wurde.

An Flucht oder Widerſtand war nicht zu denken; die entſetzte Maſſe der Dorfbewohner wurde in einen Kreis zuſammengetrieben. Der geringſte Widerſtand brachte augenblicklichen Tod. In kurzer Zeit war nichts Lebendes mehr in den brennenden Hütten; nur das elende Geräthe und die wenigen Habſeligkeiten, welche den ganzen Reichthum der vor kurzen Augenblicken noch ſo glücklichen Menſchen gebildet hatten. Unter dem Schutte der einſtürzenden Gebäude wurden die zuckenden Leichen von mehr als hundert Menſchen begraben, welche unter den erbarmungsloſen Streichen der Mörder hingeſunken waren, ehe die Habgier ihres Anführers dem Blutvergießen ein Ziel ſteckte.

Mit dem verzweiflungsvollen Muthe der Löwin, die ihre bedrohten Jungen vertheidigt, hatte Jallo für seine Kinder gekämpft. Eine zu werthvolle Beute, hatte der Anführer den Kriegern befohlen, sich des Rasenden lebendig zu versichern. Nur nach ungeheurer Anstrengung, und nachdem mehrere mit dem Leben gebüßt und viele verwundet waren, gelang es der Ueberzahl, sich seiner zu bemächtigen. An Händen und Füßen gebunden lag er jetzt, sich in ohnmächtiger Wuth krümmend, am Boden. Ihm zur Seite knieeten die beiden Knaben, lautkreischend vor Entsetzen und liebevoll bemüht, das Blut zu stillen, das aus den zahlreichen Wunden quoll, welche der Vater im vergeblichen Kampfe für ihr Leben und ihre Freiheit erhalten hatte — ein rührendes Bild kindlicher Liebe und Treue, denn in der Hitze des Streites wäre es ihnen ein Leichtes gewesen, zu entfliehen. Aber daran dachten die den Vater in so großer Gefahr erblickenden Söhne nicht.

Der Anführer befahl jetzt, auch die Knaben zu binden. Man legte Hand an die Kinder, die sich willig fesseln ließen, weil ihnen ein richtiges Gefühl sagte, daß sie durch nutzlosen Widerstand nur reizen und neue Mißhandlungen über sich hervorrufen würden, die das zerrissene Herz ihres unglücklichen Vaters noch mehr zerfleischen müßten. Ein gebrochener Jammerlaut, ein tiefes, markerschütterndes Stöhnen und eine krampfhafte, aber gänzlich fruchtlose Anstrengung verrieth das Ueber-

maß des Jammers und der bitterſten Qual des unglücklichen Vaters, der die ſchön geformten Glieder ſeiner ihm über alles theuren Kinder feſſeln ſah, ohne ihnen beiſtehen und ſie retten zu können.

Während man beim Scheine der Flammen die Gefangenen feſſelte, brach der Tag an und die Morgenröthe beleuchtete ein gräßliches Schauſpiel, das durch das Licht des Tages erhellt nur einen um ſo ſchrecklicheren Eindruck hervorbrachte. Die rauchenden Trümmer des Dorfes, zwiſchen denen man die Reſte verbrannter Leichen erkannte, der Haufe der Gefangenen, von einer Anzahl feindlicher Krieger bewacht; dieſe ſelbſt zerſtreut auf dem Gefilde umherwandelnd, oder in Gruppen am Boden ruhend und mit düſtern Blicken umherſchauend — alles dieſes bildete einen widerlichen Contraſt zu den reizenden Umgebungen, und dem fernen Zug majeſtätiſcher Gebirge, die den Hintergrund zu dieſem Anblick voll Lieblichkeit und Schauder darſtellten.

Der Anführer der Räuberſchaar, welche dieſes friedliche Thal ſo gräßlich verheert hatte, überließ ſich unter dem Schatten dichtblättriger Gebüſche der Ruhe und überſah mit einer wilden Freude die Schaar der Gefangenen. Mehrere Stunden währte dieſer Zuſtand der Unthätigkeit; dann wurden die Sclaven auf den Wink des Gebieters in Ordnung geſtellt und ein Zug gebildet, in deſſen einzelne Glieder die Krieger ſo ver-

theilt wurden, daß sie die Gefangenen fest im Auge behalten und jeden Versuch der Flucht sogleich vereiteln konnten. Auf ein gegebenes Zeichen setzte sich diese Karawane in Bewegung und brach in den Wald ein. Nach manchem Hinderniß erreichte der Negerfürst mit den erbeuteten Sclaven das Ufer des Stromes und die hier liegenden Kanots. Man war darauf bedacht gewesen, eine hinreichende Anzahl geräumiger Fahrzeuge mitzunehmen, weßhalb es auch nicht an Raum für die Gefangenen fehlte. In kurzer Zeit waren alle eingeschifft, die Kanots erreichten das breite Fahrwasser des Stromes und schon nach wenigen Stunden waren sie in tiefer Ferne verschwunden.

Werfen wir noch einen Blick auf das Gefilde, in welchem sich dieser Theil unserer Erzählung zugetragen hat. Es ist nahe an Sonnenuntergang; die schwüle Hitze des Himmelstriches hat die Reste der Ermordeten schon der Zerstörung übergeben. Aus den Schutthaufen dringt hie und da noch ein feiner, übelriechender Rauch, während die ganze Umgegend von einem Leichengeruch erfüllt ist, der sich in den lieblichen Duft der Blüthenbäume und der Blumen schaurig mischt. Unzählige Raubvögel bedecken die in Verwesung übergehenden Cadaver, die unbeerdigt und in denselben Gruppen noch umherliegen, wie wir sie am frühen Morgen unter den Streichen der Mordbrenner niedersinken sahen. Jetzt verläßt die Sonne rasch den Horizont; nach kurzer

Dämmerung senkt sich die Nacht mit ihren Schatten herab auf das blutgetränkte Gefilde und aus dem Walde schleichen irrend die Gestalten mehrerer Thiere von furchterregendem Aussehen. Die stumpfe Nase hochtragend, folgen sie schnaubend und gierig dem Leichengeruch, den sie in tiefer Ferne gewittert haben und die Raubvögel flattern bei ihrem Erscheinen mit häßlichem, gellenden Geschrei empor: Es sind die Hyänen, welche aus den Dickichten nahen, um das Werk der Zerstörung zu vollenden.

Drittes Kapitel.

Schwer rollt die blaue Welle an's Gestade;
Es schwankt das Schiff in trügerischer Fluth.

Noch füllte eine ungeheuere Wassermasse das Becken des mächtigen Stromes, der hier seine trüben, erdfahlen Fluthen den reineren Wassern der See zuwälzte, die sich sträubten sie zu verschlingen und mit murrendem schäumendem Wellenschlag die Stromwasser bekämpften. Wir meinen den Congo, oder, wie er von den Portugiesen genannt worden ist, den Zairestrom, an dessen mit undurchdringlichen Urwäldern und pestathmenden schlammigen Sümpfen umgebene viele

Meilen weite Mündung, uns unsere Erzählung versetzt. Ein Arm dieses mächtigen Flusses, dessen Gewässer tief genug strömt, um bei günstiger Witterung den größten Seeschiffen einen sicheren Ankerplatz zu gewähren, ist der Schauplatz der nachfolgenden Begebenheiten, die wir unsern geneigten Lesern vor Augen führen wollen. Es sei uns vergönnt, die in naturhistorischer Hinsicht so merkwürdigen Umgebungen mit kurzen Zügen zu schildern.

Gleich allen großen Strömen, welche ein Land von weichem, leichtauflösbarem Boden durchwühlen, ist das Gewässer des Zaire mit einer großen Masse von Lehm- und feinen Sandtheilen geschwängert, die durch die Zuflüsse während der Regenzeit noch sehr vermehrt werden und im oberen Stromlaufe durch das rasche Fortschießen der Fluthen am Niederschlag verhindert werden. Etwa vierzehn Meilen entfernt von der Küste im Innern des Landes vermindert sich der starke Fall der Gewässer und sie empfinden schon den Widerstand, welchen die Wellen der See ihnen leisten, wenn sie sich mit denselben vereinigen wollen. Jede Fluth drängt die trüben Wasser des Stromes zurück und hindert den Lauf derselben und auf die Entfernung weniger Meilen steigen und fallen sie abwechslungsweise mit den Seegewässern, dem Einflusse eines mächtigeren Elementes gehorchend, das mit einer unbändigen Kraft seine Herrschaft über dieselben ausübt. Das umliegende Land wird besonders zur Regenzeit, wo der Strom fast zwanzig Fuß hoch

anschwillt, weit und breit überschwemmt und in einen großen See verwandelt. Die Fluthen lassen eine dichte Lage fruchtbaren Schlammes zurück, der, sobald das Land von ihnen frei ist, der Vegetation zu einer Grundlage dient, aus welcher sich dieselbe mit einer unglaublichen Kraft und Schnelligkeit entwickeln kann. Lange noch hält die Feuchtigkeit an und das dichte Blätterdach einer ungeheuren undurchdringlichen Waldung hindert die heißen Sonnenstrahlen, den Boden auszudörren. Daher rührt denn jene ewig grüne, lebensvolle Frische der Pflanzenwelt, die begünstigt von allen Umständen und von der zerstörenden Hand des Menschen unberührt, hier in unbestrittener Kraft und Herrschaft emporwuchert. Der majestätische Wald am Ufer des Stromes ist von tausendjährigem Alter und seine glänzend grünen Wipfel wimmeln vom schönsten Gefieder, an dessen melodischen Gesang sich das Ohr des Menschen ergötzen könnte, wenn nicht diese lieblichen Töne oft widrig unterbrochen würden durch das Gekrächze vieler tausend Affen und durch das Zischen der Schlangen, welche den friedlicheren Thieren Verderben drohend, ihnen selbst bis in die höchsten Zweige der Bäume folgen. Die vielen Sandbänke und die Rohrmassen dienen dem gräßlichen Krokodill zum Aufenthalt. Gleich den verkohlten Stämmen dicker Bäume ruhen hier die langgestreckten scheußlichen Körper dieser furchtbaren Lurche. Oft wird das Schnauben des scheuen, riesigen

Flußpferdes (**Hyppopotamus**) in nächtlicher Stille gehört und in der Ferne schreckt, wenn dichte Schatten diese Wildniß bedecken, das furchtbare Brüllen hungriger Löwen, Panther, und das heißere Geheul der Hyänen. Betritt man das feuchte, schlammige Ufer, so sinkt man bis an die Kniee in den weichen nassen Boden, aus dem, gleich riesigen Säulen, die colossalen Stämme des 156 Fuß hohen Ceiba, des Boabab und der majestätischen Palmen emporstarren und in ihrem Schatten glänzen die köstlichsten blühenden Gewächse, deren theils angenehmer, theils widerlicher Duft sich mit dem Modergeruch unzähliger, meilenlanger und unergründlicher Sümpfe mischt. Hier lauert, wie das stärkste Ankertau, cylindrisch aufgewunden, die Gigantenschlange (**Boa Constrictor**) auf den schlanken Hirsch, oder den behenden, kraftvollen Panther, denn selbst diesem zerbricht die Muskelkraft des gräßlichen Thieres, wenn sie ihre Spirale entwickelt, alle Knochen; sie leckt die Glieder eben und ihr Geifer erleichtert das Verschlucken des kolossalen Fraßes. Hier zeigen sich Rudel von Elephanten, von Gazellen; hier weidet der pagodenähnliche Kamelopard, (**Giraffe**) der schnelle Strauß und das große Wildschwein (**Susaethiopicus**) mit fußlangen Fang-Zähnen.

Die Wasser des Stromes wimmeln von den schönsten und besten Fischgattungen und unzählige Schildkröten schwimmen umher und benagen die frischen Kräu-

ter, welche an dem Rande des Stromes wuchern. Trotz all dieses natürlichen Reichthums ist diese Gegend der Erde nur spärlich bewohnt. Arme Neger leben als Fischer auf hochliegenden Theilen oder Inseln der Stromgestade oder dienen zu Unterhändlern beim Sclaventausch, für den hier stets einer der besten und wohlversorgtesten Märkte zu finden ist. Aber schnell muß sich hier der Käufer mit den gesuchten Waaren versorgen, denn Tod und Verderben harren seiner, wenn er es wagt, lange in diesen Fiebergegenden zu weilen. Die fürchterlichsten Epidemien und Krankheiten raffen besonders die Europäer im Laufe weniger Stunden hin und gegen ihre tödtende Gewalt hilft kein Mittel des Arztes. Es gibt keine Rettung, als nur schnelle Flucht aus den Dickichten nach der See, deren reine, stärkende Lüfte schnell jede Gefahr verwehen.

Der Arm des Flusses, von welchem wir jetzt geredet haben — es ist der stärkste und südlichste — wurde durch mehrere große, mit dichtem Manglegestrüpp und Gebüsch bedeckte Sandinseln und Bänke von des Hauptstroms vielen kleineren und größeren Nebenarmen getrennt. Etwa eine halbe Meile vom Seestrand entfernt lag in einer Art tiefer Flußbucht ein schlankes, schwarzes Schiff mit drei hohen, schöngeschnittenen Masten und vortrefflich geordnetem Tau- Takel- und Segelwerk vor Anker. Auf dem Verdeck sah man nur drei Menschen, einen Neger in Matrosenkleidung, der schläfrig an den

Gallerien lehnte und das gegenüberliegende Ufer zu betrachten schien. Am Vordertheil des Schiffes machte sich ein Matrose zu schaffen und etwa einige Klafter hoch im Tauwerk des Besahnmastes hing in schläfriger Stellung ein Bursche, der den Lauf des Stromes übersah, welcher aus tiefer, unabsehbarer Ferne heranrollte. Der Anblick des einsam liegenden Fahrzeugs hatte etwas Düsteres; die tiefe Ruhe, welche an Bord desselben herrschte, der dunkle Anstrich des langgestreckten Rumpfes, der mit Schwerfälligkeit und tief eingesunken auf dem trüben Gewässer sich hinstreckte, die ungeheuern Wolken giftiger Insekten, welche die Maste umsummten und ein tiefes, fernklingendes Säuseln verursachten und die fürchterliche, gänzlich erschlaffende Hitze, welche mit lähmendem Druck auf den lauen Wassern des Zaire lag und die Uferwaldungen bis zum Glutgrad eines geheitzten Backofens erwärmte — alles dieses gab der ganzen Scene etwas Unerfreuliches und Beängstigendes und vernichtete den Reiz der Fremdartigkeit, welcher ihr wohl sonst schmückend zur Seite gestanden.

Der Matrose, welcher auf dem Deck gearbeitet hatte, erlag dem übergewaltigen Einfluß der Himmelsgluth und sank im Schatten des großen Bootes, welches in der Mitte des Deckes lag, in tiefen Schlummer. So blieben denn nur noch zwei Menschen, um den großen Raum, den das Verdeck des Schiffsgebäudes darbot, einigermassen zu beleben. Der Neger trug jetzt mehrere große,

eiſerne Keſſel herauf, ſtellte ſie an den Rand der Gallerie, wo eine einfache Vorrichtung zum Waſſerſchöpfen angebracht war und begann ſie zu füllen. Durch das erquickliche Plätſchern des Elementes aufmerkſam gemacht, ermunterte ſich der Junge im Tauwerk und rief dem unten Beſchäftigten einige Scherze in portugieſiſcher Sprache zu, welche dieſer in einem kaum verſtändlichen Jargon und mit mehr Munterkeit, als man ihm ſeinem häßlichen Geſichte zu Folge hätte zutrauen ſollen, erwiederte:

»Noch nichts ſehen, Billi?« rief nach einer kleinen Pauſe der Schwarze, indem er eine Gebehrde machte, als ob er ein Fernrohr in der Hand hätte, um ſich deſſelben zu bedienen.

»Nichts, Jupiter, nichts als Himmel, Waſſer und Mosquitos« — antwortete der Knabe indem er einen Fächer von ſchlechten Federn ſchwang, um die läſtigen Inſekten von ſich abzuhalten.

»Capitain Calas bleiben lange aus, he?«

»Es iſt Zeit, daß er zurückkehrt, um uns aus dieſem Backofen zu erlöſen, in dem wir alle noch zu Mumien ausdörren werden, wenn es ſo fortgeht,« antwortete der Kleine. Am Tajo iſt es auch warm, aber man bleibt dabei geſund, munter und vergnügt und hat doch irgend eine angenehme Unterhaltung. Aber hier iſt ein Vorſchmack vom Fegfeuer und dabei kein Menſch, mit dem man ein vernünftiges Wörtchen plaudern

könnte; nichts als Vögel, Bäume voll häßlicher Affen und Menschen, die nicht viel angenehmer aussehen. »O Tajo, o mein schöner Strom! es spiegelt sich der Himmel so blau in deinen klaren Fluthen« sang der muntere Bursche mit hell klingender angenehmer Stimme.

»Komm herab, Billi, wir wollen mit einander plaudern« — rief der Neger redselig, indem er Zitronen aus einem Korbe nahm, sie in der Mitte entzwei schnitt und durch Hülfe zweier Hölzer den Saft auspreßte und in die vollen Kessel fallen ließ.

»Was machst du da, Jupiter?« rief der Knabe, der gerne die Veranlassung zu einer Unterhaltung fest hielt.

»Hm, ich machen? — sehen Don Billi selbst; ich pressen die Limonen aus« — sagte der Neger gedehnt, indem er eine der Zitronen gewaltig drückte.

»Schwarzer Dieb, das brauchst du mir nicht zu sagen, ich frage dich, zu welchem Ende du dieses Gebräu fabrizirst?«

»Gebräu? Seht Don Bill, das ist für schwarze Negerhallunken und die kleinen Pikanini (junge Neger), abzuwaschen die Haut, damit nicht krank werden und den Schweiß wegschaffen. Es sein sehr gesund und lieben der Neger es sehr.«

»Ah! So willst du also ein ganzes Bad nehmen, du Hallunke? Nun warte, das werde ich Capitain Calas melden, der dir die Katze geben läßt, dafür, daß

du ihm seine schönen Zitronen zerschneidest, um deinen häßlichen Balg mit ihrem Safte abzuwaschen.«

Der Neger grinst'e boshaft und lächelte spöttisch über den Irrthum des Knaben. »Sage mir, Don Bill, wie oft schon am Bord gewesen sein?«

»Oft genug, um alles Reisen nach fernen Ländern und namentlich nach deinem saubern Vaterlande zu verwünschen, Schwarzer — rief Bill verdrießlich. »Uebrigens ist das die Wahrheit, daß ich vor der Reise hieher noch nie auf ein großes Schiff kam und daß es wahrscheinlich auch meine letzte auf demselben sein wird.«

»Massa Bill reden ohne Kopf,« rief der Neger beleidigt. »Ich sein kein Afrikaner, ein freier Mann aus Rio Janeiro.«

»Aber dein Vater, Jupiter, er war gewiß ein Afrikaner, denn du bist eine so ächte Auflage von einem Neger, daß keiner derer, die wir zu erwärten haben, dich für einen Brasilianer halten wird.«

»Lassen gut sein, Don Bill, Jupiter wissen, seine Abkunft besser schätzen und darüber nicht können mehr spotten hören, sonst!« . . . Bei diesen Worten machte der Schwarze eine sehr ausdrucksvolle Bewegung mit der rechten Hand, nachdem er ein schmales langes und sehr scharfes Messer ein wenig gelüftet hatte, das in dem rechten Bein seiner blau- und weißgestreiften Schifferhosen steckte.

Bill hatte es vorsichtiger Weise für gut gefunden, den Platz wo er stand zu verlassen und sich so zu stellen, daß die Kessel ihn vor der ersten Wuth des Negers schützten und er ein Tau zur Hand hatte, an welchem er sich in das Tauwerk emporzuschwingen vermochte, wohin ihm, wie er wußte, der Schwarze nicht folgen konnte. Jupiter versah nämlich auf dem Fahrzeug die Stelle eines Koches und hatte keine Matrosendienste zu verrichten, während Bill ein auf einem Küstenfahrzeug aufgewachsener ehemaliger Schiffsjunge und jetzt einer der gewandtesten Leichtmatrosen des Schiffes war.

Der beleidigte Neger verwandte kein Auge von seiner Arbeit und vernichtete mit der größten Wuth alle Zitronen, welche in dem Korbe lagen. Bill hatte lange Weile und — muthwillig, wie alle seine Standsgenossen, gedachte er sich mit Jupiter einen Spaß zu machen. Er verließ daher, anscheinend gleichgültig seinen Platz und bestieg die Raa des großen Mastes, von wo aus er eine starke Leine bis auf das Verdeck des Schiffes gehen ließ. Dann zog er seine Schuhe aus, band sie oben fest und rutschte sodann ganz leise herab. Mit einer Geschicklichkeit, die wahrhaft bewundernswürdig war, kroch er dem Neger, der sich weiter nichts um ihn zu kümmern schien, näher und schlang das Ende der Beine durch dessen schlapp herab hängenden Gürtel, der gerade so viel Ende hatte, daß es geschehen konnte und so stark war, als es dem schlauen Bill nöthig schien

Jetzt kehrte er geschickt zurück auf die Raa, ergriff den Flaschenzug und begann nun, vorsichtig die Leine anzuziehen. Der unglückliche Jupiter spürte einen Druck um die Hüften und kehrte sich rasch um, in der Meinung, den Verwegenen, der sich mit ihm einen Scherz erlauben wollte, zu packen und zu züchtigen. Aber diesen Augenblick hatte der Schlaue oben auf der Raa abgewartet. Mit wenigen angestrengten Zügen schwebte der zappelnde Neger zwei Klafter hoch in der Luft und die Leine wurde nun festgeschnürt, so daß an ein Entrinnen oder Loswerden aus der beschwerlichen und gefahrdrohenden Lage nicht zu denken war. Jupiter hing, verlassen von menschlicher Hülfe, in einer schwindelnden Höhe, an einem sehr dünnen Tau, das kaum fähig schien, die Hälfte seiner Last zu tragen und tief unter ihm lag das Deck von kastilianischem Eichenholz, das hart und unnachgiebig, seinen Gliedern Zerstörung drohte, wenn er das Unglück haben sollte, aus so jäher Höhe auf dasselbe herabzustürzen. Auch war keine Möglichkeit vorhanden, sich ohne die Hülfe Bill's aus der schlimmen Lage zu befreien. Es blieb nur ein Ausweg, nämlich der einer demüthigen Bitte, zu welcher sich der Neger um so weniger herbeilassen wollte, da er dem Matrosen kurz vorher auf eine so brutale und grausame Weise gedroht hatte. Zu seiner größten Demüthigung senkte sich jetzt, wenige Fuß entfernt von ihm, ein anderes Tau herab, das eine weite Schlinge hatte, bis zu welcher der

listige Bill herabrutschte und, bequem in derselben Platz nehmend, einige Früchte hervorzog, um ein, dem Orte wo man sich befand, angemessenes Frühstück zu halten.

Dem Hohne des Knaben ausgesetzt, der mit Matrosengewandtheit es sich in seinem lustigen Sitze bequem machte, erfüllten Rachegedanken den Neger. Aber es fehlte ihm die Macht, dieselben auszuführen. Bald ward ihm seine Lage unausstehlich, das Gewicht seines Körpers preßte ihn dergestalt, daß er in laute Klagen ausbrach und den Jungen um aller Heiligen und heidnischen Götter willen bat, ihn aus seiner qualvollen Lage zu erlösen. Bill weidete sich noch eine Weile an der Verlegenheit des Negers der, wie ein Kreisel in der Luft umherbaumelte und gerne die Gefahr eines Sturzes aus solcher Höhe auf das Deck bestanden hätte, wenn das Seil gerissen wäre. Endlich hatte er die Sache überdrüssig, kletterte auf die Raa, band die Leine los und ließ jetzt den Flaschenzug ablaufen, unbekümmert, wie der Neger auf dem Deck anlangen würde. Die Fahrt abwärts ging rasch genug; Jupiter stürzte halb leblos auf die Bohlen und kam durch den Fall sowohl, als auch durch das plötzliche Aufhören des Druckes wieder zum Gebrauch seiner Sinne. Er blieb aber lange noch seufzend am Boden liegen, um sich zu erholen und durch Reiben die leidenden Stellen seines Rumpfes zu lindern, während der gewandte, listige Bill längst wieder

in seiner Want saß, um den Strom zu beachten, von woher man die Ankunft des Kapitains erwarten mußte.

Nachdem wir auf solche Weise unsere lieben Leser an Bord des Schiffes eingeführt haben, das für einige Zeit der Schauplatz unserer Erzählung werden soll, schreiten wir zur näheren Erklärung der Bestimmung desselben. Das Schiff war ein portugiesisches Fahrzeug, und zum Behuf des Sclavenhandels am Zaire angekommen. Der Kapitain Colas war in diesem Augenblicke abwesend, um eine große Anzahl Sclaven einzuhandeln, die einer der Häuptlinge, der mehrere Meilen höher hinauf am Strom wohnte, ihm durch Unterhändler hatte anbieten lassen. Bald werden wir den Mann, der ein so gräßliches Geschäft betrieb, näher kennen lernen. Es ist aber vorher rathsam, unsere Leser mit der Einrichtung des Schiffes näher bekannt zu machen. Dasselbe hieß Santa Virgina, war mit zwölf langen Kanonen bewaffnet und führte 36 Matrosen, von denen aber in diesem Augenblick die größte Mehrzahl und namentlich die handfestesten Leute, mit dem Kapitain abwesend waren, um die Neger, welche man zu erhalten hoffte, an Bord zu bringen. Zwei große Boote waren abgegangen und man erwartete sie noch an diesem Abend zurück. Die Einrichtung des Schiffes entsprach ganz dem Zweck, den es hatte. Der ganze Raum desselben unter dem Deck war in einen großen, niedern Saal verwandelt, der durch einen Bohlenverschlag in zwei

Abtheilungen getheilt war. Die größere war für die männlichen Sclaven bestimmt und faßte deren etwa dreihundert, obwohl die Menschen bei solcher Anzahl nur zur Hälfte liegen konnten, während die andere Hälfte mit eingezogenen Knieen sitzen mußte. Der Raum war zugleich so niedrig, daß ein gutgewachsener Mann nur gebückt darin stehen konnte. Von der großen Kajüte her, woselbst der Kapitain und die Steuerleute wohnten oder gewöhnlich sich aufhielten, gähnten die Mündungen zweier Karthaunen in das dumpfe Behältniß, welche im Falle des Aufruhrs unter den Schwarzen bestimmt waren, Tod und Verderben unter die dicht zusammen gedrängten Menschen zu speien. Diese fürchterlichen Vorkehrungen schienen dem Sclavenhändler wenigstens für den Anfang der Reise nöthig zu sein, falls die Liebe zur Freiheit die Oberhand bekommen und das unterdrückte Gefühl ausbrechen sollte. Auf offener See hatte man weniger zu fürchten, denn das schreckliche Loos raubt Schwachen bald den Muth und den Muthigen die Kraft zum Kampfe und die sorgfältigen Vorkehrungen, welche man trifft, um sich der Neger, denen man nicht trauen zu können meint, zu versichern, verhindern jede Widerspänstigkeit.

Das andere Behältniß ist kleiner und für die Frauen, Mädchen und Kinder bestimmt; denn auch Kinder sind für den Negerhändler eine willkommene Waare und die Unschuld der Kleinen ist für ihn nur ein um so größerer

Sporn, ſich ihrer ſo viele zu verſchaffen, als er nur vermag. Kinder ſind ja noch gelehriger, fügſamer, als Erwachſene. Man kann ſie leichter bändigen, erziehen und lehren, wie man will; auch leben ſie länger und man kann ſie alſo auch länger benützen. Ueberdieß eſſen ſie nicht ſo viel, als große Leute und ihr kleiner ſchwacher Körper krümmt ſich in einen Raum zuſammen, wohin man die älteren Sclaven nicht bringen kann. Deßhalb und noch aus vielen andern Gründen, verſchont man auch der armen Kinder nicht und füllt mit ihnen die leeren Räume aus.

Die Waaren, welche die Sclavenhändler führen, um den Tauſchhandel mit den Eingebornen betreiben zu können, ſind in Europa von nur geringem Werth. Branntwein iſt der geſuchteſte Artikel und um dieſes elende Getränke, dieſes Leib und Seele verderbende Gift zu erhalten, wird oft die Exiſtenz ganzer Ortſchaften vernichtet und über unſchuldige, friedliche Völkerſchaften Tod und Verderben gebracht. Man erzählt Beiſpiele, daß Negerfürſten oder Häuptlinge ihre eigenen Unterthanen zu hunderten den Sclavenhändlern übergeben haben unbekümmert um die Folgen für ſie ſelbſt, wenn ſie nur im Stande waren, ſich das beliebte Getränke zu verſchaffen. Nach andern Gegenſtänden ſind ſie weniger begierig, es müßten denn Dinge ſein, welche zur Befriedigung einer lächerlichen Eitelkeit dienen könnten. So ſieht man öfters Negerhäuptlinge, welche in mili-

tärischer Uniform einher stolziren, große dreieckige Hüte tragen, und dabei barfuß gehen. Oder es ist nichts Ungewöhnliches, sie nur mit einelnen Kleidungsstücken, die sie von Europäern oder Amerikanern erhandelten, behängt zu sehen, während sie sonst im gewöhnlichen Zustande der Nacktheit bleiben, und nichts haben, um die andern entblößten Theile des Körpers zu bedecken. Große Schnüre von Glaskorallen, rothe und gestreifte, oder auch gewürfelte Zeuge, die in Ostindien oder Europa verfertigt werden — man nennt sie ihrer Bestimmung gemäß Guineas — Messer, schlechte Flinten, Pulver und Blei, das sind die gesuchtesten Waaren. Nach andern Dingen, namentlich nach Mitteln zur Befriedigung des menschlichen Geistes, wird nicht im Mindesten gefragt, denn der Charakter der Neger und ihre ganze geistige Richtung steht nicht nach solchen Sachen. Jetzt zur Betrachtung dieser Menschen selbst.

Der Neger hat bei einer mehr oder minder schwarzen Farbe, eine dicke, sammtartig anzufühlende Haut; einen eigenen, starkriechenden Schweiß und größtentheils krauses Wollenhaar, gewöhnlich von schwarzer, zuweilen von röthlicher Farbe. An dem schmalen, zusammengedrückten Kopfe tritt der Untertheil des Gesichtes weiter, als bei den übrigen Menschenracen, hervor, und gibt dadurch dem Neger, bald mehr, bald minder, einige Aehnlichkeit mit dem Affen.

Die geplätſchte Naſe und die hochaufgeworfenen rothen Lippen, ſo gewöhnlich ſie auch bei den Schwarzen vorkommen, ſind ihnen dennoch nicht durchaus und allgemein eigen. Es gibt Neger mit erhabenen Naſen und feingebildeten ſchwarzen Lippen. Hingegen haben ſie faſt durchgängig ſchön geordnete weiße Zähne, die ſich bei ihnen durch Hülfe eines wohlriechenden, fein geſpaltenen Holzes ſtets geſund und glänzend erhalten, wozu freilich ihre einfache Lebensart auch ſehr viel beiträgt.

Die Züge der Neger ſind bald roher, bald ſanfter. Sie haben theils große, theils auch kleinere Augen von verſchiedenen Farben. Ihr Angeſicht verräth öfters ſehr viel Verſtand, bei ſehr vielen bemerkt man aber den betrübenden Ausdruck großer Stumpfheit, Sinnlichkeit und geiſtiger Armuth.

Ihr Körperbau iſt dagegen meiſt ſehr geſund und ſtark. Sie haben eine breite Bruſt und ſtarke Schenkel; nur iſt gewöhnlich ihr längeres Bein etwas eingebogen und ihr Fuß, vielleicht durch das ſtete Barfußgehen, ſehr breit.

Aeußerſt gelenkig und kraftvoll übertreffen ſie unter der heißen Sonne in jeder Art von körperlicher Arbeit die Europäer, ſelbſt die Abkömmlinge derſelben, welche innerhalb der Wendezirkel geboren worden ſind. Dieſes iſt denn auch der Grund, weßhalb man überhaupt Sclaven aus Afrika zu erhalten ſucht, denn nur ſie

können im senkrechten Sonnenstrahl ohne Beschwerde arbeiten und ertragen die Einflüsse des heißen Klimas, ohne ihnen zu erliegen, mit bewundernswürdiger Ausdauer. Europäer oder ihre Abkömmlinge sind dagegen nicht nur außer Stande, in der Hitze zu arbeiten, sondern sie verlieren schnell Kraft und Gesundheit und sterben an den eigenthümlichen und schrecklichen Krankheiten.

Auch die Negerinnen sind großer Anstrengungen fähig. Wie bei allen rohen Völkern, so werden sie im Vaterlande von den Männern zu den schwersten Arbeiten angehalten, während diese sich dem Vergnügen der Jagd, oder der Trägheit überlassen und nur zur Zeit des Krieges zu großer Thätigkeit geneigt sind.

Eine brennende Sonne und dadurch ein ewiger Strom von Licht und Kraft, erzeugt einen übermäßig großen Drang zum Wachsthum und Zunehmen. Die Erde gibt fast freiwillig ihre Gaben und die Scholle darf kaum umgerührt werden, so geben vielfache Getreidearten dem Neger die Einsaat hundertfältig zurück.

Ohne Anbau schießen für ihn die saftigsten Früchte und die feinsten Wohlgerüche hervor. Der einzige Palmbaum gewährt ihm den erquickendsten Wein, eine wohlschmeckende Nahrung, einige Theile seines Hausrathes und fast die ganze Bedeckung seines Körpers und seiner Wohnung; seine dicke Haut macht ihm mehrere Widerwärtigkeiten des Klimas erträglich.

Daher ist denn aber auch die Trägheit des Negers so groß, daß er auf seinem reichen Boden zuweilen Hunger leidet und sich sorglos den Anfällen reißender Thiere preißgibt.

Demungeachtet darf man nicht glauben, daß es den Negern an Anlagen fehle, gesittete und kluge Menschen zu werden. Sie legen große Beweise von Geschicklichkeit bei ihren Arbeiten an den Tag; sie verfertigen mancherlei nützliche Dinge in ihrem Vaterlande und erwerben sich sehr bald Kenntnisse in den Handwerken, in welchen man sie unterrichtet. Man rühmt aber auch viele schätzbare Eigenschaften ihres Geistes, Wohlthätigkeit, Treue, Gastfreundschaft. Der große Reisende Mungo Park gibt ein schönes Beispiel des Dichtertalents und der Gastfreundschaft der Afrikaner. Als dieser kühne Entdecker an einem ungestümen Abend, hungernd und von allen verlassen, sich zum Uebernachten unter einen Baum zu setzen gezwungen sah, erregte er das Mitleid einer vorübergehenden Negerin. Sie führte ihn gutmüthig in ihre Hütte, zündete eine Lampe an, breitete eine Matte vor ihm aus, setzte ihm einen gebratenen Fisch zum Abendessen vor und deutete ihm an, er könne sich nun ohne Sorgen schlafen legen.

Während seines Nachtlagers fuhren die weiblichen Hausgenossen seiner Wohlthäterin fort, Baumwolle zu spinnen und eine derselben sang nun folgendes Lied nach einer sanften und klagenden Melodie, während die

übrigen ſchwiegen und immer nur die letzten Worte der Strophe im Chor begleiteten.

Die Winde ſauſten, der Regen fiel
Der arme Weiße, matt und verdroſſen,
Kam und ſetzte ſich unter unſern Baum.
Er hat keine Mutter mehr, die ihm Milch bringt,
Keine Gattin, die ihm Korn ſtampft.

Chor.

Beklaget den Weißen
Er hat keine Mutter mehr, die ihm Milch bringt,
Keine Gattin, die ihm Korn ſtampft!

Derſelbe Reiſende widerlegt auch die ungerechte Beſchuldigung, daß die Neger gefühllos gegen ihre Aeltern wären. Er ſagt, daß es für die Schwarzen keine größere Beleidigung gebe, als wenn man von ihren Aeltern Nachtheiliges ſpräche, oder ſie ſchmähe. »Schlage mich, nur ſchimpfe meine Mutter nicht« iſt ein in Afrika geltender Spruch. Ein einziges Beiſpiel kindlicher Liebe, das wir hier noch anführen wollen, möge unſeren lieben Leſern als Beweis dafür dienen.

Ein Agraffi-Neger am Fluſſe Volta war durch mancherlei Unglücksfälle tief in Schulden gerathen. Zu ihrer Bezahlung blieb ihm nur der Verkauf ſeiner Kinder oder ſeiner ſelbſt übrig. Aus Vaterliebe wählte er das letztere und übergab ſich willig dem Gläubiger, der ihn auf das Schiff eines Sclavenhändlers führte. Hier wartete er ſchon auf die gefürchtete Abreiſe nach Weſtin-

dien, als ſein Sohn, tief gerührt über das Schickſal des Vaters, den Entſchluß faßte, ihn aus kindlicher Dankbarkeit zu befreien. Er kam nebſt mehreren ſeiner Familie zum Schiffe mit dem Verlangen, einen bejahrten Sclaven gegen einen jüngeren umzutauſchen. Der Anblick eines ſchönen, ſtarkgebauten Negers bewirkte die ſchnelleſte Einwilligung des Tauſches. Als nun aber dieſer gute Sohn den Vater in Ketten vorführen ſah, welch' eine Scene! Er ſtürzte ihm in die Arme, weinte Freudenthränen, ihn retten zu können, ließ ſich für ihn in die Eiſen ſchlagen und blickte mit unglaublicher Genugthuung und Heiterkeit auf die Seinigen hin.

Wer könnte bei einem ſo erhabenen Schauſpiel ungerührt bleiben? Nur der rohe Sclavenhändler fühlte keine Theilnahme und frohlockte über den vortheilhaften Tauſch. Aber andere Europäer ließen dieſe Handlung kindlicher Ergebenheit und Liebe nicht ungerührt vorübergehen. Iſert, der Erzähler dieſer Thatſache und Augenzeuge der ganzen Scene, zeigte dieſe erhabene Handlung dem däniſchen Gouverneur der dortigen Beſitzungen an. Der würdige Beamte, durchdrungen von Menſchenliebe, vermittelte ſofort die Befreiung des Sohnes und ſo erndtete dieſer durch eine glückliche Rückkehr ins Vaterland in Geſellſchaft ſeines Vaters und der übrigen Familie den Lohn der edelſten That.

Eben ſo finden ſich die rührendſten Züge brüderlicher Liebe, die Beweiſe unerſchütterlicher Redlichkeit und

der treuesten Freundschaft. Menschen, in deren Brust so schöne Gefühle thronen und die solche Beweise von Gefühl und Talent ablegen, können nicht durch die Nachrede beschimpfender Eigenschaften gebrandmarkt werden und wie thöricht würde es sein, wenn die Europäer nach Sclaven geizten, welche gefährlich für das Wohl, Leben und Eigenthum ihrer Besitzer, sie in einem beständigen Zustande der Angst und dem drückenden Gefühl der Todesgefahr erhalten müßten. Dieses ist aber nicht der Fall; nur die fürchterliche Grausamkeit mancher Pflanzer rief Empörungen unter den Negern hervor und dann entfalteten sich jene heißen Leidenschaften, die sie zur fühlloseſten Grausamkeit hinreißen. Kann man ihnen verdenken, daß sie sich zeigten als das, wozu sie die Natur selbst geschaffen zu haben scheint?

Wir kehren nach dieser ziemlich langen Abschweifung wieder zurück, um den Faden unserer Erzählung wieder aufzunehmen. Die Sonne neigte sich schon stark dem Meere zu und aus Lagunen und Sümpfen stiegen die Nebelsäulen gleich gespenstischen Thürmen in die tiefblaue Luft empor. In den Wipfeln der Bäume wurde es lebendig; das Geschrei der Thiere belebte das todte, wenn gleich herrliche Naturgemälde. Lieblich kühle Lüfte zogen über die rauschenden Stromwasser und die Last der Hitze ließ nach, um dem behaglicheren Gefühl süßer Ruhe Platz zu machen. Die Matrosen, welche bisher in dumpfem Schlaf unter Deck gelegen

erſchienen jetzt, um den Kameraden bei den nöthigen Arbeiten beizuſtehen. Der Steuermann ging, eine Cigarre im Munde, auf dem Hinterdeck umher, anordnend was geſchehen ſollte und das Schiff bot bald einen erfreulicheren Anblick dar.

Noch immer hoffte man auf die Rückkehr des Capitains und vom Tauwerk des Hauptmaſtes hielt beſtändig unſer Bekannter Bill ſeinen Ausguck. Plötzlich brach der junge Burſche in einen lauten Jubelruf aus, denn in tiefer Ferne zeigte ſich ein Fahrzeug, dem eines, zwei, drei, bis zu zehn Booten folgten. Man denke ſich die Freude der Matroſen über die Rückkehr ihrer Gefährten an die ſie die Hoffnung knüpften, endlich einmal aus dieſer Hölle von Langeweile erlöſt zu werden, denn das Schiff lag ſchon fünf Wochen an dieſer Stelle und man hatte ſchon den Glauben verloren, daſſelbe vollkommen mit Negern beſetzen zu können. Doch das Nähere über den Erfolg der Reiſe in das Innere im nächſten Kapitel.

Viertes Kapitel.

Des Mannes Antlitz ist der Spiegel seiner Seele.

Ein günstiger Ostwind bließ in die Segel der Boote, die aus dem Innern des Landes nahten, um eine sehr große Anzahl von Sclaven an Bord des Schiffes zu bringen. Jedes der zehn Fahrzeuge trug einen Theil der Last; die meisten Sclaven waren in den beiden großen Booten, welche, das eine von Kapitain Calas das andere vom Obersteuermanne Cabral geführt wurden. Bald nahte die Flotte dem Schiffe, das sie mit Kanonendonner begrüßte und plötzlich war der ganze Arm des Flusses belebt durch eine sehr große Anzahl von Menschen, welche mit Geschrei und Toben ihre Fahrzeuge am Schiffe zu befestigen oder das gegenüber liegende Land zu erreichen suchten, woselbst die schwarzen Schiffer sich neugierig versammelt hatten, um das interessante Schauspiel zu betrachten.

Eine ganze Bevölkerung war auf die einzelnen Fahrzeuge vertheilt. Männer, Jünglinge, Knaben, Frauen, Mädchen, Säuglinge — alle diese, verschieden an Alter und Geschlecht, waren ihrem Vaterlande, der Scholle, die sie bisher ernährt hatte, entrissen und zu Leibeigenen gemacht worden. Entsetzen oder verhaltene

Wuth, Muthlosigkeit und Verzweiflung — diese widersprechenden und heftigen Gefühle malten sich auf dem Antlitz der erwachsenen Sclaven, während die Kinder still und ängstlich weinend sich in den Kanots niederkauerten und das Kreischen hungernder und erschreckter Säuglinge zuweilen aus dem allgemeinen Getöse vernommen werden konnte.

Es war die Bevölkerung des zerstörten Dorfes, der Rest der Bewohner, der dem Verderben entronnen war und ein Leben gerettet hatte, das tausendmal schlimmer für manchen sein sollte, als der grausamste Tod.

Unsere lieben Leser werden jetzt erwartungsvoll nach Jallo und seinen beiden Kindern schauen. Auch diese uns bereits bekannte Familie, befand sich auf dem Boote des Kapitains. Jallo lag noch immer gefesselt am Boden des Fahrzeugs. Sein Antlitz trug die Spuren des düstersten Kummers. Die beiden Knaben saßen bei ihm und bemühten sich, unbewußt des traurigen Schicksals, welches sie nach kurzer Zeit schon erwartete, durch kindliche Schmeicheleien und durch liebevolles Zureden den Vater zu beruhigen. Aber ihre Bemühungen waren vergebens. Das Herz des Negers war gebrochen. Er wußte, was ihn erwartete und der Gedanke an das schreckliche Loos, welches seine ihm über alles theueren Söhne treffen sollte, schnürte ihm die Brust zusammen. Wohl dachte der kräftige und entschlossene Neger an die Flucht; aber jede Hoffnung auf die Möglichkeit derselben war

ihm jetzt abgeschnitten und was konnte ihm das Leben, die Freiheit gelten ohne die Knaben, an denen sein Herz mit inniger heißer Liebe hieng, die der einzige Trost der ganze theure Reichthum seines Daseins waren und welche er jetzt bald verlieren sollte.

Die Vorbereitungen zur Aufnahme der Neger in dem Schiff waren jetzt beendigt und die Matrosen wurden angewiesen, sie zum Besteigen des Verdecks anzuhalten. Schon der Empfang war schrecklich. Zwei Portugiesen stellten sich, Hetzpeitschen in der Hand, in das erste Boot, welches zu der an der Schiffswand angebrachten Treppe gerudert worden war Eine Leine, welche um die Brust aller Neger auf diesem Fahrzeug gelegt worden, lief auf das Verdeck. Durch diese Vorrichtung verhinderte man, daß keiner der Unglücklichen, wie es schon öfters geschehen war, in der Hoffnung auf das Entkommen sich in den Strom stürzen konnte, um schwimmend das rettende Ufer zu erreichen. Die Verzweiflung der Neger, welche in die Sclaverei gerathen sind, ist aber nicht selten so groß, daß sie den Tod vorzogen und Angesichts der Sclavenhändler sich in die Fluthen stürzten, um einem Leben, das für sie ohne Freiheit keinen Werth mehr hat, freiwillig ein Ende zu machen. Man hatte jedoch Mittel gefunden, diesen Ausbrüchen des Lebensüberdrusses der Neger vorzubeugen. Jetzt also erhielten die Sclaven Befehl, das Verdeck zu besteigen. Langsam und in großen Pausen

wanderten die armen Menschen hinauf, wo sie eine neue Demüthigung erwartete. Eine lange Kette lag auf den Bohlen und an dieser waren in Abtheilungen von je ein und einem halben Fuß Ringe angebracht, welche genau um den Theil des Fußes oberhalb der Knöchel paßten. Durch einen Nagel, mittelst dessen man den Ring vernieten konnte, versicherte man sich der Neger auf die einfachste Weise und jeder der an die Kette gelegten war dann völlig außer Stande, seine Glieder nach seinem Willen zu gebrauchen. Mit dumpfem Entsetzen sahen sich die Unglücklichen auf diese Weise fesseln und der Klang der Hämmer und des Ambosses, mittelst deren dieses Geschäft verrichtet wurde, rief bei denen, welche dieses Verfahren erst erwartete, Angst und Entsetzen hervor.

Jallo war der letzte im Boote und wurde jetzt angewiesen, seinen vorangegangenen Gefährten zu folgen. Man hatte die Stricke entzwei geschnitten, welche seine Füße bisher gefesselt und blutige Spuren an denselben zurückgelassen hatten. Der Unglückliche litt unaussprechliche Schmerzen. Seine Glieder, an denen die dünnen Leinen tiefe Einschnitte gemacht hatten, waren fast abgestorben, weil das Blut nicht mehr gehörig cirkuliren konnte. Mühsam erhob sich der schwere, starke Mann; aber unfähig, sich auf den völlig leblosen Füßen zu erhalten, wankte er einen Augenblick und stürzte sodann hart auf die Rippen des Bootes nieder. Die beiden Matrosen sahen

kaum, daß der Unglückliche fiel, als sie auch schon die schweren Peitschen schwangen und einen Hagel fürchterlicher Peitschenhiebe auf den nackten Leib des Negers richteten. Stöhnend vor Schmerz krümmte sich der Arme unter der Hand seiner Peiniger und das durchdringende Jammergeschrei der Knaben, die ihren Vater also mißhandeln sahen, drang hinauf auf das Verdeck. Diese Unterbrechung rief den Capitain an die Gallerie, um nachzusehen, welches Hinderniß sich dem Fortgange des Geschäftes entgegenstellte.

Capitain Calas war ein Mann von mehr als gewöhnlicher Körpergröße. Er trug eine sammtne Schifferjacke, die gewöhnlichen gestreiften Beinkleider der Matrosen und zum Unterschiede von den Seinen eine carmoisinfarbene, mit schweren goldenen Troddeln versehene Schiffermütze. Aus Gewohnheit ließ er den Bart wachsen, der ihm bis auf die Brust herabhing und seinem wilden Gesichte einen noch furchterregenderen Ausdruck gab. Gefürchtet durch seine rohe Grausamkeit und durch mehrere schlimme Gerüchte, welche ihn großer Unthaten beschuldigten, erzwang er durch eine erbarmungslose, unnachsichtige Strenge die Vollziehung seiner Befehle. Sein Benehmen gegen seine Mannschaft war kalt und zurückhaltend. Nie redete er mehr mit ihnen, als was nöthig war, um ihnen seinen Willen kund zu thun und unter keiner Bedingung duldete er je einen Widerspruch. Alle seine Handlungen waren kalt und

wohlabgemeſſen und was er befahl oder für nöthig hielt, wurde ausgeführt, koſtete es auch, was es wollte und mußte auch die größte Härte dabei angewendet werden. Zu ſeiner Ehre ſei es geſagt, daß er nie, außer dann, wenn kein anderer Ausweg blieb, zum Aeußerſten ſchritt; aber wenn er es einmal für nöthig hielt, zu ſtrafen, dann blieb er auch taub für alle Bitten und Vorſtellungen.

Die Neger hatten an ihm einen wohlberechnenden Gebieter. Mit einer Sorgfalt, die mit nichts zu vergleichen war, als mit der eines umſichtigen Arztes, wachte er, ſo viel es ſich thun ließ, über die Erhaltung ihrer Geſundheit. Die Folge unſerer Erzählung wird uns mancherlei kennen lehren, was er zu dieſem Ende that. Aber wer dabei denken wollte, daß Capitain Calas aus Menſchenliebe für das Wohl ſeiner Sclaven bedacht war, der würde ſich in einem ſehr großen Irrthume befinden. Die Triebfeder aller guten und böſen Handlungen des Kapitain Calas war ein wohlberechnender Geiz, der nie ſeines Ziels vergaß, ſondern dasſelbe durch alle Mittel, welche ihm zu Gebote ſtanden, zu erreichen ſuchte. Aus Gründen, welche nur ihm ſelbſt bekannt waren, legte er nie wieder an demſelben Orte der afrikaniſchen Küſte an, wo er früher ſchon einmal geweſen war. Bei jeder Reiſe hatte er eine andere Mannſchaft, den Oberſteuermann Cabral und etwa fünf alte erfahrne Bootsleute ausgenommen, die ihm aus un-

bekannten Urſachen ſehr ergeben waren und auf deren Treue er feſt zählen konnte. Bei jeder neuen Fahrt erhielt auch das Schiff einen andern Anſtrich und die Zahl der Kanonen, welche auf dem Verdeck ſtanden, wurden bald willkührlich vermehrt, bald vermindert. Der Ruf ſagte von ihm, daß ſeine Mannſchaft gut genährt und bezahlt werde und ſchilderte ihn für einen Vorgeſetzten, der nie ſtrafte, wenn nicht der Ungehorſam eines Untergebenen ihn dazu zwang. Aber dennoch war es ſchwer für ihn, ſeinem angenommenen Grundſatze gemäß bei jeder Reiſe neue Mannſchaft an Bord zu nehmen, denn Furcht und ſchlimme Gerüchte, welche ſich unter den Matroſen verbreiteten und die von jeder abgehenden Mannſchaft vermehrt wurden, hielten die Leute ab, ſich bei ihm zu verdingen.

Dieſer ſeltſame und gefürchtete Mann trat jetzt an das Geländer des Verdecks und auf ſeinen Wink ruhten die Peitſchen der Matroſen. Die beiden Knaben, welche ſich verzweiflungsvoll über den nackten Körper ihres Vaters geworfen hatten, um ihn mit ihren Leibern zu bedecken, ſchauten — wie mit dem Blick des Elends der Unglückliche flehend zum Himmel ſtarrt, — hinauf zu dem Manne, auf deſſen Befehl ihre Peiniger inne hielten. Auch Jallo ſah den Kapitain an, ſchlug jedoch hoffnungslos das Auge nieder bei dem Blick kalten Hohnes, der aus dem Antlitz des Mannes leuchtete.

»Sind das deine Kinder, Sclave?« fragte Calas mit spöttischem Ton.

Jallo gab hierauf keine Antwort. »Bringt die Knaben herauf« fuhr Calas fort, als er vergebens einer Gegenrede harrte. Die beiden Matrosen ergriffen Jumina und Barka, der sich heftig sträubte und trugen sie trotz ihres Widerstandes auf das Verdeck, wo man sich ihrer versicherte. In diesem Augenblicke war Jallo ganz allein in dem auf den Wellen schwankenden Boote. Er erhob sich; sein Auge blitzte und er sah rasch nach allen Seiten, um den günstigsten Weg zur Flucht zu erspähen. Da ertönte das Jammergeschrei Barkas, den der Kapitain seines heftigen Widerstandes wegen an die Kette legen ließ. Jallo vergaß schnell, daß er Gefangener war, daß es in diesem Augenblicke in seiner Macht stand, sich seinen Peinigern zu entziehen; er wankte bis an die Treppe und bestieg, so rasch er es vermochte, das Verdeck. Hier angelangt ergriff man ihn und binnen wenigen Augenblicken fesselte ein eisernes Band die Glieder des Vaters und des Sohnes.

Jumina drängte sich jetzt heran und bot seine Hände dar. Aber ihm war der Platz bei den andern Kindern bestimmt und man trieb ihn zu dem Haufen derselben. Der Knabe stürzte vor Calas auf die Knie nieder und bat mit herzzerreißendem Geschrei, ihn nicht von den Seinen zu trennen und ihn wenigstens mit seinem Vater an dieselbe Kette zu legen. Fürchterliche Peitschen-

hiebe und ein schallendes Hohngelächter beantworteten seine Bitten; sie waren die einzige Antwort auf einen so rührenden Beweis der treuesten kindlichen Liebe.

Bis gegen Morgen hatte Kapitain Calas und die Seinen angestrengt zu arbeiten, um die Neger im Raume unterzubringen und ihnen ihre Stelle, woselbst sie für die ganze Dauer der Reise bleiben sollten, anzuweisen.

Während man auf dem Verdeck damit beschäftigt war, lagen am Ufer, oder rings um das Schiff die Kanots der räuberischen Neger, welche Jallos Dorf überfallen hatten. Ihr Anführer war bei Kapitain Calas auf dem Schiffe. Er hatte Jyllah, den Spion, und noch sechzehn von seinen Kriegern mitgebracht, um die Waaren in Empfang zu nehmen, gegen welche er mit Kapitain Calas zum Umtausch der Neger einig geworden war. Der Steuermann Cabral trank ihm und seinen Kriegern so wacker zu, daß sie bald außer Stande waren, ihre Sinne zu gebrauchen und trunkenen Muthes auf dem Verdecke umhertaumelten. Kapitain Calas wäre längst schon im Stande gewesen, seine Rechnung mit ihnen abzuschließen; aber er saß finster brütend in seiner Kajüte und überlegte, wie er es machen könnte, seinen Verbindlichkeiten und derer, gegen welche er sie zu erfüllen hatte, zu gleicher Zeit ledig zu werden. Der Tag brach jetzt an und der entscheidende Augenblick sollte kommen. Kapitain Calas umgürtete sich mit einem kurzen, scharfen und schweren Hirschfänger, steckte zwei

Paar Piſtolen in ſeinen Gürtel, band ein ſtarkes ſeidenes Tuch um den Kopf und eines dergl. von brennend rother Farbe um den Leib. Dann legte er die Schifferjacke ab, ſtülpte die Hemdärmel auf und enthüllte ſeine langen, außerordentlich muskulöſen und ſehnigen Arme, welche eine ungeheuere Kraft verriethen. Jetzt nahm ſein Auge einen wilden, entſchloſſenen Ausdruck an und ſein ganzes Weſen verlor den Anſtrich geſchmeidiger, faſt jüdiſcher Fügſamkeit, den er als Händler gezeigt hatte. Er ſtand und ſtarrte mit finſterem, glühendem Blick in die Ecke der Kajüte, wohin das ſchnell erwachende Tageslicht nicht zu dringen vermochte. Wer ihn jetzt geſehen hätte, würde einen fürchterlichen Seeräuber in ihm erkannt haben. Zu Ende mit ſeinen Gedanken, ergriff er jetzt die Klingelſchnur, und zog mit ſtürmiſcher Gewalt an derſelben. Der Matroſe, welcher außen ſeiner Befehle harrte, Bill, unſer alter Bekannter, ſtürzte in das Gemach und bebte zurück, als er ſah, daß der Befehlshaber des Schiffes ſo ſchreckenerregende, Unheil verkündende Vorbereitungen getroffen hatte, denn bisher war er ſeinen neuangeworbenen Leuten nur als friedlicher Handelsſchiffer und Sclavenhändler erſchienen.

Der Kapitain bemerkte den Eindruck, den ſein Ausſehen auf den jungen Menſchen hervorbrachte; aber er war entweder zu ſehr mit ſeinem Anſchlage beſchäftigt, oder es lag ihm nichts daran, was ſeine Leute von

ihm dachten — genug, er rief mit einer gedämpften Stimme, die gegen sein ungestümes Stürmen an der Klingel in grellem Widerspruch stand: »Rufe Cabral, Antonio, Sutor, St. Aulaire, Fernando und Carlos hierher.«

Bill eilte zitternd auf das Verdeck, woselbst er die Bootsleute beim Steuerrade stehen sah und ihnen nun den Befehl des Kapitains ausrichten konnte. Sie schienen diesen schon erwartet zu haben, denn sie eilten so schnell, als möglich, in die Kajüte und ließen Bill stehen, der ihnen kopfschüttelnd nachfolgte, indem er fluchend und mühsam den Negern auswich, die trunkenen Muthes tanzend, taumelnd und springend ihrer durch den Geist des Branntweins hervorgerufenen Lust freien Lauf ließen.

Calas empfing seine Vertrauten mit einem Blicke, den sie sehr wohl verstanden. »Habt ihr alles in Ordnung gebracht?« fragte er mit wildem Lächeln.

»Die Kanonen sind geladen, die Segel dürfen nur ausgeschüttelt werden, um die Briese aufzunehmen, welche aus Südost bläs't und mit wenigen Zügen werden wir den Anker haben, den ich schon zur Nacht stark anholen ließ. Die Neger sind völlig trunken; sie werden uns nur wenig Widerstand leisten können und Ketten und Ringe liegen bereit;« entgegnete Cabral.

»An's Werk denn,« sagte Calas leise und spöttisch; »der Anführer mit seinen sechzehn Begleitern ist unser

und damit haben wir, denk' ich alle Verbindlichkeiten gegen dieſe ſchwarzen Schurken erfüllt. Hinaus dann auf blaues Waſſer und in der Havanna will ich meine Schuld bei euch abtragen. Weckt jetzt alle Mann, laßt ſie ſich bewaffnen und die Ausgänge des Verdecks beſetzen, daß uns keiner entrinnt. Hebt den Anker und geht unter Segel. Sobald das Schiff ſich rührt, komme ich hinauf und dann . . .«

Die Bootsleute und der Steuermann verließen die Kajüte mit wildem Hohngelächter und bald hörte man die Befehle des Steuermannes und das wohlbekannte Geräuſch, welches das Beiſetzen der Segel und das Knarren der Ankerwinde verurſacht. Im Augenblick war das ſcharfe, ſchnellſegelnde Schiff in Bewegung und vom ſtarken Winde getrieben, hatte es das freie Fahrwaſſer im hohen Strome ſchon erreicht, ehe die beſtürzten und ſchlaftrunkenen Neger in den Kanots am Ufer die Entfernung deſſelben bemerkten.

Jetzt erſchien Kapitain Calas auf dem Verdeck. Hier war die wildeſte Verwirrung. Die Matroſen, mit Enterpicken, Säbeln oder kurzen Stoßdegen bewaffnet ſtanden ſo am Geländer und auf Vor- und Hinterdeck vertheilt, daß ſie nicht allein die Kanonen bedienen konnten, ſondern auch die im Mitteldeck beim großen Maſt ſtehenden Neger beobachten und an der Flucht hindern konnten. Alle Lucken waren geſchloſſen und aus dem Innern des Schiffes ertönte das dumpfe Geheul

der eng zuſammengeſchichteten Sclaven, welche am ſtarken Schwanken des Schiffes merkten, daß ſie in dieſem Augenblick dem Vaterlande und dem Strande der Heimath ihr Lebewohl darzubringen hatten. Anders verhielt es ſich mit den freien Schwarzen auf dem Deck. Erſchreckt durch die raſchen Vorbereitungen zur Abreiſe und noch mehr durch die kriegeriſchen Vorkehrungen zum Kampfe, bemühten ſie ſich, ihrer Sinne Herr zu werden und weckten ihren Anführer, der trunken unter einem Tiſche voll Gläſern und Flaſchen lag. In dieſem Moment legte ſich das Schiff, vom Wind gefaßt, ſtark auf die Seite, Calas erſchien auf dem Deck und durch eine Bewegung des trunkenen Negerfürſten, der ſich nur mühſam erhob, ſtürzte das leichte Tiſchchen um und alle Gläſer und Bouteillen zerſchellten klirrend auf den harten Bohlen des Verdecks.

Die Macht des Schreckens iſt bekannt. Das ſchrille Geräuſch der zerſchmetternden Gläſer, die Bewegung des Schiffes, das Rauſchen der Stromwaſſer, die es eilend durchſchnitt, der Anblick der gefüllten Segel, in denen der Wind heulte, das dumpfe Geſchrei der im Raume eingeſperrten Menſchenmaſſe, der Anblick der bewaffneten Matroſen, der Geruch der glühenden Lunten — alles dieſes wirkte vereint mit furchtbarem Eindruck auf den Negerhäuptling. Einen Augenblick ſaß er, unfähig, ſich alles ſchnell zu enträthſeln, auf dem Boden des Verdecks; die betäubenden Dünſte der geiſtigen Ge-

tränke kämpften mit dem furchtbar auf ihn eindringenden Bewußtsein der Verrätherei, welcher er und die Seinen zum Opfer fallen sollte. Aber unglaublich schnell bewältigte dieser freie, kräftige Sohn der Natur die Hindernisse, welche lähmend auf seinen Sinnen lagen. Instinktartig errieth er, daß es hier Kampf galt, Ringen auf Leben und Tod. Wie der im Lager schlafende, überraschte Tieger, sprang er empor, ergriff die erste, beste neben ihm liegende Lanze, stimmte das fürchterliche Kriegsgeschrei seiner Nation an und suchte seinen Mann unter den, ihm die Picken und die Mündungen der Flinten entgegenstreckenden Matrosen. Die Seinen wurden in diesem Augenblicke handgemein und das Verdeck war ein Raum, woselbst mit der wildesten und gräßlichsten Leidenschaft gekämpft wurde. Aus den Kähnen der Neger, die dem Schiffe mit aller Kraft nachruderten, erschallte jetzt zur Antwort auf das weithin dringende Schlachtzeichen des betrogenen Häuptlings ein wildes, gellendes Geheul und ein Hagel von Pfeilen und Lanzen zischte über das kampferfüllte Verdeck hin.

Nur ein Mann auf dem Schiffe übersah das Ganze und nahm nicht am Kampfe Theil. Es war Cabral, der Steuermann, der das Steuerruder in der Hand und die zu ihm herablaufende Leine des Hintersegels, das er selbst regierte, das Schiff durch die schäumenden Wellen der Barre am Ausfluß des Stromes in die See leitete.

Der Anführer der Neger ſah den Kapitain Calas auf das Deck kommen und ſtürzte ihm, zwei Matroſen, welche ihn aufhalten wollten, mit gewaltiger Kraft niederwerfend, rachgierig entgegen. Calas nahm entſchloſſen ſogleich den Kampf an, da er ſich beſonders dieſes Mannes lebendig verſichern wollte. Den Hirſchfänger hoch zum Schlage gehoben, erwartete er beſonnen den hitzigen Feind, der ſich mit der Wuth eines wilden Thieres auf ihn ſtürzte und ihn mit der Lanze zu durchbohren ſuchte. Ein Hieb zerbrach die Waffe des Wilden, daß ſie in Trümmern zur Seite flog und im nächſten Moment war er mit dem Anführer der Neger handgemein.

Einen Augenblick ſtanden die beiden ſtarken Männer und hielten ſich feſt bei den nackten, muskelvollen Armen gepackt. Jetzt verſuchten ſie es, ſich einen Vortheil abzugewinnen und einander zu ſtürzen. Allein keiner wich auch nur einen Punkt von ſeiner Stelle. Auge in Auge getaucht ſtanden ſie mit gewaltiger Kraftanſtrengung ſich gegenüber und ſetzten ihren wüthenden Kampf fort. Wie zwei ſehr ſtarke Ringer, mit ſtiller aber gewaltiger Anſtrengung einander zu überwältigen ſuchen; mit ſolcher Kraft und doch wieder mit ſo angeſtrengter Aufmerkſamkeit war jeder von ihnen darauf bedacht, den andern zu verhindern, daß er das Meſſer nicht ergreifen und ſich ſeiner Hände nicht bedienen konnte.

Im Schiffe wurde es jetzt still; die Neger lagen alle geknebelt am Boden und mehrere Matrosen eilten heran, um Calas beizustehen. Aber der Capitain, der dieses bemerkte und dessen Wuth entflammt war, herrschte ihnen schäumend zu: Zurück, oder . . »wenn er meiner Herr wird, so haut ihn in Stücke!« setzte er mit einer Stimme hinzu, die dumpf lautete, weil sie durch die gewaltige Anstrengung beinahe erstickt war.

So waren also die Matrosen genöthigt, unthätig dem Kampfe zuzuschauen. Eine athemlose, schwere Stille lag auf dem Schiffe; nur Cabral beschäftigte sich mit seinem Ruder und beobachtete die äußerste Sorgfalt, das Fahrzeug durch die schäumenden Sandbänke in tiefes Wasser zu bringen.

Endlich gaben die weicheren Sehnen des Wilden den eisernen Muskelbändern des Sclavenhändlers nach. Ermattet ließ er mit der rechten Hand los, um nach dem in seinem Gürtel steckenden Messer zu greifen. Aber in diesem Augenblicke erhielt Calas die Oberhand. Mit Anstrengung aller seiner Kraft und mittelst einer äußerst geschickten Wendung drehte er den ermattenden Neger überraschend schnell zur Seite und stürzte ihn auf das Angesicht zur Erde. Schon während er den Wilden niederwarf, ertönte das Jubelgeschrei des Cabral dem die Mannschaft, die in diesem Augenblicke den schwarzen Charakter ihres Anführers vergaß, beifällig antwortete.

»Heran,« rief Calas, indem er sich bemühte, den Neger an der Erde und in derselben Lage festzuhalten, »heran, denn mit ihm ein Ende zu machen, ist eure Sache.«

Die vier Bootsleute stürzten sich jetzt auf den Ueberwundenen; mit einer Geschicklichkeit, welche ihre Uebung in diesem Geschäfte verrieth, wurde er geknebelt und lag jetzt, ein Opfer der schändlichsten, niederträchtigsten Verrätherei, am Boden. Stöhnend vor ohnmächtiger Wuth wälzte sich der Unglückliche auf den Bohlen des Verdecks umher.

Die bösen Leidenschaften des Schiffsherrn waren jetzt entfesselt. Verstellten Antlitzes ging er mit kochender Wuth umher, um sich auszuathmen; dann rief er, als er bemerkte, daß der unglückliche Neger noch immer nicht ruhig wurde: »Hißt ihn auf, an die Raa mit dem Hunde!«

Die Bootsleute verstanden ihren entmenschten Gebieter und bald schwebte der Elende, an den gebundenen Händen und Füßen hängend, an einem einzigen Tau, das Antlitz mit den weit aus ihren Höhlen getriebenen Augen zu den aufschäumenden Wellen hinabgekehrt, außerhalb des Schiffes zwischen Himmel und Wasser, den sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt.

Bis zu diesem Augenblick hatte man die Speerwürfe der Neger in den Kanots nicht beobachtet oder bemerken können. Die Aufregung der Seeleute ließ

es nicht zu und die Pfeilschüsse der Wilden, welche den begangenen Verrath bemerkten, oder wenigstens vermuthen mußten, daß ihrem Anführer und ihren Gefährten auf dem Schiffe ein schlimmes Loos bereitet wurde, konnten aus so großer Ferne keinen Schaden anrichten. Aber, wie wenn die Vorsehung so große Verbrechen auf frischer That hätte strafen wollen, ereignete sich plötzlich ein Vorfall, der das Verderben des gewissenlosen, in Sünden erwachsenen Kapitains, seiner Raubgesellen und der ganzen Schiffsmannschaft hätte herbeiführen können.

Das Schiff befand sich zwar im freien Meere, jedoch noch zwischen den Untiefen und Sandbänken, welche das Stromwasser und die Fluth im wechselseitigen Zusammenwirken an der Mündung des Zaire aufgehäuft haben. Der verwegene Schiffer, dem dieses verbrecherische Fahrzeug gehorchte, hatte zwar seine Verrätherei schlau genug berechnet und sein schwarzes Werk war ihm vollkommen gelungen. Aber er hatte nicht daran gedacht, daß die seichten Kanäle zwischen den Lagunen nicht tiefes Fahrwasser genug für sein fregattenartig scharf und tiefgehend gebautes Schiff enthalten könnten. Die Barre war jetzt glücklich passirt, die Kähne der Neger taumelten in weiter Ferne auf den brandenden Wogen und unweit des Schiffes floßen ruhig und breit die glatten und schweren Wellen des Ozeans. Der geschickte und erfahrene Steuermann, der den Lauf des Schiffes lenkte, holte schon Athem und gab dem Fahr-

zeug noch einen Ruderdruck, um es in das blaue Waſſer zu bringen, als plötzlich eine fühlbare Erſchütterung des Schiffes und ein ſcharfes, knirſchendes Geräuſch das Blut in den Adern aller Seeleute erſtarren machte.

Kapitain Calas hielt inne in ſeinem Gang; ſein Haar ſträubte ſich empor; er ſchaute unter ſich, als hätte er zu ſeinen Füßen ein gräßliches Geſpenſt entdeckt und horchte mit athemloſer Anſtrengung . . .

Das Geräuſch wiederholte ſich — der Lauf des Schiffes ſtockt . . . noch ein ſchwerer Stoß — das Gebäude kracht in ſeinen Grundfeſten . . . jetzt ſteht es ſtill, feſt gemauert und im nächſten Augenblick macht es eine ſchwerfällige Bewegung, als wenn es ſich auf die Seite legen wollte . . . es iſt geſtrandet, auf eine Sandbank gerathen!

Ein verworrenes, wildes Geſchrei ertönte — die Seeleute rennen nach dem Boote, welches am Taue angehängt, im Fahrwaſſer ſchwimmt. Andere wollen die Barkaſſe über Bord laſſen — Entſetzen und die wildeſte Unordnung nehmen im Augenblick überhand.

Calas ſprang an die Falltreppe. »Wer wagt es, in einem ſolchen Augenblick das Schiff zu verlaſſen?« rief er mit wuthbebender Stimme. »An euren Poſten, Burſche, oder ich jage dem erſten, der ſich widerſetzt, die Ladung meiner Piſtolen in's Hirn! An euren Poſten, ſag' ich, oder es wird nicht gut! . .«

Die Matrosen standen still, durch die fürchterliche Drohung erschreckt. Keiner wagte es, weiter zu gehen.

Calas benützte diesen Augenblick und setzte hinzu: »Es ist Ebbe jetzt, aber in wenigen Augenblicken wird die Fluth kommen und das Schiff flott machen, Zimmermann in den Raum und sechs Männer von der Backbordswache. Seht nach, ob das Schiff leck ist und bessert aus. Ihr andern aber seht dorthin — setzte er hinzu, indem er über das Verdeck hinaus nach dem Ufer zeigte.

Die zehn Kähne der Wilden nahten dem stillstehenden Schiffe und jetzt galt es nicht feige Flucht, sondern den ernstesten, wildesten Kampf.

»Werft den Neger in die Lucke; herab mit ihm« — schrie Calas, indem er auf den Anführer der Neger zeigte, der dem Ersticken nahe noch in seiner fürchterlichen Lage an die Raa geknüpft war und dem die schaumbedeckte Zunge weit aus dem Munde hing; »das Geschütz zum Kampfe fertig, bewaffnet euch, denn jetzt gilt es mein und euer Leben.«

Schnell wurde der Befehl befolgt. Die Gefangenen wurden erbarmungslos in die Lucke gestürzt und diese mit einer eisernen Sperrstange geschlossen, so daß keine menschliche Gewalt im Stande war, sie von unten zu öffnen. Die Kanonen rollten, Flinten, Säbel und Pistolen klirrten; in einem Augenblick war alles kampfbereit.

Die Neger waren jetzt nahe genug und ein Hagel von Pfeilen und Speeren zischte unter dem gräßlichen Kriegsgeheul, das sie ausstießen, durch die Luft.

»Laßt sie näher heran, rief Calas, nehmt ihre Kähne auf's Korn, sucht sie unter dem Wasser zu treffen und dann laßt sie hinfahren zum Satan!«

Die Seeleute befolgten diese Weisung nur zu genau. Die Geschütze krachten, eines nach dem andern und fünf Boote schwammen in Trümmern umher. Die armen Neger, welche erst jetzt die fürchterliche Gewalt der Kanonen und die schreckliche Uebermacht, welche ihre Feinde besaßen inne wurden, schwammen heulend in der kochenden See umher; diejenigen, deren Boote noch unversehrt waren, flohen voll Furcht und Todesangst, ohne nur einmal den Versuch zu wagen, ihre Brüder zu retten.

Mehrere, welche tödtlich getroffen waren, sanken sogleich unter; jene hingegen, die nur verwundet waren, und mehr als vierzig gesunde, kräftige Männer rangen mit übermenschlicher Anstrengung, um das fast eine englische Meile entfernte Land zu erreichen. Aber Wind und Fluth setzten ihnen Hindernisse entgegen, welche sie mit ihrer schwachen Kraft nicht zu überwinden vermochten. Jetzt blieb ihnen nur noch ein Weg, um das Leben zu retten, nämlich der, das Schiff zu erreichen und hier gleich ihren Gefährten, Sclaven zu werden. Die Unglücklichen kamen näher und mehrere Matrosen,

von Mitleid ergriffen, machten Anſtalt, ſie zu retten und ihnen auf ein Boot oder auf das Verdeck zu helfen. Aber Calas rief:

»Das Schiff iſt voll und ich habe kaum Vorrath genug für die Neger, welche im Raume liegen. Gebt ihnen den Reſt.«

Niemand rührte ſich, um den unmenſchlichen Befehl zu vollſtrecken.

»Flinten her! Cabral, Antonio, St. Aulaire, Fernando, nehmt die Flinten zur Hand!« rief der Grauſame kaltblütig!

Die Genoſſen ſeiner Frevelthaten erfüllten ſeinen Willen und — mit thränendem Auge wendet ſich die Menſchlichkeit von dieſen Schauderthaten ab. Binnen kurzer Zeit war das grauſe Werk gethan. Von den im Waſſer ſchwimmenden Menſchen athmete keiner mehr!

Die Vorherſagung des fürchterlichen Führers dieſes Schiffes traf ein. Unvermuthet kam das Schiff in Gang! Die Fluth hatte es gehoben und flott gemacht. Bald ſchwamm das Fahrzeug in blauem Waſſer und binnen wenigen Tagen war Afrikas Küſte, obwohl Calas ſüdweſtlich ſteuern ließ, aus dem Geſichtskreiſe.

Fünftes Kapitel.

Unter Thränen und wenn mir das Herz brechen will, muß meine Miene lächeln, um des strengen Gebieters Grimm nicht zu reizen!

Der friedliche, ruhige Ocean, welcher Afrikas Küsten von denen des neuen Continents trennt, ist ein bequemer und kurzer Weg für die Sclavenhändler gewesen, um schnell mit ihrer Ladung an den Markt zu kommen und sie vortheilhaft los zu werden. Jetzt ist es damit ein Anderes. Das seemächtige England, das freie Frankreich, das reiche Holland und andere gebildete Nationen haben diesen Weg und überhaupt den unmenschlichen Sclavenhandel verboten und da die Sclavenhändler den Piraten oder Seeräubern gleich geachtet werden, so ist diese Straße für sie die gefährlichste und sie müssen sich auf andern Seewegen zum westindischen Archipel zu schleichen suchen. Ueberall werden sie aber von den Kriegs- und Wachtschiffen verfolgt. Man nimmt ihnen ihre Fahrzeuge, nachdem man die Neger wieder in ihr Vaterland zurückgebracht hat und schwere Bußen treffen die ertappten Menschenhändler. Wie aber durch strenge Aufsicht das Böse und Schlechte sich nicht ausrotten läßt; sondern wie im Gegentheil

die Böſen nur um ſo ſchlauer ihre finſtern Thaten ausüben und das verbotene Gewerbe durch die damit verknüpfte Gefahr in ihren Augen faſt noch einen neuen Reiz bekommt; — ſo iſt auch mit allen dieſen redlich und gutgemeinten Vorkehrungen das Uebel bis zum heutigen Tage nicht ausgerottet, ſondern es wuchert noch üppig fort und alle Wachſamkeit und Strenge vermochte den Sclavenhandel bis jetzt noch nicht zu unterdrücken.

Die Reiſe eines Sclavenhändlers dauerte ehedem, begünſtigt durch die Strömung und die herrſchenden Paſſatwinde 20 bis 30 Tage und die Negerſclaven genoßen doch ſodann das Glück, Gottes freie Luft, geſunde Nahrung und ein erträgliches Daſein zu haben. Jetzt währt eine ſolche Fahrt noch einmal ſo lange und durch das fürchterliche Gedränge im Raume des Schiffes, welcher einer unverhältnißmäßig großen Menſchenzahl zum Aufenthalte dienen muß, für deren zehnten Theil er kaum hinreichte, durch die ſchlechte Koſt, durch die verdorbene, faſt immer erſtickend heiße Luft und durch eine kaum zu beſeitigende mit jedem Tag überhandnehmende Unreinlichkeit erzeugen ſich Krankheiten, welche ſchon auf der See eine ſehr große Anzahl von Menſchen dahinraffen.

Folgen wir nun der Santa Virgina auf ihrem Wege zur neuen Welt. Wir finden ſie in einer Gegend des Meeres, welche mit vollem Rechte von den

Seefahrern gemieden und gefürchtet ist. Die Windstillensee, ein Theil des zwischen den Tropen gelegenen mittelatlantischen Meeres, ist fast immer ohne belebenden Luftzug und Schiffe, die in Bereich dieser tödtlichen Meeresgegend gerathen, sind verloren, ihre Besatzungen müssen Hungers sterben, oder verschmachten, wenn nicht ein Orkan, der dann in dieser luftstillen Gegend der Erde auch mit gräßlicher Gewalt wüthet, sie schnell durch dieselbe hinjagt. Genau bis zu einer bestimmten Gränze übt der Passat seine Gewalt und nur sehr erfahrne Schiffer dürfen es wagen, diesen gefährlichen Gewässern zu nahen und dann nur auf gut Glück, daß das Wagestück gelingen werde. Männer, die in redlicher Fahrt begriffen sind, brauchen die freie Meeresstraße nicht zu scheuen. Aber Verbrecher, wie Kapitain Calas, wählen gerne den einsamen Pfad, um sich auf demselben an der Kette der Wachtschiffe vorüberzuschleichen.

Nahe dieser unbesuchten Gegend sehen wir jetzt unser Schiff das ruhige Meer durchpflügen. Der Passat bläht seine Segel, die Mannschaft ist auf dem Deck beschäftigt, um das Segelzeug zu besorgen und auffallend viele Leute sind in alle Theile des Tauwerks zum Ausguck gestellt. Hinter dem Spiegel des Schiffes und zwar noch im Kielwasser desselben bemerken wir vier kolossale Haifische, die, gleich hungrigen Hunden, Tag und Nacht hinter dem Fahrzeug darein sind, um die

ihnen gewisse Beute nicht verloren gehen zu lassen. Die Sonne ist noch nicht lange glühend aus dem Meere gestiegen und Cabral geht so eben mit mehreren Matrosen in den Raum, aus dem ein dumpfes, winmmerndes Getöse ertönt, ein Klirren großer Ketten, an welchen die unglücklichen Neger hängen. Folgen wir ihm hinab in diese Jammerhöhle.

Eine sehr starke, eichene Bohlenwand trennt den Raum, woselbst die männlichen Neger liegen, vorne und hinten von den andern Theilen des Schiffes. In der Mitte ist die niedrige, noch dazu mit sehr starken eisernen Querstangen .verschlossene Thüre angebracht. Zu beiden Seiten derselben stehen eiserne Karthaunen, welche bis an die in den Sclavenraum fürchterlich gähnenden Mündungen mit Ladung vollgestopft sind, um den Negern jeden Gedanken an Aufruhr oder Widerspänstigkeit zu benehmen. Sechs Matrosen halten mit scharfgeladenen Flinten und Pistolen bewaffnet vor dem Raume die Wache. Aechzen, wilde, verzweiflungsvolle Rufe, Gebrüll wahnwitziger Wuth und Kettengeklirr dringen dumpf aus dem Behältniß, in welchem fast dreihundert Menschen eingeschlossen sind. Der Steuermann schlägt jetzt mit dem Stiele seiner Hetzpeitsche an die Thüre und auf dieses Zeichen endet das Geschrei, während für eine kurze Zeit das Kettengeklirr stärker tönt und die Neger sich enggeschlossen auf den Boden in Reihen setzen, damit für ihren Peiniger Platz wird und er be-

quem durch ſie hinzugehen im Stande iſt. Jetzt tritt die tiefſte Stille ein. Die aus dem Behältniß auf das Verdeck führenden Lucken werden zurückgeſchlagen, der Steuermann öffnet die Thüre und ein braußender Luftſtrom dringt in den engen Kerker. Die Unglücklichen, welche dieſer Raum beherbergt, öffnen den Mund weit, um die ſo lang entbehrte Luft einzuſaugen und binnen kurzer Zeit iſt der größte Theil der mephitiſchen Dünſte, welche noch kurz zuvor ſie dem Erſticken nahe gebracht haben, entfernt.

Jetzt tritt der Steuermann in das Behältniß ein und überſieht die ſämmtlich in Reihen beiſammen ſitzenden Neger, denen es nicht geſtattet iſt, auch nur einen Seufzer, geſchweige denn eine Klage laut werden zu laſſen. Schweigend geht er durch die Reihen hin; er erblickt einen Neger, der liegt. Da dieſer der in der Coromanteeſprache ihm zugerufenen Aufforderung, ſich zu ſetzen, nicht gehorcht, ſo macht Cabral die Peitſche fertig und läßt einige Hiebe auf deſſen nackten Körper herabſauſen. Allein auch dieſes iſt umſonſt. Endlich bückt er ſich, um bei der herrſchenden Dunkelheit den Widerſpänſtigen in der Nähe genauer beſichtigen zu können und entdeckt, daß dieſer — geſtorben iſt. Cabral winkt nun den vor der Thüre harrenden Matroſen, dieſe treten herzu; Feile, Hammer und Meiſel ſind ſchon bereit. Die Nieten werden losgeſprengt und der Todte ſodann von einem der Seeleute ſo gleich-

gültig, als wäre er ein gefallenes Stück Vieh, auf das Deck geschleppt. Hier besichtigt ihn der Kapitain, den sein Geschäft gezwungen hat, etwas von der Arzeneikunde zu erlernen, und die Matrosen stürzen unmittelbar hernach den Leichnam in das Meer. Die Haifische vollenden hier das Drama und ihr gieriger Kampf um die Gebeine des unglücklichen Menschen geben dem rohen Neger Jupiter, dem noch entmenschteren Bootsmann Fernando und seinen vertrauteren Genossen Stoff zum gräßlichsten Scherze! —

Cabral ist, während dieses auf dem Deck sich zutrug, weiter geschritten und gelangt nun zu einem anderen Neger, der zwar in der vorgeschriebenen Lage sitzt aber nur durch die Nähe seiner Leidensgefährten im Stande ist, sich aufrecht zu erhalten. Der Unglückliche schaut mit wahnwitzig lächelndem Munde, den Fieberschauer jeden Augenblick krampfhaft verziehen, vor sich nieder. Sein röchelndes Athemholen entdecket dem Steuermann, daß er hier einen Sterbenden vor sich habe. Einen Augenblick steht er still und betrachtet diese zuckende Leidensgestalt. Aber er hat nicht Zeit, bei ihr zu verweilen und geht, nachdem er den Matrosen Befehl gegeben, ihn loszumachen und an die Luft zu bringen, ungerührt von der heiligen Abschiedsscene eines vernünftigen Wesens aus dieser Welt voll Jammer und Elend, an ihm vorüber.

Die Matrosen machen den Sterbenden von der Kette los und tragen ihn zum Kapitän. Calas läßt ihm sogleich zur Ader, sucht ihm sodann einen Löffel Arzenei beizubringen und befiehlt, ihn unter die Barkasse auf dort hingebreitete wollene Decken zu legen. Diese Sorgfalt widmet er aber nicht dem hilflosen kranken Menschen, sondern der Waare, die, wenn sie verloren geht, ihn um 300 Dollars ärmer macht.

Cabral hat jetzt den Gang durch die erste Reihe und durch die zweite vollendet. Die Hitze im Raume ist ihm lästig; er spielt mit seiner kurzen, schweren Peitsche, als wenn er Gelegenheit suchte, seinem erwachenden Zorn ein Ziel zu geben. Da bietet sich ihm ein erwünschter Fall dar. Zwei durch eine Kette aneinandergefesselte Neger sehen blutrünstig und erhitzt aus. Sie haben sich geschlagen und einander durch Beißen verwundet. Cabral stellt an sie eine Frage, um die Ursache ihres Streites zu erfahren. Aber sie verstehen ihn nicht und bestürmen ihn mit unverständlichem Klagen. Ein Hagel von Schlägen, unter dem die Unglücklichen sich krümmen, lehrt sie, künftig verstehen, was er sie fragt, obwohl sie der portugiesischen Sprache nicht mächtig sind, in der er sie angeredet hat; die Mißhandlungen lehren sie, friedlich das enge Räumlein theilen, das für sie vorhanden ist und im gemeinsamen Elend Trost für das eigene zu suchen.

So wandelt Cabral durch die Reihen der Neger

hin, bis er alles genau und sorgfältig visitirt hat. Dann steigt er auf das Verdeck, um dem Kapitain Rapport abzustatten. Dieser hat hier oben mancherlei nöthige Vorbereitungen treffen lassen, denn bald werden die Sclaven heraufgeführt, um sie die ihnen nöthige körperliche Bewegung vornehmen zu lassen. Zu diesem Ende bewaffnet sich die ganze Mannschaft und besetzt jede Stelle, wo der Verzweiflung ein Ausweg offen stünde, sich in die See zu stürzen Alles, was nur irgend als Waffe zu gebrauchen ist, oder womit man sich und andern Schaden zufügen könnte, wurde schon vorher entfernt und nun beginnt man, die Neger truppweise heraufzuführen.

Alle Sclaven, welche einen solchen Trupp bildeten, befanden sich dicht aneinander mit einer eisernen Kette gefesselt. Arme und Beine waren durch Ketten verbunden und überdieß trug jeder ein eisernes Halsband, durch welches er an seinen Nachbar geschlossen war. So war man ihrer vollkommen sicher und diese Anstalten machten sie zu Maschinen, welche gemeinsam den Willen eines Einzigen verrichten mußten, sie mochten wollen oder nicht. An diese schreckliche Lage noch nicht gewöhnt und überall von den eisernen Bändern wundgerieben, ergriff sie Verzweiflung und man sah ihnen die tiefe Niedergeschlagenheit an, in welche sie ihr Zustand versetzte.

Die Neger standen etwa eine Stunde auf dem Verdeck, nackt und dem Luftzuge preißgegeben. Jeder

Trupp befand sich auf dem ihm angewiesenen Platze, da auch hier mit dem Raume gegeizt werden und man hinlänglich Platz haben muß, um sie übersehen und in Ordnung halten zu können.

Jetzt, nachdem sie etwas gestärkt waren und in der Luft sich erholt hatten — der Kapitain und mehrere Matrosen gingen während dieser Zeit umher, rieben die wunden Stellen an dem Körper der Sclaven mit Salben ein und vertheilten Scharpie und leinene Lümpchen an sie, um dieselben zwischen die eisernen Ringe und ihre Glieder zu stopfen — wurde das Essen aufgetragen.

Der schwarze Koch Jupiter öffnete seine Kombüse und füllte einige dreißig große Kübel mit Graupe. Diese vollen, hölzernen Gefäße wurden nun auf den für jede Tischgesellschaft durch einen in das Verdeck eingeschlagenen eisernen Nagel mit sehr breitem Kopfe genau bezeichneten Platz gestellt; die Sclaven setzten sich rund umher und erwarteten still das Zeichen zum Zulangen. Dieses wurde durch Schläge auf eine Bohle gegeben. Beim dritten Schlag ließen alle Neger einen gellenden Schrei ertönen und nun langten sie nach der Reihe zu. Die Peitsche des Steuermannes und das spanische Rohr des Kapitains hielten dabei die gehörige Ordnung. So lange noch Vorrath in dem Gefäße war, ging es friedlich zu; aber jetzt ging derselbe nach und nach zu Ende und nun entstand an einzelnen Orten Hader und Streit.

Das Verdeck erschallte jetzt von Peitschenhieben, welche Cabral, der in der Mitte stand und sich bei jeder Gelegenheit als der grausamste Feind seiner schwarzen Pflegbefohlenen zeigte, auf sie niederregnen ließ. Dieser Unmensch, sonst einer der Feigsten am Bord, hatte sich durch Schandthaten aller Art das Vertrauen des Kapitäns erworben und setzte eine Ehre darein, ganz allein die Sclaven an Ordnung und an den Schiffsgebrauch zu gewöhnen. Durch die grausamsten Mißhandlungen verstummte bald die freilich laute, aber darum nicht weniger gerechte Klage der unterdrückten und hungernden Menschen.

Jetzt wurden alle Lucken fest geschlossen, die Speigatten geöffnet, (dieses sind Abzugslöcher für das Wasser auf dem Verdeck) und die eine Hälfte der Neger an das Geländer gestellt, um hier mit den bereithängenden an Leinen befestigten Wasserkübeln durch die Stückpforten Wasser zu schöpfen, während die andere Hälfte sich in Reihen auf das Verdeck knieen mußte, um dasselbe mit Steinen abzureiben. Bei dieser Arbeit wurden sie angehalten, sich alle zugleich zu wenden und genau im Takte und in denselben Bewegungen zu arbeiten. Ihre Genossen schöpften aus der See und goßen das Wasser über ihre Köpfe hin. Eine Stunde lang dauerte diese anstrengende Arbeit; dann erhoben sich die Neger, stellten sich in dichte Haufen zusammen und es wurden jetzt noch stärkere Wassergüsse auf sie geschüttet. Dieses ge-

schah, um sie zu erfrischen und abzukühlen. Jetzt mußten sie die Plätze wechseln. An diejenigen, welche seither geschöpft hatten, kam nun die Reihe zum Reiben; dieselbe Procedur wurde nochmals eine Stunde lange durchgemacht. Zuletzt stellten sich alle Neger, auch die aus ihrem Behältniß hervorgelassenen Frauen und Kinder in enggeschlossenen Haufen zusammen und nun goßen die Matrosen etwa zehn Minuten lang Seewasser über sie hin. Dieses ist wirklich ein erquickliches Gefühl für die armen Menschen. Es erfrischt sie sehr und sie jauchzen dabei vor Vergnügen und Lust. Wenn das zu Ende ist, so werden jene Kübel, mit einer Mischung von süßem Wasser, mit etwas Citronensaft, Branntwein und Palmöl durchrührt, auf das Verdeck gesetzt und die Neger müssen sich nun gegenseitig den ganzen Körper damit einreiben. Dieses geschieht deßhalb, damit das scharfe, salzige Seewasser ihre Haut nicht zu sehr angreife. Nachdem auch dieses geschehen ist, werden sie reihenweise zum Wasservertheilen geführt. Jeder erhält eine halbe Maas frisches Wasser in einem blechernen Gefäß und nun läßt man sie auf dem Verdeck niedersitzen, um ihr Wasser zu trinken und sich nach Gefallen zu unterhalten.

Wir wenden uns nun zu zwei Negern, welche bei diesem Geschäft redlich mit einander theilen. Der eine ist ein großer, kolossal gebauter Mann, der neben ihm befindliche aber ein Knabe von schönem schlankem Wuchs.

Es sind das unsere alten Freunde Jallo und Barka. Sehnsüchtig schauen sie nach dem Haufen der Knaben, die in einem abgelegenen Theil des Verdecks von Bill beaufsichtigt, durch kindische Spiele sich die Zeit vertrieben. Auch Jumina ist bei den Kindern; er sieht jedoch theilnahmlos über die Unterhaltung seiner Gefährten hinweg. Sein Herz ist bei dem Vater, dem er, seit sie sich auf dem Schiffe befanden, noch nicht hatte nahen dürfen. Der Kapitain, der so eben vorüberging, bemerkte, daß hier ein geheimes Einverständniß obwaltete. Um zu erfahren, welcher Art dasselbe sei, ergriff er Jumina bei der Hand und führte ihn zu Jallo, der dem geliebten Kinde sehnend die Arme entgegenbreitete. Jumina stürzte außer sich vor Wonne, in Jallos Arme. Er küßte des Vaters Augen, die Hände, die gefesselten Füße. Er schob Werg und andere weiche Gegenstände, die er in kindlicher Hoffnung, sie einmal benützen zu können, gesammelt hatte, zwischen die eisernen Ringe, welche um die Glieder des Vaters und seines Bruders gelegt waren. Er hob die Ketten auf, um den Gefesselten für eine kurze Zeit ihre Last zu erleichtern; er that mit einem Worte Alles, was er vermochte, um dem Vater seine kindlichen Gefühle durch die That zu beweisen. Kapitain Calas sah diese rührende Scene, aber sie ergriff ihn nicht. Doch ließ er, da er sich überzeugt hatte, daß hier an keine Gefahr zu denken sei, den Knaben täglich zu den Seinen, so lange er sich auf

dem Schiffe befand und die drei guten Menschen hatten jetzt den Trost, einander ihre Liebe beweisen und sich ihre traurige Lage durch Mittheilung und gegenseitige Hülfe erleichtern zu können.

An einem andern Theile des Verdecks bemerken wir einen Neger, der gefesselt wie ein wildes Thier an der Erde lag. Sein starker, fleischiger Körper trug überall die Spuren der fürchterlichsten Peitschenhiebe. Ein in seiner Nähe stehender Matrose ließ ihn nicht aus dem Auge. Düster und mit wildem Feuer im glühenden Blick sah der Neger in das menschenerfüllte Verdeck. Unmenschliche Wuth, gräßliche Rachegedanken tobten in seinem Kopfe; sie marterten ihn mehr, als alle Qualen seiner Peiniger, denn er war außer Stande, ihnen Raum zu geben. Zu seiner Demüthigung hatte man den Spion Jyllah und einen andern Neger, der völlig stumpfsinnig war, mit ihm zusammengefesselt und diese beiden wurden besonders begünstigt, um ihm dadurch fühlen zu lassen, wie wenig Werth man auf seine Person legte und wie hoch man seine Nachbarn im Verhältniß zu ihm anschlug. Dieses Verfahren hatte der Kapitän, welcher ihn persönlich über alles haßte und selten an ihm vorüberging, ohne ihn auf das Fürchterlichste zu mißhandeln, zu seiner Qual erfunden und der Mannschaft genau eingeschärft. Die Folge davon war, daß er von seinen Nachbarn nicht nur, sondern auch von allen übrigen Sclaven auf das tiefste

verachtet wurde. Wer war aber dieſer Elendeſte unter den Elenden? Es war der Anführer der Neger, welche Jallos Dorf in Brand geſteckt, die Einwohner in demſelben zu Sclaven gemacht; der ſie an Kapitain Calas verkauft hatte und, wie wir bereits im vorigen Kapitel erzählt, ſelbſt ein Opfer der Verrätherei geworden war.

Unter der Barkaſſe auf den Decken, die man für ihn dorthin gebreitet hatte, lag noch immer der Kranke. Sein Zuſtand hatte ſich verſchlimmert, Hitze und Mattigkeit den letzten Funken ſeiner Kraft aufgezehrt. In dieſem Moment richtete er ſich mit letzter Kraft auf, warf einen langen gebrochenen Blick auf ſeine Leidensgefährten, die in dichten Reihen längs der Wandungen des Schiffes ſaßen und ſtürzte dann todt auf ſein Lager zurück. Die Neger ſtießen bei dieſem Anblick ein langgedehntes, melancholiſches Geheul aus. Man entfernte den Leichnam ſchnell und ſtürzte ihn in die See, wo er eine Beute der Raubfiſche wurde. Eine dumpfe Stille herrſchte im Schiffe; düſtere Ahnung eines ähnlichen Looſes erfüllte die Sclaven und der Kapitain, dem es daran liegen mußte, ſolche Gefühle in den Gemüthern der Neger nicht aufkommen zu laſſen, ertheilte ſogleich das Zeichen, welches ſie zum Tanze rief.

Einige Matroſen griffen zur Violine, zur Trommel und Querpfeife, und begannen mit dieſen Inſtrumenten eine jener barbariſchen Weiſen zu ſpielen, welche ſie von den Negern in Weſtindien erlernt hatten. Die

Sclaven wurden nun angehalten, nach dieſer Muſik zu tanzen und begannen, mit den ſeltſamſten Verzuckungen, Sprüngen und Verdrehungen des Körpers umherzuhüpfen. Es war dieſes für ſie gewiß keine Aeußerung der Freude, denn ihre meiſt wilden und ſtumpfen Züge ſprachen anfänglich die tiefſte Muthloſigkeit, Angſt und Niedergeſchlagenheit aus. Doch nach und nach erheiterten ſich ihre Mienen; das Vergnügen, welches ihnen die Muſik gewährte, der Anblick ſo vieler ihrer Genoſſen, die ein gleiches Loos mit ihnen theilten; die Gewohnheit des Tanzens, ein in ganz Afrika zur Leidenſchaft gewordener Gebrauch; die Freiheit, einmal ihre Glieder zu bewegen, wie es ihnen zuſagte — alles dieſes rief die ſchlummernde Luſt auf und bald taumelten die meiſten lautjauchzend auf dem Deck umher. Außerdem wirkte aber auch noch etwas Anderes dabei mit, denn diejenigen, welche ſich etwa am Meiſten beim Tanze anſtrengten, erhielten zur Belohnung noch einen Schluck Waſſer. So wurde der Eindruck, den der Tod eines ihrer Gefährten auf ſie machen mußte, unterdrückt und verwiſcht.

Etwa eine Stunde währte der Tanz; dann ließ man die Neger wieder Platz nehmen und während der heißeſten Tageszeit ruhen. Des Nachmittags um 2 Uhr begann eine andere Arbeit, durch welche alle dieſe armen Menſchen zu gleicher Zeit beſchäftigt wurden. So währte ihr Aufenthalt auf dem Verdeck bis des Abends

um fünf Uhr und nun wurden sie wieder in den Raum gebracht und hier auf die schon oben angeführte Weise, nachdem man sich ihrer versichert hatte, eingeschlossen.

Die Weiber und Kinder befanden sich in einem andern Raume, der, obwohl nicht größer, aber höher und lustiger, ein gesünderer und besserer Aufenthaltsort für sie war. Auch trugen sie keine Fesseln, wie die Männer und genoßen also ein einträglicheres Dasein.

Jetzt erst konnte die Mannschaft an die Schiffsarbeiten gehen. Diese waren jedoch bald verrichtet und so endete ein Tag, der in Beziehung auf die Behandlung der Neger allen übrigen auf der Reise gleich ist. Weniger erträglich war ihr Loos, wenn die Witterung ungünstig sich zeigte. Dann konnte keine Lucke geöffnet werden, weil die See hineinschlagen würde; die Unglücklichen mußten immerwährend im Raume bleiben; Verzweiflung und Sterblichkeit nahmen dann im furchtbarsten Grade überhand.

Sechstes Kapitel.

Der Rache Arm iſt ſchnell!

Die Schiffsgeſellſchaft, aus ſo verſchiedenen, durch die Verhältniſſe einander fremd bleibenden und verwildernden Menſchen zuſammengeſetzt, konnte nur für die Dauer einer ſo kurzen Reiſe, und durch Furcht in Ordnung und Ruhe gehalten werden. Dieſes war um ſo mehr der Fall, ſeitdem die fremden erſt vor wenig Monaten in der Havanna an Bord genommenen Matroſen den wahren Charakter des Kapitains Calas inne geworden waren, und ſeine niederträchtige Verrätherei und den ſchändlichen Betrag erkannten, durch die er ſich ſeiner Verbindlichkeiten entledigt und zugleich auch jener Perſonen bemächtigt hatte, welche Forderungen an ihn machen konnten, an deren Erfüllung Calas nie ernſt gedacht hatte. Der Kapitain wußte recht wohl, daß ihn ſeine Leute verachteten und daß ſie Klagen gegen ihn erheben würden, wenn man an dem Orte, wohin er ſeine Sclaven zu Markte brachte, die Art und Weiſe beachtet hätte, auf welche er in ihren Beſitz gelangt war. Aber er wußte auch, daß dort Niemand darnach fragte und um die Gedanken ſeiner Untergebenen kümmerte er ſich nicht das Mindeſte, ſo lange ſie nur thaten,

was er wollte. Uebrigens war Calas ganz der Mann, seinen Willen durchzusetzen und die fürchterliche Seite seines Charakters, eine wilde, blutgierige Hitze, die nicht im Mindesten vor einem Mord zurückbebte, lehrte schnell die Matrosen einsehen, daß es gefährlich sei, ihn durch Ungehorsam oder Widerspänstigkeit zu reizen.

Seit jener schrecklichen Mordscene an der Mündung des Zaire war ein düsterer Geist unter den Matrosen aufgetaucht. Der wahre Charakter des Kapitains, zu dem sie sich verdingt hatten, erfüllte die Meisten mit Entsetzen und Abscheu und der Anblick des größten menschlichen Elends, die furchtbare Sterblichkeit, welche unter den Negern herrschte, die entsetzliche Gleichgültigkeit und Grausamkeit, mit welcher der Kapitain des Fahrzeugs und seine vertraute Mannschaft Tod und Jammer unter den Sclaven wüthen sahen; die seltsame und gefährliche Richtung der Fahrt fast nach der entgegengesetzten Seite des Punktes, dem man eigentlich hätte zusteuern sollen; die beständige Angst, einem Kriegsschiff zu begegnen und das schreckliche Loos, das dann alle auf dem Schiff erwartete — alles dieses erzeugte eine dumpfe Furcht und bewirkte, daß die meisten Matrosen nur mit Widerwillen und ohne Eifer ihren Dienst verrichteten. Schon fanden Zusammenrottungen statt; die Leute sprachen unverholen ihre Ansicht über Calas aus; gefährliche Reden und Drohungen wurden gegen die Bootsleute laut, wenn diese zur Arbeit antreiben

oder im Vertrauen auf die Gunst des Kapitains eine Art hochmüthiger Ueberlegenheit geltend machen wollten. Dem Kapitain wurde von seinen Vertrauten alles dieses nicht nur hinterbracht, sondern man suchte ihn auch gegen Einzelne unter den Matrosen, welche besonders vorlaut ihre Ansichten aussprachen, zu erbittern, während er selbst ein zu erfahrner Menschenkenner war, als daß ihm die meuterische Stimmung der Mannschaft hätte entgehen können.

Es bestanden jetzt zwei sich einander feindlich gegenüberstehende Partheien auf dem Schiff. Die kleinere war die des Kapitains, aus Cabral und den alten Bootsleuten bestehend, der sich der Koch Jupiter aus Gründen anschloß, die weiter unten den lieben Lesern klar werden sollen. Die andere größere bestand aus den meisten Matrosen, welche erst jüngst auf das Schiff gekommen waren. Nur wenige verständige und besonnene Seeleute mochten aus einem guten Grundsatze keiner von beiden angehören, da sie beide gleich verachteten. Sie erfüllten ihre Pflicht, da sie an der Sache nichts zu ändern vermochten und erwarteten mit Ungeduld den Augenblick, in welchem sie einem Fahrzeuge Valet sagen konnten, dessen Bestimmung sich mit ihren Grundsätzen nicht vertrug und dessen Kapitain ihnen, statt Vertrauen und Achtung, nur die Gefühle der Furcht und des Abscheus einflößen konnte.

Noch war bis jetzt nichts vorgefallen, was irgend einem unter den Matrosen Veranlassung zur Klage hätte

geben können. Man reichte ihnen alles recht und gut, was sie bedurften und genau so, wie es auf allen wohl eingerichteten Fahrzeugen Sitte ist. Die Arbeit war gering und der Lohn groß genug, um mit demselben zufrieden sein zu können. Aber die Matrosen vermißten vieles Andere, für dessen Besitz sie gerne die schwerste Arbeit verrichtet, und Entbehrungen und Mühseligkeiten aller Art ertragen hätten. Es ist dieses das Vertrauen auf den Befehlshaber des Schiffes und auf seine Redlichkeit und die Gewißheit, daß das Fahrzeug, auf dem sie sich befinden, eines guten Rufes genieße. Alles dieses fehlte nicht nur, sondern die Matrosen hatten selbst Gelegenheit, sich eines Andern zu überzeugen. Ein neuer Beweis der fürchterlichsten Grausamkeit des Kapitains und der brutalsten Tyrannei, unter der alle seufzten, welche in seiner Gewalt waren, rief den Aufruhr unter der Mannschaft hervor und drohte das Schiff in das Verderben zu stürzen. Unsere lieben Leser erinnern sich der Neckerei, welche sich der junge Bill, fast noch ein Knabe, mit dem Neger Jupiter erlaubt, und wie er diesen an die Raa aufgehißt hatte. Roh, wie fast alle Matrosen, überließ sich Bill, wenn es auf dem Schiff nichts zu thun gab und er sich nicht unter den Augen des Kapitains befand, einer Art von Zügellosigkeit, die sich durch das Ausüben derber, wenn auch gerade nicht kränkender Späße und Streiche kund gibt. Unter den Seeleuten gilt es als Grundsatz, sich nie an-

ders, als durch einen ähnlichen Scherz dafür zu rächen. Jupiter war überlistet worden und alle Matrosen hatten sich über die Geschicklichkeit des kleinen allgemein beliebten Bill nicht nur herzlich gefreut, sondern es auch dem Neger, der sich mit der Gunst des Kapitains gerne brüstete, gegönnt, daß er von einem schwachen Knaben so ergötzlich geäfft worden war. Bill wurde durch diesen lustigen Streich der Liebling der Matrosen und stand in aller Schutz. Jupiter durfte es also nicht wagen, von seiner überlegenen Kraft Gebrauch zu machen, oder ihm überhaupt irgend ein Leid zuzufügen. Aber der Neger hatte von jenem Moment an einen glühenden Haß gegen den Knaben gefaßt und erwartete nur die Gelegenheit, schwere Rache an ihm zu nehmen. Deßhalb schlug er sich zur Partei der Bootsleute, von denen er wußte, daß sie bei dem Kapitain alles vermochten und suchte sich Cabrals Gunst zu erwerben. Es gelang ihm bald und die erwünschte Gelegenheit zur Rache bot sich ihm fast von selbst dar.

Durch ein kleines Versehen hatte Bill die Aufmerksamkeit des Kapitains auf sich gezogen. Nun muß hier noch gesagt werden, daß Calas ihn ohnehin nicht wohl leiden konnte, weil ihm Bills stete Fröhlichkeit und Munterkeit zuwider war. Der Knabe, eben deßhalb bei allen Leuten im Schiff äußerst beliebt, war dem Kapitain verhaßt und Calas that ihm zwar nie etwas zu Leide, aber es schien ihm doch auch sehr unangenehm zu

sein, wenn ihm der junge Mensch häufig in den Weg kam. Ein Glück war es für den Knaben, daß Calas Aufmerksamkeit durch ganz andere Gegenstände in Anspruch genommen wurde und daß er überhaupt zu wenig Zeit und Gelegenheit hatte, seiner Bosheit freien Lauf zu lassen, sonst würde es dem Jungen längst schlimm ergangen sein. Bill hatte immer die Aufsicht über die Kinder der Neger zu führen und stand in dieser Hinsicht ohne jemals gegen eines der armen Geschöpfe grausam zu sein, seinem Posten so gut vor, daß Calas nie eine Klage über ihn führen konnte. Da ereignete es sich eines Tages, daß die Kinder in einem unbewachten Augenblick ein kleines Handfernrohr, welches der Kapitain beständig zu führen pflegte, und in der Nähe der Combüse, wo es die Kinder erreichen konnten, hatte stehen lassen, ergriffen, und unglücklicher Weise zerbrachen. Bill entdeckte erst dann, als das feine Werkzeug klirrend über die Bohlen hinrollte, den Schaden, welchen die Kinder angerichtet hatten, ergriff das Rohr und stellte es an den Platz, wo es früher nach der Aussage mehrerer Matrosen gelegen hatte. Jupiter stand unter der Thüre der Combüse (Küche) und sah mit rachestrahlendem Blick den Knaben das zerbrochene Fernrohr den Händen der Kinder entreißen. Sein Plan war gefaßt; er zog sich in die Küche zurück und schloß die Thüre, ohne daß es Bill gewahr worden wäre, der überhaupt nichts Böses sich von ihm

verſah. Mittlerweile wurden die Neger unter Deck gebracht.

Bald hernach ſuchte Calas das für ihn unentbehrliche Werkzeug; er ging auf den Platz zu, wo er es zum letzten Male benützt zu haben ſich erinnerte und fand gerade das beſte Glas in demſelben zertrümmert, das Ganze alſo verdorben und unbrauchbar. Schimpfend und ſcheltend kehrte er, das zerbrochene Perſpektiv in der Hand tragend, auf das Verdeck zurück und beauftragte Cabral, alle Mann heraufzurufen und zu unterſuchen, wer die Schuld an dem Schaden trüge. Cabral gab das Zeichen mit ſeiner Pfeife und Jupiter, der die Gelegenheit zur Rache mit Freuden ergriff, entdeckte ihm mit racheſtrahlendem, wildem Lächeln den Vorfall. Cabral rief Bill beim Namen und befahl ihm, zum Kapitain auf das Deck zu gehen, während er ſich ſelbſt dahin begab, um denſelben von dem Vorfall zu benachrichtigen. Calas hörte ihm ſchweigend zu und beſchloß, dem Knaben das ganze Gewicht ſeines Zornes fühlen zu laſſen. Bill nahte dem Grauſamen zitternd; doch hoffte er durch das Anerbieten, ſich den Werth des Werkzeugs von ſeinem Lohne abziehen zu laſſen, der Strafe zu entgehen. Allein Calas hatte Anderes im Sinne. Wenn der Schaden durch einen andern von der Mannſchaft angerichtet worden wäre, gegen den er nicht perſönlichen Haß gefühlt hätte, ſo würde er allerdings ſich mit dem angebotenen Erſatz begnügt haben.

Aber Bill, dem er persönlich abgeneigt war, sollte jetzt das Gewicht seines Zornes fühlen. Die Gelegenheit war günstig.

Bill war noch nicht gänzlich in Calas Nähe, als ihm dieser schon die wildesten Flüche und Verwünschungen zurief. Der Knabe dadurch eingeschüchtert und instinktartig die wilde Grausamkeit des Kapitäns ahnend, verlor die Fassung und stieg halb bewußtlos die Treppe hinauf.

»Wer hat das Fernrohr zerbrochen, schurkischer, Dieb!« schnaubte ihn Calas an.

Da nun die Antwort nicht sogleich erfolgte, griff Calas nach der Kehle des Knaben, hob ihn in die Höhe und schleuderte ihn zu Boden, daß er mit fast zerschmetterten Gliedern und völlig besinnungslos an der Erde liegen blieb. Nun folgte ein Auftritt, der das menschliche Gefühl empört und zu dessen Beschreibung uns die Worte mangeln. Auf Calas Befehl ergriff der Steuermann den Knaben, riß ihm die den Oberleib bedeckenden Kleider bis auf den Gürtel herab, band ihm die Hände oberwärts an den Mast fest, was die Seeleute »aufseisen« nennen und ließ ihn dann hängen, so daß kaum die Spitzen seiner schlapp herabhängenden Füße das Verdeck berührten. Jetzt rief er den Neger Jupiter herbei und gab ihm die Bucht eines dicken starken Taues in die Hand. Der Kapitain und Cabral stellten sich nun etwas entfernt, während Jupiter zähneknir-

ſchend ſeine Jacke ablegte und die Hemdärmel auf-ſtreifte. Einige Matroſen gruppirten ſich beim Fallreep und ſtießen halblaute Drohungen gegen den Neger aus, wenn er es wagen würde, den Knaben zu peitſchen. Allein ſie wurden nicht gehört, und die ſchreckliche Scene begann.

Beim erſten Streich kam Bill zu ſich. Mit herz-durchdringender Stimme rief er die Barmherzigkeit des Kapitains an und erbot ſich zugleich, ſeinen ganzen Lohn für das zerbrochene Werkzeug ablaſſen zu wollen. Allein Calas winkte dem Neger fortzufahren. Das Ge-ſchrei des gemarterten Knaben, der laute Schall der mit aller Kraft der Rache und Bosheit geführten Streiche, drang durch die Räume des Schiffes. Bald war die ganze Rückenhaut zerſchmettert, zerfleiſcht — ach! Blut und die zerfetzten Sehnen und Nerven hingen ſchrecklich träufelnd bis auf den Gürtel herab — Bill konnte nur noch ſtöhnen; man hörte die mit röchelndem Munde geſprochenen Worte: »O Jeſus Chriſtus! o Jeſus Chriſtus!«

»Rufe Ihn nicht an,« rief Jupiter mit gräßlichem Hohn, »rufe Kapitain Calas an; er ſein der Mann, der dir helfen könne. Jeſus Chriſtus dir jetzt nicht helfen!«

Bei dieſen Worten gerann den Beſſeren auf dem Schiffe das Blut in den Adern. Einige wandten ſich voll Entſetzen und Abſcheu um, und ſahen über die Rehling hinaus in das Waſſer, während andere ſchnell,

von den dumpfen Schlägen des Negers, die faſt wie das Beil des Fleiſchhackers klangen, wenn er Knochen auf dem Fleiſchſtock entzweiſchlägt, gerufen, auf das Deck ſtiegen. Fragen, wilde Rufe und fürchterliche Drohungen, dumpfes Murren unter den auf einen Haufen zuſammengeballten Matroſen — alles dieß verſtärkte ſich ſchnell zum racheſordernden Geſchrei des Aufruhrs!

Calas horchte auf dieſen unerwarteten Ausbruch des empörten Menſchengefühls mit wuthblitzenden Augen, wie der Tieger ſich aus dem Lager aufrafft, wenn er das Bellen der ihn erblickenden Hunde vernimmt. Doch ihm blieb nicht Zeit zur Beſinnung. Aus der Mitte der Matroſen fiel ein Schuß — der Neger, der ſo eben wieder zum Schlage ausholte, ſprang hoch in die Luft, ſtürzte und rollte mit ſchrecklichem Gebrüll über das Verdeck hin! Am Geländer hob er ſich krampfhaft in die Höhe, ſeine Augen ſchrecklich verdrehend, führte er mit dem Tau, das er noch immer in der Hand hielt, und mit dem harteinbrechenden Tode kämpfend, einen Streich in die Luft, ſtürzte dann mit dem zerſchmetterten Rückgrat auf das Geländer, fiel über Bord und verſchwand in dem ſich über ihm ſchließenden Gewäſſer. Voll Entſetzen ſtanden die Seeleute umher.

Calas raffte unter allen zuerſt ſeine Beſinnung zuſammen. Er riß die Piſtolen aus dem Gürtel, ſprang herab unter die vor ihm ausweichenden Matroſen und rief:

»Wer von euch hat diesen Schuß gethan?«

Niemand antwortete. Auch war nicht zu entdecken, welcher von den Matrosen die schreckliche That vollbracht haben mochte. Eine Flinte lag am Boden, mitten in dem Haufen der Seeleute.

»Wer hat den Schuß gethan, redet, oder ich lasse mit Kartätschen unter euch feuern!« rief Calas in die schrecklichste Wuth ausbrechend.

»Wir sind keine Negersclaven« murrte einer der hinter Calas stehenden Leute.

Der Kapitain wendete sich um und sah fünf oder sechs entschlossene Bursche, die ihm starr und zornig in das Gesicht blickten.

»Dann will ich euch zu solchen machen,« entgegnete Calas aufschäumend. »Bindet diese Schurken fest,« schnaubte er den Bootsleuten zu, die jetzt, die Gefahr ahnend, herbeitraten, »bindet sie, ich will ihnen zeigen, wer Herr am Bord ist.«

Die Bootsleute ergriffen einen der Matrosen, der ihnen keinen Widerstand leistete und führten ihn zum Fallreep.

»Warum wollt Ihr uns peitschen, Herr« fragte einer der vor ihm stehenden Matrosen den Kapitain.

Als der Kapitain dieses hörte, rief er einen von den Bootsleuten herbei und befahl ihm, Ketten zu bringen. Diese waren bald zur Hand und jetzt ging er auf den Matrosen los, um ihn zu fesseln.

»Seid ohne Sorgen, Kapitain, sagte der Seemann, ich bin bereit, mich schließen zu lassen; Ihr braucht nicht Gewalt anzuwenden;« dabei streckte er seine Hände aus, um welche Calas die Eisen legte und ihm dann kurz befahl, auf das Hinterdeck zu gehen.

»Ich leiste Euch keinen Widerstand wie Ihr seht,« fuhr der Matrose ruhig fort, »aber ich möchte Euch doch bitten, mir zu sagen, weßhalb ihr mich fesseln laßt?«

Calas kehrte ihm stumm den Rücken und ergriff eine andere schwere Kette, um damit den nächststehenden Mann zu schließen.

»Jetzt kommt die Reihe an dich, Schurke« redete er diesen an, der gefaßt den Kapitain erwartete, und fest entschlossen war, sich nicht in Ketten legen zu lassen. Es war dieß derselbe Bursche, ein geborner Spanier, der die Worte: »wir sind keine Negersclaven,« gesprochen hatte.

»Deine Hände, kastilianischer Dieb;« schrie Calas, als er bemerkte, daß der Matrose die Arme unterschlug.

»Warum wollt Ihr mich in Ketten legen, Herr?« erwiederte der Matros ergrimmt; und die hinter ihm Stehenden wichen scheu zur Seite, da sie bemerkten, daß der heißblütige Spanier nach dem in seinem Gürtel verborgenen Dolch griff, was aber Calas nicht bemerken konnte.

»Ich will dich peitschen lassen, blos allein für deinen Widerstand und deine vorwitzige Frage,« schäumte Calas.

»Darf man denn hier nicht fragen,« entgegnete der Matroſe vor dem auf ihn eindringenden Kapitain noch immer zurückweichend.

»Nein!« ſchäumte der Kapitain, Niemand ſoll hier den Mund aufthun, als ich ſelbſt, wenn du es wiſſen willſt. Ich will euch peitſchen, martern, geißeln, umbringen und ihr ſollt nicht ſoviel ſagen — tobte Calas, indem er mit den Fingern ein geringſchätzendes Zeichen gab. »Ja, ich peitſche und martere euch, denn es iſt mir eine Luſt, ſolche Hunde zu ſchlagen und zu quälen; es gefällt mir ſo und ich weiß Mittel, euch ſo zahm zu machen, als ich will, das werde ich dir zeigen.«

»Habe ich mich je geweigert zu arbeiten, Kapitain,« ſchrie der in Wuth gerathene Spanier, indem er Calas, der ihn bis in die äußerſte Ecke getrieben hatte, an der Bruſt pakte; »oder war ich je vorwitzig? Ihr ſeid ein Schurke, wenn Ihr ſagt, daß ich meine Arbeit nicht kenne und zu verrichten verſtehe!«

Die letzten Sylben erſtarben in einem fürchterlichen Geſchrei! Calas bemerkte, indem er mit der Kette ausholte, um den Mann zu Boden zu ſchlagen, daß dieſer den Dolch gezogen und die Hand erhoben hatte, um einen Stoß nach ihm zu führen. Hierdurch verlor der in die äußerſte Wuth verſetzte Portugieſe den letzten Reſt ſeiner Beſinnung. Heftig ſtieß er den Matroſen zurück, riß eine Piſtole aus dem Gürtel und — im nächſten Augen-

blick lag der Spanier mit zerschmetterter Hirnschale am Boden . . .

Das zweite Opfer war gefallen! Entsetzen ergriff die Seeleute; sie wichen scheu zurück. Calas stand sprachlos vor Wuth, mit gesträubtem Haar vor dem Ermordeten. Sein Anblick war nicht mehr der eines menschlichen Wesens. Dämonenartig, schrecklich, wie eine losgelassene Furie der Hölle, erschien er den Seeleuten, die zitternd vor ihm das Antlitz abwendeten. Ein gräßliches Gelächter ausstoßend, schüttelte er die Pistole in der Hand und ihnen mit derselben drohend, fragte er sie mit leiser durch die schreckliche Macht des Augenblicks erstickter Stimme, »ob sie jetzt gehorchen wollten, oder nicht?«

Niemand antwortete. »Ja, ihr Hunde, fuhr der Gräßliche fort, glaubt ihr, ich sei der Mann, der sich besinnt, euch allen, einem nach dem Andern das Lebenslicht auszublasen? Gehorcht ihr jetzt, ihr feigen, nichtsnutzigen Memmen? Seht jetzt, wie es geht! Ihr habt euch in mir geirrt; jetzt seht ihr, wer ich bin! Ihr habt einen Sclaventreiber über euch, ja, einen Negertreiber. Ich will doch sehen, ob mir einer sagen wird, er sei kein Negersclave!« —

Lange stand der Schreckliche vor den entsetzten Matrosen; kein Laut war vernehmbar, als ein fernes dumpfes Rollen, das wie die zürnende Stimme der göttlichen Gerechtigkeit klang, die empört durch solch

unnatürlichen, ungeheuern Frevel dem Böſewicht ein Zeichen ihres Wachens, eine Mahnung an das Gericht das ihn erwartete, geben wollte. Die in düſtern Wolken untergehende Sonne warf einen glührothen Strahl auf ſein entſtelltes Antlitz, auf die frevle Stirne, über welche dick und bis zum Springen aufgeſchwollene Adern pulſirend hinliefen. Stolz und Bewußtſein der grauenvollen Gewalt, die er über ſeine Untergebenen übte und ſo eben ſchrecklich bethätigt hatte, prägte ſich in ſeiner kräftigen Geſtalt aus. In tiefe Gedanken verſinkend, ſah er in das ſchwer in Weſten aufſteigende Gewölk; der in Stößen erſterbende Wind jagte ſeine Haare in die Stirne und ſchüttelte das leichte Gewand, daß es wie die Hülle einer Marmorſtatue um ſeine muskelvollen, eiſernen Glieder flatterte. Die Matroſen hatten bis auf die alten Bootsleute und Cabral das Deck verlaſſen und mit dem Rauſchen der aufbraußenden Wellen, dem fernen Rollen des Donners miſchte ſich das dumpfe Geräuſch und Kettenklirren der eingeſperrten Negerſclaven.

Jeder Gedanke an Widerſtand war bei den Matroſen erloſchen. Was wollten ſie auch machen? Leiſteten ſie Gegenwehr, ſo war es Aufruhr. Gelang er ihnen, hätten ſie vom Schiff Beſitz genommen, ſo war es Seeräuberei. Wenn ſie ſich je wieder hätten unterwerfen wollen, dann war ihnen der Tod gewiß und unterwarfen ſie ſich nicht, ſo mußten ſie Buccaniers bleiben,

bis der rächende Arm der Gerechtigkeit sie dem Henker unter das Beil lieferte. Denn widersetzt sich der Matrose seinem Befehlshaber, so widersetzt er sich dem Gesetz und damit ist ihm nur die Wahl gegeben zwischen Seeräuberei und Unterwürfigkeit.

So groß aber ist die Gewalt, welche der Befehlshaber eines Fahrzeugs über die Seinen üben kann, daß die einfache Bemerkung im Tagebuch hinreicht, um ihn aller Verantwortlichkeit zu überheben; die nämlich, welche Kapitain Calas in das Seine eintrug:

»Der Koch Jupiter, ein Neger aus Havannah, wurde von einem Matrosen aus der meuterischen Mannschaft ermordet. Bei der über diese That angestellten Untersuchung widersetzte sich der wahrscheinliche Thäter, Antonio Fantano, und zwang mich, ihn zu tödten. Die Mannschaft kehrte hierauf zur Ruhe und zum Gehorsam zurück.«

Sobald Kapitain Calas diese wenigen Worte in das Schiffstagebuch geschrieben hatte, hielt er alles für völlig abgemacht und war nun gewiß, daß ihn Niemand weiter um die Sache belangen konnte. An den höheren Richter aber dachte er nicht!

Der unglückliche Bill hing noch immer, dem Tode nahe, an dem Mast. Längst zur Besinnung zurückgekehrt, von unsäglichen Schmerzen des Leibes und noch größerer Seelenqual gefoltert, erwartete er mit verzweiflungsvoller Ruhe sein Ende; ja er wünschte es herbei, er rief aus

tiefſter Seele den Allmächtigen um ſeine Auflöſung an. Aber die Vorſehung hatte es anders beſchloſſen. Einer der Bootsleute, von einer Regung der Barmherzigkeit ergriffen, wagte es endlich, Calas auf den Leidenden aufmerkſam zu machen. »Wollt Ihr mir etwas Balſam für Bills zerſchlagenen Rücken geben?« ſprach er leiſe zu Calas.

Der Kapitain ſah den Knaben an. Dann rief er: Eſſig für ihn; bind' ihn los und laß ihn ſich in ſeine Coje legen. »Morgen muß er wieder an der Arbeit ſein, ſonſt werde ich ihn völlig todtpeitſchen.«

Nach dieſer rohen und fürchterlichen Drohung ging Calas voran nach dem Bugſpriet, um Witterungsbeobachtungen anzuſtellen. Bill wurde erlöſt, unter Deck gebracht und hier von dem Steward, der jetzt erſt es wagte, ihm ſein Mitleid zu bezeugen, verbunden und mit einem lindernden und wirkſamen Heilmittel verſehen. Dieſer Beweis einer menſchenfreundlichen milden Sinnesart von einem Manne, von deſſen Seite er ſich dieſelbe nie verſehen haben würde, löſte die ſtarre wilde Verzweiflung, welche das Herz des Knaben erfüllt hatte. Er brach in einen Strom von Thränen aus und fand Troſt, Stärke, Ruhe und Ergebung in einem herzinnigen Gebet.

Siebentes Kapitel.

„Die Stimme des Herrn gehet auf den Wassern; der Gott der Ehren donnert, der Herr des großen Oceans! Ps. 29. v. 3.“

Die Gegend des atlantischen Oceans zwischen den Wendekreisen des Krebses und des Steinbocks hat ein großer Naturforscher »einen friedlichen Meeresarm« genannt und gewiß verdient sie mit Recht diese Bezeichnung, denn nur selten, zur Zeit der Aequinoktien (Tag und Nachtgleichen) und bei Gewittern, rollt das Meer hier seine breiten und langen Sturmwellen. Die Fahrt auf demselben ist deßhalb keineswegs so beschwerlich und gefahrvoll, als die weit kürzere um das Cap der guten Hoffnung oder um die sturmumbrauste Südspitze von Amerika; (Cap Horn) weniger beschwerlich noch, als die Reise über das Meer zwischen Europa und den vereinigten Staaten. Nur jene Gegend, welche die Windstillensee genannt wird, ist gefährlich durch ihre Luftruhe, oder durch die fürchterlichen Orkane, welche viele hundert Meilen weit das Meer mit einer wahrhaft schauderhaften Gewalt umwühlen. Der weise Schöpfer der Welt, dessen Einrichtungen uns mit um so größerer Bewunderung erfüllen, je mehr wir fähig werden, sie zu begreifen und

einzusehen, wie unaussprechlich schön und gut sie sind, hat dieser Gegend ihre furchtbare Eigenthümlichkeit nicht umsonst beigelegt. Wenn der mächtige Strom des Passatwindes und das großartige Rollen des Oceans nach Westen von den Grundfesten Amerikas zurückgeschmettert nach Nord und Süd auf- und abwärts braußt, so finden beide auch hier wieder Hindernisse, die ihnen eine andere Richtung geben. Wasser und Luftmassen drängen einander entgegen, bis ihr kolossaler Kampf ausgestritten ist und sie, zum Frieden vereint, sich langsamer und irrender, als die großen Ostströmungen, dem Aufgang der Sonne zuwälzen. Zwischen beiden Strömen liegen bewegungslose Räume, Massen, wo die treibende Gewalt nicht wirkt, wo sie zu ruhen scheint. Das Meer schläft dort wirklich und, ausgesetzt der Gewalt der heißen Sonnenstrahlen, würde es in Fäulniß übergehen und ein qualmender, pest- und verderbenhauchender Sumpf werden, wenn nicht das beweglichere, weniger an feste Gesetze gebundene Reich der Luft zuweilen Katastrophen herbeiführte, die es bis zum Grunde aufwühlen und das gährende Gewässer mit orkanischer Gewalt untereinander wirbelten. So sorgt die Vorsehung dort durch gewaltsame Mittel für Erhaltung und verhütet durch den Sturm, was an andern Orten der ruhige, dem Menschenwerk förderliche Strom mit leiser, fast unbemerkbarer Thätigkeit zu Werke bringt.

Jene schrecklichen Stürme sind dem Schiffer fast

immer Todesboten und ſelten nur gelingt es ihm, dem Verderben, das ſie tragen, zu entgehen. Geheimnißvolle Wirkungen rufen ſie über dieſe Gegend; vielleicht iſt es die elektriſche Materie, die in dem Reich der Lüfte zittert, bis ſie, zum Blitz zuſammengeglommen, in die ziſchenden Wellen einſchlägt, die Lüfte ſpaltend, vor deren krachendem Zuſammenſchmettern dann die Grundfeſte des Erdbaus zu wanken ſcheint; oder ſind andere ſchwere Luftmaſſen vielleicht, aus dem Gleichgewicht gerathend, wie ſtürzende Felſengipfel gezwungen, in ein leeres Thal mit unaufhaltbarer Gewalt zu rollen, bis das Gleichgewicht hergeſtellt iſt und die ſchwankenden Wogen im mähligen Fall ein Niveau erreichen, welches endlich lange wieder das Bild trügeriſcher und tödtlicher Ruhe gewährt. Luftgebilde ſchaukeln dann über der ſpiegelglatten Meeresfläche. Geiſterhaft erſcheinen Geſtalten von Gegenden, die in ungeheurer Ferne liegen. Der lechzende Schiffer erblickt rollende Ströme und hehre Palmenhaine. Mit fliegendem Wimpel tanzen glücklichere Fahrzeuge in ungewiſſer duftiger Nähe an ihm vorüber. Dem Nothſchuß aber antwortet kein rettendes Signal; die erſchütterte Luft zerreißt das Nebelgemälde, oder verkehrt und unnatürlich geiſterhaft entſtellt ſchwankt vor ſeinem verzweifelnden Blick das ätheriſche Bild!

Die Nacht war eingebrochen und die Santa Virgina glitt langſam und ſtampfend am Rande des gefährlichen Windſtillenmeeres gegen Süden. Weſt- und

nordwestwärts erhob sich, wie eine geisterhafte Wand, das Firmament umhüllend, eine gräuliche Wetterwolke. Wir verließen den grausamen Herrn dieses Schiffes, als er vorne am Bugspriet stand und dem aufsteigenden Hochgewitter keck in die Augen sah. Sein fürchterlicher Zorn schien nach und nach sich zu verlieren, wie die finstern Falten seiner Stirne eine nach der andern sich glätteten und in welchem Grade das düstere Feuer seiner Augen erlosch, um dem gewöhnlichen halb listig, halb mißtrauischen Blick zu weichen, der auch in unaufgeregter Gemüthsstimmung sein Antlitz entstellte. Nur ein sicherer Menschenkenner hätte in ihm vermuthet, was er wirklich war — einen kaltherzigen, boshaften und blutdürstigen Böswicht, denn die gütige Hand der Vorsehung hatte ihm ein Antlitz gegeben, welches ohne den entstellenden Ausdruck, den ihm sein verdorbenes Gemüth aufprägte, lieblich genug gewesen wäre, um Zutrauen und Hinneigung in aller Herzen zu erwecken. Jetzt stand er in düstern Gedanken versunken. Mochten wohl die grausen Ereignisse dieses schrecklichen Tages in ihm gähren? Einzelne Worte, die seinem Munde entschlüpften, ließen darauf schließen und ein tiefer Seufzer schien die Last anzuzeigen, welche dieser finstere Mensch auf seiner Seele trug.

Im Firmament bereitete sich jene Umwälzung vor, die dem bebenden Menschen mehr, als irgend etwas in der Welt, die Nähe des Allmächtigen und seine eigene

ſchwache Hinfälligkeit und Hülfloſigkeit vor die Seele ruft. Noch ſchwiegen die Lüfte; aber nordwärts rollte ſeit einer Stunde der Donner eines ſchweren Gewitters und jetzt erhob auch der Ocean ſeinen breiten Buſen, aufathmend und rauſchend, wie ein rieſiges Ungeheuer, das aus dem langen tiefen Schlummer erwacht und ſeine coloſſalen Glieder dehnt und ſtreckt. Unfern von der Stelle, woſelbſt ſich die Santa Virgina befand und mit ſchlapphängenden Segeln von der Strömung gegen Weſten getragen wurde, wüthete ein fürchterlicher Orkan, der die See bis zum Grunde aufwühlte. Die Bewegung der Wogen theilte ſich nach einem natürlichen Geſetze des Gleichgewichts auch dieſer ruhiger, noch luftſtillen Meeresgegend mit. Raſch wuchſen die langen glatten und breiten Rücken der Wellen zur Höhe der ſturmgepeitſchten hohlen See und das Schiff, in deſſen Segel kein Luftzug helfend hauchte, taumelte ächzend, krachend und fürchterlich ſchwankend auf den ſich dem Himmel entgegen bäumenden Waſſerwogen umher. Längſt hatte man die gewöhnlichen Vorſichtsmaßregeln, Einziehen der Segel, Schließen der Lucken und andere Vorkehrungen getroffen und dadurch ſich vor der ſchrecklichen Gefahr geſchützt, daß der plötzlich ausbrechende Sturm das belaſtete Fahrzeug ſtürzen und im Schooß der Waſſer begraben, oder daſſelbe ſo auf die Seite legen konnte, daß es, unfähig, ſich wieder zu erheben, als ein hülfloſes Wrack vor dem heulenden Sturm da-

Google

hintreiben mußte. Alle Matroſen befanden ſich auf dem Deck, der Befehle des Schiffsherren gewärtig, der noch immer ſtumm auf ſeinem Platze ſtand und in Gedanken verſunken, in die finſtere Sturmnacht hinausſah.

In dieſem Augenblick vernahm man das Nahen der Windsbraut. Wie ein fernes Geheul drang ihre ſchreckliche Stimme heran. Das Getöſe verſtärkte ſich bald; die Taue, durch welche die Windſtöße fuhren, fingen an zu pfeifen und klappernd an einander zu ſchlagen. Die wenigen Segel faßten und das Schiff, tief mit dem Vordertheil in die ſalzige Fluth eintauchend, kam ſogleich in Gang. »Nieder mit dem Steuer« rief der Kapitain dem Steuermann zu, ehe noch der Sturm ſelbſt eintrat. Der Befehl wurde befolgt und das Schiff fiel ab und lief vor dem nachbraußenden Sturme hin. Mit fürchterlicher Gewalt fuhr die geiſterhafte Luftſtrömung über die Waſſer daher. Bald erhellten ſchreckliche Blitze die pechfinſtere Nacht und das krachende Rollen der heftigſten Donnerſchläge wurde von den brauſſenden Waſſern des aufſchäumenden ſchrecklich wogenden Meeres mit verdoppelter Kraft und Stärke zurückgeworfen.

Oft ſchon hat man es verſucht, Landbewohnern durch Beſchreibungen den Anblick des empörten Oceans zu verſinnlichen. Aber alle Verſuche und ſelbſt die vorzüglichſten Schildereien, welche die kunſtfertige Hand des Malers vor unſer Auge ſtellt; ja ſelbſt die feurigſte

Einbildungskraft, genährt durch dieſe Bilder, vermag ſich keine richtige Vorſtellung von dieſem über alles erhabenen Naturſchauſpiel zu machen. Je mehr die Kraft des Windes wächſt, deſto mehr vergrößert er die Wellen und treibt ſie vor ſich her, daß ſie ſich ſchäumend aufeinander thürmen, ſo daß das Meer mit hohen Bergen und tiefen Thälern bedeckt ſcheint. Die Wogen bewegen ſich mit gränzenloſem Ungeſtüm und verurſachen ein Braußen, das vereint mit dem Geheul des Sturmwinds die ſchwache menſchliche Stimme unhörbar macht und ſelbſt den Donner des Geſchützes nur auf einen kleinen Umkreis vernehmen läßt. Die zerſtäubenden Waſſertheile bilden einen dicken Dunſt, der in die Luft ſteigt und als Gewölk abzieht, oder als Staubregen, in kalten Himmelsſtrichen als Schnee, herabfällt; und was den Anblick der Scene noch grauſender macht, ſind die Schaaren von Waſſervögeln, die mit Angſtgeſchrei vor den tobenden Wellen herfliegen. Das Meer hat dann ſeine Durchſichtigkeit verloren, ſchwarz ſieht es aus und öffnet einen gähnenden Abgrund nach dem andern und über all' dem Grauſen und dem entſetzlichen, raſenden Toben ſcheint der ſchwarze nächtliche Himmel flach und nicht mehr gewölbt ſich auszubreiten; er ſcheint ſich zur Erde zu ſenken, um ſie mit ſeiner Laſt zu erdrücken. Die Bilder der Sterne, an denen die zerfetzten Wolken vorüberjagen, werden übermäßig größer, breiter und die raſche dunſtige Luftſtrömung

verleiht ihnen ein kometenartiges, gespenstisch trübes Ansehen. Der Sturm selbst rast immer wüthender und wilder daher, und die Wogen, deren Kampf durch seine fürchterliche Gewalt gesteigert, und immer noch gehoben wird, schleudern das größte, schwerste Schiff hinab, hinauf und mit zitterndem und bebendem Herzen sieht sich der Mensch sammt seinem schwachen Werkzeug einer Gewalt überlassen, die um so schrecklicher ist, da es nicht in seiner Macht liegt, sie zu bewältigen, oder durch eigene Kraft Rettung vor ihr zu finden In dem einen Moment hebt ihn sammt dem schwachen Gebäude, das er bewohnt und das in jedem Augenblick aus den Fugen zu gehen scheint, eine bergartige See hoch hinauf. Er sieht schaudernd über einen Umkreis kochender und sich gleich hohen Hügeln aufthürmender Wellen hinweg. Im nächsten Augenblick stürzt er viele Klafter tief hinab; das steil und jäh ablaufende Schiff taucht mit dem Vordertheil tief ein in die Schaummassen, welche auf den Wassern sprühen und Bug und Gallion des zitternden und sich nun mühsam hebenden Fahrzeugs triefen von der rauschenden salzigen Fluth.

Diese sichtbaren Mahnungen der göttlichen Vorsehung erschreckten alle auf dem Schiffe, nur nicht Kapitain Calas. Er war ein zu erfahrner Seemann, zu abgehärtet, als daß sie auf ihn einen ungewöhnlichen Eindruck hervorgebracht hätten; zu verhärtet und versunken in Sünde und Laster, als daß er ergriffen worden

wäre oder Zeichen von Furcht an ihm hätten bemerkt werden können. Als sich am Abend vorher bald nach Untergang der Sonne der Sturm erhob und sich so schnell verstärkte, daß, ehe man Zeit gewann, es einzuziehen, eines der Bramsegel zerriß — da zeigte sich seine geistige Ueberlegenheit über seine Mannschaft in vollem Maaße. Die widerspänstigen Matrosen, welche nach der am vorigen Tage erst stattgefundenen Scene im geheimen Einverständniß beschlossen hatten, ihm keinen Gehorsam mehr zu leisten, geriethen bei dem Toben der Elemente in Furcht und Entsetzen. Die prahlerischen Drohungen gegen den aufs Tiefste gehaßten und verabscheuten Kapitain sind schnell vergessen. Die Gefahr ist da; die Ruhmredigen wissen ihr nicht zu entgehen; sie verstehen zwar zu gehorchen, aber nicht zu befehlen in einem Augenblick, wo es nöthig ist, daß alle einem Winke gehorchen, wo von der geschickten Führung des Schiffes die Erhaltung desselben abhängt, wo aller Leben in der Hand des höher gebildeten, erfahrneren und muthigeren Schiffsherrn liegt. Jeder Gedanke an Empörung, Haß und Widerstand hört auf und Calas, auf den jetzt alle mit Hoffnungsblicken schauen, hat gehorsame Seeleute, die jeden seiner Befehle mit dem größten Eifer befolgen werden. So mußte der Zorn der Elemente scheinbar selbst dazu beitragen, seine Gewalt, die er so unmenschlich und so abweichend von dem Wege des Rechts ausübte, zu verstärken und noch mehr zu befestigen.

Gegen Mitternacht artete der Sturm in einen wirklichen Orkan aus; das Schiff flog vor den heftigsten Windstößen dahin und mit verstörten Blicken liefen die Leute verwirrt durcheinander und schienen bei der Verwirrung, welche die zerrissenen, in den Sturm flatternden Segel verursachten, unschlüssig zu sein, wo sie zuerst Hand anlegen sollten. Doch der durchs Sprachrohr hohl tönende Ruf des Kapitains und das Pfeifen der Bootsleute beflügelten sie zur Arbeit. Einige klommen trotz des heftigen Schwankens in die Maste und bemühten sich, die zerrissenen Segel abzunehmen, während die Maste sich beugten, knarrten und zu splittern drohten. Das Krachen des Schiffsgebäudes, das Gepolter einiger Kanonen, die in ihren aufgelösten Tauen auf dem Deck hin- und herrollten, und die nur mit Lebensgefahr der Mannschaft endlich wieder fest angebunden werden konnten, das Geheul der im Raum eingesperrten Neger und das grelle Geschrei der entsetzten Negerinnen und Kinder, die in ihrem engen Behältniß hin- und herstürzten, ja von denen mehrere fast schon erdrückt waren; das Sausen und Pfeifen des Sturms im Tau- und Takelwerk; das Toben der einstürzenden Fluthen; das verworrene Getümmel der Schiffsmannschaft, das Klirren der Kettenpumpen und — welch' eine gräßliche und doch auch erhabene Scene! — der fürchterlich schöne Anblick des stürmischen Meeres!

Dennoch sollte dieses grause Schauspiel schneller,

als man vermuthen konnte, vorübergehen. Plötzlich zerrissen die Wolken, die Morgenröthe blickte an einigen Stellen über die wallende Fläche der See hin, und der Orkan verwandelte sich in einen starken Wind, der sich nach und nach verminderte und in einen gelinden Nordwest überlief. Er wirkte in einer veränderten Richtung auf die Wogen, welche dadurch bald niedriger wurden. Indem die Sonne von düstern Regenwolken verdeckt, heraufstieg, nahm die Wasserfläche eine freundlichere Gestalt an. Das Schiff ward jetzt auf Calas Befehl von oben bis unten besegelt, der Schaden gebessert und alle Hände erhielten bei diesem Geschäft eine tüchtige Arbeit.

Gegen Mittag ließ man die aufs Aeußerste erschöpften Neger auf das Deck, um sich hier von der Angst und Qual der fürchterlichen Sturmnacht etwas zu erholen. Auch Bill kam bleich und matt herauf. Man ließ ihn gewähren, ohne ihn zur Arbeit anzuhalten. Während der Kapitain oben war, schien er den Gegenstand des gestrigen Kampfes nicht seiner Beachtung werth zu finden und der Junge verbarg sich vor ihm in dem entferntesten Winkel des Schiffes.

Manche ermuthigende Aeußerung, mancher stille Beweis der Zuneigung und der Theilnahme von Seite der Matrosen goß hier Balsam in sein Herz. Die Kluft hatte sich zwischen Calas und seiner Mannschaft wieder erweitert, sobald das Toben der Elemente den Gedan-

kengang nicht mehr unterbrach. Haß und unterdrücktes Rachegefühl ſchlummerte und glomm in dem Herzen der menſchlicher geſinnten Seeleute gegen den Barbaren, der ihre Gefährten ermordet und eingekerkert hatte. Bald ſollte die Gelegenheit kommen, die den freien Ausbruch begünſtigte. Sie wurde ſehnſüchtig erwartet.

Das Firmament bot heute einen ſeltſamen Anblick dar und bewieß, daß man durch die Gewalt des Sturmes ſchon aus dem Bereich der trockenen ſtätigen Paſſatwinde getrieben worden war. Finſtere, zerriſſene Wolken jagten in der Luft hin; Sonnenſtrahlen fielen waſſerziehend und die Dünſte ſchnell hebend in nah und fern auf die Gewäſſer. Hie und da fiel plätſchernd ein Strichregen; eine ſchwüle Hitze machte das Athemholen beſchwerlich und das Schwanken der Barometer, ihr raſches Sinken, das ganze Ausſehen des Himmels verkündete, daß die elektriſche Materie zwar heftig erregt, aber durch den kurzen Sturm keineswegs ins Gleichgewicht getreten war. Plötzlich erſtarb der Wind mit einem faſt klagenden wehmüthig klingen Geſäuſel im Tauwerk; die Segel ſchlugen klatſchend an die Maſte und hingen dann todt herab; das Schiff rückte noch wenige Kabellängen vorwärts und lag dann ſtill in der See, die allmählig eine düſtere, bleifarbige Spiegelfläche, das Bild des ſtillſtehenden Schiffes verkehrt darſtellte. Die Menſchenmaſſe auf dem Deck ſah mit angſterfülltem Herzen dieſes düſtere Vorzeichen einer andern, vielleicht noch ſchrecklicheren Kataſtrophe.

Calas stand still und warf einen düstern aufmerksamen Blick nach allen Richtungen. Mit einem frevelhaften Fluch sendete er die Hälfte der Mannschaft auf die Maste, um die Segel einzuziehen. Dann ließ er die Neger in den Raum bringen, um durch ihre Gegenwart nicht an der schweren Arbeit, die man jetzt bald und gewiß erwarten durfte, gehindert zu werden. Den Leuten, welche den Ausguck hatten, wurde aufs strengste die sorgfältigste Aufmerksamkeit eingeschärft. Die Bootsleute nahmen die Fernrohre zur Hand und betrachteten den Horizont, auf dem bleifarbige Wolken zu ruhen schienen, mit ängstlicher Miene. Man war ungewiß, was jetzt kommen würde und erwartete einen neuen noch schwereren Sturm. Aber die Elemente bereiteten eine andere Erscheinung vor.

Weit gegen Süden lagen dunkelfarbige Wolkenmassen; sie schienen fast über das ruhige Meer hingebreitet zu sein. Dieser Punkt des Oceans bildete jetzt einen weißlichen Fleck, aus welchem gleichsam ein Faden oder eine Säule emporstieg, die sich mit einer andern aus den Wolken herabkommenden vereinigte. Ein Matrose hatte das Meteor entdeckt und zeigte mit lautem Schreckensruf auf dasselbe. Die Mannschaft sprang an die Wandungen oder in das Tauwerk und beobachtete nun ein Schauspiel, das eben so selten, als großartig und furchterregend ist und die widersprechendsten Gefühle in der Brust der Zuschauer hervorrief.

Die Erscheinung schien etwa ein und eine halbe Meile vom Schiffe entfernt zu sein und unten am Meere einen Durchmesser von siebenzig bis achtzig Klaftern zu haben. Hier tobte jetzt das Meer heftig und es stiegen die Dünste, wie Staubregen in die Höhe. Oben nach den Wolken hin war der Durchmesser der Säule gleichfalls stärker, als in der Mitte, woselbst er kaum zwei bis drei Fuß zu betragen schien. Das Wasser wurde in der Säule wie eine Schnecke hinaufgetrieben, oft schien es aber auch nur eine hohle Röhre zu bilden und innerhalb der Säule einen leeren Raum zu lassen. Da die Wolken mit dem auf dem Meere liegenden Theil der Säule nicht immer in gleicher Geschwindigkeit fortrückten, erhielt diese eine schiefe Richtung und krümmte sich. Auch ging die eine schneller, als die andere; je mehr sie sich dem Schiffe näherte, desto mehr bewegte sich das Meer und brach in kleinen kurzen Wellen. Dabei verspürte man ein leichtes Lüftchen von sehr unbeständiger Richtung und ein Geräusch, wie das eines Wasserfalles, der in ein tiefes enges Thal stürzt, drang aus der Ferne heran. Hagelkörner fielen auf das Schiff; es regnete und blitzte, doch hörte man nicht donnern. Diese Erscheinung war eine Wasserhose und ihre Richtung mußte sie unfehlbar auf das Schiff führen, das, wenn sie es erreichte, wo nicht dem Untergang, doch der höchsten Gefahr ausgesetzt war. Entsetzen ergriff die Matrosen, denn durch ihre ohnehin herabge-

drückte Stimmung sahen sie alles von der düsterſten Seite und betrachteten die furchtbar schöne Naturerscheinung als einen rächenden Boten der Vorsehung, der da nahte, um den frevelhaften Befehlshaber des Schiffes und alle diejenigen, welche mit ihm das fluchbeladne Fahrzeug bewohnten, in den Abgrund der See zu stürzen. Calas und der Steuermann donnerten ihnen wiederholt den Befehl zu, die wenigen Segel, welche noch standen, zu entfernen und die Kanonen zu laden; aber die entsetzten Seeleute, erfüllt von abergläubischen Gedanken, machten keine Miene zu gehorchen.

In diesem gefährlichen Augenblick bildeten sich an verschiedenen Punkten des Meeres noch vier andere Waſſertrompen. Sie schienen aus den finsterſten Theilen der Wolken herabzuhängen, von denen sie meist abgeschnitten und durch einen Abstand von einigen Klaftern getrennt waren. Schief liefen sie zur kochenden See herab, die sich ihnen entgegenbäumte und deren schäumende Wasser sich in beträchtlicher Höhe in Gestalt einer Pyramide mit ihnen verbanden. Während sich die letzteren Erscheinungen in der Ferne bildeten und an Größe wuchsen und zunahmen, schritt die erstere dem Schiffe immer näher, obwohl sie oft und vielfach den geraden Weg verließ und dem Zuge des Windes folgend in Spirallinien über die Wellen hinzog. Auf dem Schiff herrschte jetzt die wildeste Verwirrung; noch lag es todt auf dem Meere und im Bereich der gefährlichen

Erſcheinung ſchien es dem Untergang geweiht zu ſein. Der Kapitain achtete nicht auf das Geſchrei der beſinnungsloſen Matroſen, welche in Todesangſt auf dem Deck umherliefen. Er legte mit den Bootsleuten und einigen erfahrnen Seeleuten, die ähnliche Erſcheinungen ſchon häufig geſehen hatten, ſelbſt Hand an, um mehrere Kanonen zu laden. Es gelang noch zur rechten Zeit. Als die furchtbare Waſſerſäule nur noch wenige Kabellängen vom Spiegel des Schiffes entfernt war, gingen die Schüſſe los; durch die heftige Erſchütterung der Luft zerriß das Meteor und ſtürzte mit betäubendem Brauſen in die See herab. Dieſe wogte hoch auf und bald lag das Schiff krachend und ſtöhnend in allen ſeinen Fugen in einer hohlen See, die es heftig umherwarf, während ein wolkenbruchähnlicher Platzregen herabſtürzte und die Ferne vor den Blicken der Schiffsbewohner verbarg. Als die Wellen ſich legten und der Regen aufhörte, waren auch die Waſſerhoſen verſchwunden; ein friſcher Nordweſt kräuſelte die Wellen und blies in die Segel. Calas ließ immer mehrere beiſetzen, bis das Fahrzeug, wie ein Vogel in die düſtere Ferne dahinſtreifte. Mit beſſerem Wetter zog neuer Muth in die wankelmüthigen Herzen der Matroſen ein. Die gewöhnlichen Geſchäfte des Tages ließen die düſtern Gedanken an die ſchlimmen Ereigniſſe der jüngſten Zeit nur ſelten aufkommen. Mißtrauen erfüllte die beiden Parteien und hielt ſie einander fremd;

man verſparte aber jeden Gedanken an eine gefährliche und nutzloſe Rache auf die Ankunft des Schiffes in einem Hafen, wo die Gerechtigkeit der Richter angerufen werden konnte. Die gefeſſelten Matroſen im Raume erhielten jedoch keine Erleichterung und der Kapitain ſchien ſich ihrer weder mehr zu erinnern, noch ihrer zur Arbeit zu bedürfen. Welche Plane jedoch ſeine tückiſche Bruſt verbarg und in welcher Weiſe er ſeinem Zorne Raum zu geben beſchloſſen hatte, — es iſt nie bekannt geworden.

Das Verderben ging dabei unaufhaltſam ſeinen grauſen Schritt. Die unglücklichen Neger unter dem Deck ſchmachteten in ihrem ſchrecklichen Gefängniß bei der langen Dauer der Reiſe dem gewiſſen Tode entgegen. Faſt an jedem Morgen zog man Leichen aus dem ſcheußlichen Behältniß und in den Ueberlebenden waren nur mühſam die kraftvollen Menſchen wieder zu erkennen, welche man in Afrika an Bord genommen hatte. In ſtiller dumpfer Reſignation hatten ſich die meiſten in ihr ſchreckliches Loos ergeben. Viele erſehnten das Ende, welches ſie ihrer Pein entriß und folgten mit neidiſchem Blick den Matroſen, welche täglich die Leichen aus ihrer Höhle hervorholten, um ſie, den Haifiſchen zum Raub, in das Meer zu ſtürzen. Noch ein anderes, das ſchrecklichſte aller Uebel, der Selbſtmord, nahm unter den Unglücklichen überhand! Jetzt mußten auch die Peiniger einen Theil ihrer Qualen empfinden. Calas

entdeckte nämlich bald, daß sich die Neger durch den Tod seiner Habgier zu entziehen suchten. Deßhalb mußten die Bootsleute im Raume Wache halten, um die Wahnsinnigen von der Ausführung ihres entsetzlichen Entschlusses abzuhalten. Doch mit diesem kam zugleich auch eine neue Geißel über die gemarterten Sclaven und die entmenschten Wächter ließen ihrer Wuth über den edlen, schweren Dienst fürchterlich an den Schwarzen den Lauf.

Wir wenden uns nun von diesem Abgrunde des menschlichen Elends hinweg, um unsern lieben Lesern vor dem Schlusse dieses Kapitels noch einiges über die interessante Erscheinung mitzutheilen, welche wir schon oben beschrieben haben. Die Wasserhosen entstehen gewöhnlich auf folgende Weise: Es senkt sich der untere Theil einer Wolke in Form eines zugespitzten Kegels mit einer wirbelnden Bewegung nach dem Meere herab. Zugleich wird hier das Wasser in einem Umfang von etwa hundert Schritten unruhig und kräuselt sich; nach einiger Zeit steigt eine Dunstsäule, ebenfalls wirbelnd, vom Meere empor und vereinigt sich mit der herabhängenden Wolkenspitze. Dabei vernimmt man ein Geräusch, das bald dem Brausen eines entfernten Wasserfalles, bald dem Zischen der Schlangen gleicht. Die Dunstsäule hält oben, nämlich da, wo sie sich mit der Wolkenspitze vereinigt, etwa 3—4 Fuß im Durchmesser, nimmt aber unten nach dem Meere hin, grad-

weiſe an Dicke zu. Inwendig iſt ſie hohl, d. h. ſie enthält einen leeren Raum, der wie eine weißliche Röhre durchſcheint. Iſt nun das Meteor gebildet, ſo beginnt es ſich in Bewegung zu ſetzen und zieht ſchnell über die Meeresfläche hin, indem es fortwährend in Schneckengängen ſich herumdreht, ſo daß die Wolke immer mehr Zufluß an Waſſer erhält und dadurch düſterer wird. Nach Verlauf einer Viertel- oder halben Stunde zerplatzt die Säule und es erfolgt ein heftiger Gußregen, zuweilen auch ein Hagelſturz, was ein großes Geräuſch verurſacht. Dieſe Auflöſung wird beſchleunigt, wenn die Säule ſchneller oder langſamer, als die Wolke, fortrückt, daher eine ſchiefe Richtung bekommt, ſich immer mehr ausdehnt und endlich zerreißt. Daſſelbe geſchieht, wenn ſie auf feſte Körper, z. B. auf ein Schiff, eine Klippe und dergl. ſtößt. Manchmal bilden ſich Waſſerhoſen auf eine andere Art. Es wirbelt nämlich eine Dunſtſäule in den Luftkreis empor und verbindet ſich mit einer Wolke, ohne daß dieſe ihr entgegenkommt. Man unterſcheidet daher die Waſſerhoſen in niederſteigende und aufſteigende. Häufig entſtehen in einer Gegend ganze Gruppen ſolcher Dunſtgebilde, welche, da jedes derſelben von einem beſondern Wind geführt wird, ſich in verſchiedenen Richtungen durcheinander bewegen und daher gleichſam zu tanzen ſcheinen. Man will Gruppen von zwanzig und mehreren geſehen haben. Die Waſſerhoſen ſind, wie ihre ſchneckenförmige Bewe-

gung und ihre Wirkung auf feste Körper beweist, stets mit einem heftigen Wirbelwinde begleitet, wenn gleich in der Luft umher eine noch so große Stille herrscht. Auch zeigen sie ein elektrisches Licht, oder geben Blitze von sich, obschon kein Donner gehört wird. Ihre Wirkungen auf feste Körper äußern sich mehr oder weniger heftig. Kleine Schiffe, die in ihren Bereich kommen, laufen Gefahr, durch die ungeheuere Gewalt des sie begleitenden Wirbelwindes gänzlich zerstört zu werden und offene Fahrzeuge bringt schon das herabstürzende Wasser zum Sinken. Schiffe der größern Art werden zwar selten von einer Wasserhose ganz zerstört, wohl aber die Maste, besonders wenn viele Segel ausgespannt sind, zersplittert und umgestürzt, und alle Gegenstände auf dem Verdeck zertrümmert. So gerne daher die Seefahrer dieses große Schauspiel der Natur beobachten, so sehr suchen sie sich auch in der Entfernung zu halten, was aber nicht immer möglich ist, weil meistens kein Wind geht. In solchen Fällen pflegt man Kanonen abzufeuern, um eine Lufterschütterung und dadurch eine Zertheilung des Meteors zu bewirken, die auch oftmals erfolgt. Es fehlt indessen nicht an Beispielen, daß Schiffen, die mit einer Wasserhose in Berührung kamen, kein beträchtlicher Schaden zugefügt wurde.

Bisweilen ziehen die Wasserhosen nach den Küsten, und eine Strecke weit in das Land, wo sie alles, was in ihrem Wege liegt, verheeren. Im Jahre 1807 zog

eine Wasserhose nach dem Hafen von Melazzo in Sicilien. Sie zerstörte hier viele Fahrzeuge und nahm dann ihren Weg nach den Umgebungen der Stadt, wo sie selbst die stärksten Bäume zerbrach und einen Hagel von so außerordentlicher Größe herabschickte, daß nicht nur alle Pflanzen und Gewächse dadurch zerschlagen, sondern auch Menschen und Thiere theils stark beschädigt, theils getödtet wurden. Im Juli 1785 entstand auf der Elbe bei Altona eine Wasserhose. Sie zog anfangs auf dem Strome langsam hin und her und wendete sich dann nach dem Ufer. Hier ließ die Wolke ihr Wasser fallen und ging mit großer Schnelligkeit wirbelnd über die Stadt, wo sie an den Fenstern und Dächern der Häuser, so wie an den Bäumen in Gärten und an Alleen, beträchtlichen Schaden anrichtete.

Wodurch die Wasserhosen entstehen, hat man noch nicht genügend ermitteln können. Daß sie, wie einige Naturforscher geglaubt haben, bloß durch den sie begleitenden Wirbelwind hervorgebracht werden, ist sehr zu bezweifeln. Mit mehr Wahrscheinlichkeit darf man annehmen, daß dieser nur eine untergeordnete Rolle dabei spiele und daß vielmehr die Elektricität, die einen so großen Einfluß auf den Luftkreis ausübt, die erste Ursache sei. Dafür sprechen das elektrische Licht und die Blitze, die bei den Wasserhosen wahrgenommen werden, die von ihnen verbreitete Kälte, der Hagel, den sie bisweilen herabsenden, der Umstand, daß sie bei warmer

und veränderlicher Witterung entstehen, und noch Anderes. Sehr wahrscheinlich ist es, daß dem Phänomen ein gestörtes Gleichgewicht der elektrischen Flüssigkeit und ihr Streben, es wieder herzustellen, zum Grunde liegt. Wenn nämlich diese Flüssigkeit sich in der Luft zu stark angehäuft hat so sucht sie in die Erde oder in das Meer einzudringen; wird dagegen ihre Anhäufung in der Erde oder dem Meere zu groß, so strebt sie in den Luftkreis überzugehen. Die Wassersäule dient dabei als Leiter oder als Verbindungsmittel. Was nun aber die näheren Umstände betrifft, wodurch die Säule ihre besondere Gestalt, Bewegung und Wirksamkeit erhält, ist schwierig zu erklären. Noch ist man nicht einmal über die Bestandtheile und den inneren Bau derselben im Klaren, und weiß nicht gewiß, ob sie blos aus Wasserdampf, oder auch aus Dämpfen anderer Art bestehe, und ob jener, wie es scheint, bloß durch die Hohlung im Innern emporsteige und von der Wolke, wie durch einen Schlauch eingesogen werde, oder ob diese Hohlung nicht vielleicht der Kanal für die auf- und niedersteigende elektrische Materie sei. *)

*) Richters Wasserwelt, S. 411—414.

Achtes Kapitel.

Triumph! die Rache kommt, das Böse weicht besiegt,
Seht die Unmenschlichkeit, die frevelnd unterliegt!

Wie ein tückisches Gespenst, ein unheimlicher, furchterweckender Mann, schritt Calas unter seiner sich vor ihm scheuenden und ihn verachtenden Mannschaft umher. Das Verdeck vermied er und blieb meist auf dem Hinterdeck, welches nur in Angelegenheiten des Dienstes von den Matrosen betreten werden durfte. Die Bootsleute, deren Namen schon an einer früheren Stelle dieser Erzählung genannt worden sind, leisteten ihm hier Gesellschaft, wenn es die Zeit gestattete. Außerdem war er allein, den düstersten Rachegedanken sich überlassend. Da sah man ihn dann oft, wie er mit Cabral, der sein ganzes Vertrauen besaß, lange und heimliche Zwiegespräche hielt; oder wie er stundenlang hinausstarrte auf das bewegte Meer, das verschlossen und tückisch, ein Bild seines zürnenden Innern darstellte und dessen düstere Einförmigkeit dem trostlosen Versunkensein besser entsprach, in welchem sich seine Seele befand, als das belebte Räumlein des Schiffes in dem die arbeitenden Seeleute ihre Geschäfte verrichteten. Vierzig Tage waren jetzt seit der Abreise des Schiffes verflossen

und Kapitain Calas betrachtete oft sehnsüchtig die Karte auf der von Tag zu Tag der Punkt eingetragen wurde, woselbst sich das Schiff befand.

Die Matrosen hofften vergeblich auf die Befreiung ihrer Gefährten. Calas schien diese vergessen zu haben und nur die Kost, welche regelmäßig von einem der Bootsleute in das Behältniß des Raumes für sie getragen wurde, bewieß, daß sie noch am Leben waren. Calas schien entschlossen zu sein, sie als Aufrührer im nächsten Hafen, den man erreichen würde, dem Gericht zu übergeben, ohne die Klagen seiner Leute und die offenen Vorwürfe derselben über die Ungerechtigkeit, welche er sich hatte zu schulden kommen lassen, zu scheuen. Der Kapitain trotzte auf das fast unumschränkte Recht, welches ihm seine Stellung gewährte und schien sich vor der Bekanntmachung seiner Verrätherei und des niedrigsten Betruges keineswegs zu scheuen. An Gewalt konnte seit jenem Vorfall mit Bill, der jetzt wieder rüstig seine Geschäfte verrichtete, nicht gedacht werden, denn Kapitain Calas hatte die fürchterlichsten Vorkehrungen getroffen, um jeden derartigen Gedanken zu ersticken. Das Hauptverdeck wurde durch eine starke eichene Bohlenwand vom Mitteldeck getrennt und die Mündungen zweier mit Eisenstücken, Kartätschen und gehacktem Blei geladenen Kanonen gähnten drohend genug auf das Verdeck herein, ein schrecklich warnender Beweis von der entschlossenen und kaltblütigen Grau-

ſamkeit des Befehlshabers. Die Matroſen hatten genug geſehen, um zu wiſſen, daß es nur der geringſten Veranlaſſung bedurfte, um den ſchlummernden Tiger im Herzen des unmenſchlichen Schiffsherrn wieder zu entfeſſeln. Niemand wagte deßhalb auch nur eine Fürbitte für die Unglücklichen, auf denen ſein Zorn laſtete.

Die Neger wurden jetzt beſſer, als früher, genährt. Man reichte ihnen Trinkwaſſer, ſoviel ſie bedurften und ihre Speiſen wurden kräftiger, je mehr das Schiff dem Lande ſich näherte. Siebenundachtzig Menſchen hatte der Tod im kurzen Verlauf dieſer fürchterlichen Reiſe ſchon hingerafft und jetzt gebot die Habſucht, dieſer Sterblichkeit, ſo weit menſchliche Einſicht und die vorhandenen Mittel es geſtatteten, Einhalt zu thun. Außerdem war es ja auch nöthig, daß die Sclaven friſch und kräftig zu Markte gebracht wurden, denn davon hing ja der Vortheil des Geſchäfts ab und die Preiſe ſtiegen oder fielen, je nachdem die Waare beſſer oder ſchlechter ausſah. Wer aber gedacht hätte, daß auch nur die leiſeſte Regung eines menſchlichen Gefühls den Kapitain beſtimmt hätte, die Neger beſſer zu halten, der würde ſich in einem ſehr großen Irrthum befunden haben. Geiz, Habſucht und jüdiſche Berechnung — das allein waren die drei Hebel, welche ſeine Handlungsweiſe beſtimmten und nie iſt ſich ein Menſch in guten oder ſchlechten Grundſätzen gleicher geblieben, als er.

Die Vorſicht und Wachſamkeit wurde verdoppelt,

je näher das Schiff den westindischen Gewässern kam. Zahlreiche Wachen und im Tauwerk eine Menge Ausgucker, beobachteten mit angestrengter Aufmerksamkeit den Horizont. Hie und da zeigte sich jetzt in der Ferne ein Fahrzeug, das harmlos seinen Weg verfolgte, ohne weiter auf die Santa Virgina zu achten; zuweilen wurden Signale gegeben, welche jedoch von Kapitain Calas entweder nicht erwiedert wurden, oder auf die er nicht einmal achtete. Auch dieses war gegen allen Brauch auf der See, denn nie lassen die Schiffer Signale unbeantwortet. Eine Art von Telegraphie ist unter allen seefahrenden Nationen festgesetzt worden, damit die Seeleute, ohne sich einander nähern, oder den Kurs ändern zu müssen, sich besprechen können. Durch Flaggen, welche mit Nummern versehen sind, und in gewissen bestimmten Verhältnissen übereinander an einem Platze des Schiffes aufgezogen werden, woselbst sie auf dem correspondirenden Fahrzeuge am deutlichsten gesehen werden können, vermag man eine Menge ganzer Sätze auszudrücken. Die gewöhnlichsten dieser Fragen, z. B.: »Welchen Längen- und Breitengrad habt ihr?« wird gerne von allen Schiffen beantwortet und wenn dann die Rechnungen der beiden Fahrzeuge stimmen, so ist es ein erfreulicher Beweis von ihrer Richtigkeit und von der Sicherheit der Fahrt. Andere Fragen betreffen die Gegenstände: »Wie viele Tage seid ihr in See?« »Wohin geht ihr?« »Woher kommt euer Schiff?« »Ist alles

wohl am Bord?« »Wißt ihr keine Neuigkeiten?« und dergl. mehr. Da jedes Schiff auf der See seine Nationalflagge aufzieht, so weiß man ohnehin, mit wem man es zu thun hat und aus welchem Lande die Leute in dem andern Schiffe sind. Für den Nothfall hat man zur Schiffstelegraphie nur eine große und kleine Nationalflagge nöthig, nebst einer kleinen weißen Flagge, dann einer Standarte (eine blaue, spitzzulaufende Flagge) und Kugeln oder Ballen. Die Nationalflagge oben und die Standarte unten bedeutet z. B.: »Wie viele Tage seid ihr auf der See?« Dagegen die Standarte oben und die Nationalflagge unten bedeutet: »Wir sind in Gefahr auf Untiefen zu kommen; sagt uns, wie wir steuern sollen?« Die weiße Flagge oben und die Standarte unten bedeutet: »Unser Schiff geht unter, rettet die Mannschaft;« u. s. w.

Bei Nacht geschehen die Signale mittelst Laternen, in Begleitung von Kanonenschüssen. Es versteht sich von selbst, daß sie nur im Falle der Noth angewendet werden, oder bei stürmischer Witterung, um zu verhindern, daß nahe liegende Schiffe einander nicht in den Grund rennen.

Die gewöhnliche Art der Schiffstelegraphie geschieht durch zehn besondere von einander an Gestalt und Farbe verschiedenen Flaggen, auf welchen die Zahlen 1 bis 0 also die zehn Ziffern, mit welchen alle Zahlen ausgedrückt werden können, gezeichnet sind. Mittelst dieser

numerirten Flaggen und eines in alle Sprachen der seefahrenden Nationen übersetzten Signalbuches kann man nun alles ausdrücken, was man will; man hat nur im Signalbuch nachzuschlagen, was man dem andern Schiffe zu verstehen geben möchte und die numerirten Flaggen so zusammenzustellen, wie es für den treffenden Fall bestimmt ist. So kann man lange Gespräche halten, sich gegenseitig helfen und beistehen, einander Lebensbedürfnisse oder Geräthschaften, die einem abgehen, zu kaufen geben, oder im äußersten Nothfall sogar die Hülfe und Menschlichkeit anderer anrufen. Die Seezeitungen enthalten immer eine Menge solcher Unterhaltungen oder Nachrichten von Schiffen, die nach sehr entfernten Gegenden gehen und von heimkehrenden Fahrzeugen auf dem weiten Ocean angetroffen und gesprochen worden sind. Es ist für alle Angehörigen derer, welche auf dem Schiffe sich befinden, ein Trost und eine Beruhigung, auf diese Weise Nachrichten von lieben Verwandten oder Freunden zu erhalten, oder wenigstens die Gewißheit zu haben, daß sie nach Ueberstehung so großer Gefahren noch am Leben waren und ihr Ziel bald glücklich zu erreichen hoffen durften.

Man durfte es als ein seltenes Glück betrachten, daß der Santa Virgina noch kein Kriegsschiff begegnet war, denn in diesem Falle würde Kapitain Calas nicht damit ausgereicht haben, auf die Signale desselben keine Antwort zu geben. Man würde sogleich Verdacht ge-

schöpft haben, sobald er nicht beigelegt, Segel gestrichen und Antwort auf die an ihn gestellten Fragen gegeben hätte. Nur die schnellste Flucht, nur das Glück, vielleicht einem langsam segelnden Fahrzeug zu begegnen, hätte ihn retten können. Aber Calas war für diesen Fall selbst auf das Schlimmste gefaßt. Er war entschlossen, sich nicht zu ergeben, koste es auch, was es wolle und sein verzweifelter Charakter ließ das Schlimmste und Aeußerste befürchten.

Der gefährlichste Theil der Fahrt war jetzt zurückgelegt und man erwartete stündlich die Ostküste von Amerika zu Gesicht zu bekommen. Hier begünstigte Wind und Welle die Fahrt. Mit der am Cap Trinidat sich brechenden und nordwärts braußenden Wasserfluth, der großen Westströmung, welche zwischen den Inseln unter dem Winde und der Nordküste von Südamerika in das caraibische Meer mächtig eindringt, wollte Calas in den großen Meerbusen zu gelangen und Cuba, den Ort seiner Bestimmung zu erreichen suchen. Alles schien zu gelingen; zwei Tage nachher bekam man das Cap Trinidat zu Gesichte und noch an demselben Tage lief das Schiff durch die Straße zwischen den Inseln Trinidat und Tabago in das caraibische Meer ein. Der Curs wurde jetzt geändert und man steuerte nordwärts nach der Havanna auf der Insel Cuba, die man binnen wenigen Tagen zu erreichen hoffen durfte. Der Wind war günstig und der Zug

der Strömung beförderte die Fahrt. Am andern Morgen lag das Schiff schon sehr weit westwärts von der Kette der caraibischen Eilande im freien caraibischen Meere. Calas ließ jetzt die Neger auf das Deck bringen und die gewöhnlichen Geschäfte vornehmen, während die Matrosen das Schiff reinigen und zur Ankunft im ersehnten Hafen vorbereiten mußten, obwohl keine der getroffenen Vorsichtsmaßregeln dabei versäumt wurde. Die Mannschaft beeiferte sich, den willkommenen Befehl auszuführen, denn der Augenblick, den man so lange mit Begierde erwartet hatte, der Tag, welcher ihr die Freiheit und das Recht wiedergab, einen gehaßten und verachteten Befehlshaber zu verlassen, war jetzt nahe und wurde begierig von allen erwartet. Aber ehe dieses geschehen konnte, sollte noch das Böse sein ihm gesteckes Ziel erreichen. Die Vorsehung wachte und ihre Strafe ereilte den Verbrecher, der sich schon in Sicherheit zu sein geträumt hatte. Die Langmuth Gottes hatte ihm eine sehr große Frist gegönnt; aber sie war von ihm nicht benützt worden zur Besserung und nun war die verhängnißvolle Stunde da, wo das Verderben mit vernichtender Macht über ihn hereinbrechen sollte.

Es war Nachmittags um vier Uhr; die Sonne brannte mit fürchterlicher Gewalt auf das menschenerfüllte Verdeck der Santa Virgina herab, woselbst die Sclaven so eben ihr gewöhnliches Sturzbad aushielten.

Die Mannschaft war damit beschäftigt, die Vorkehrungen für die Zeit der Dunkelheit zu treffen, in welcher nach der erschlaffenden Hitze des Tages ein Gewittersturm erwartet wurde. Schon rollten schwarze und braungelbe Wolken am Rande des Firmaments; die Sonne verbarg das leuchtende Antlitz in ihrem Schooße und von diesem Moment an verdüsterten nebelartige Dünste die Ferne und umschleierten den dunkeln Rand des Horizonts. Die wachehaltende Mannschaft erhielt in diesem Augenblicke den Befehl, die Neger unter Deck zu bringen. Langsam und in der genauesten Ordnung stiegen die Reihen der Schwarzen in ihr dunkles Behältniß hinab. Da ertönte plötzlich vom Vormast, woselbst einer der Ausgucker die Wache hielt, der laute Ruf: »Ein Schiff in Westnordwest.«

Dieser Ruf brachte einen unbeschreiblichen Eindruck hervor. Man hatte schon öfter Fahrzeuge gesehen, ohne daß ihre Nähe gefürchtet oder besonders beachtet worden wäre. Aber mit diesem Schiffe hatte es eine besondere Bewandtniß. Hier lagen gewöhnlich Kreutzer. Handelsschiffe traf man sehr selten an, da kein wichtiger Hafen oder Landungsplatz in der Nähe war und die Macht der Strömung die Durchfahrt zwischen den Inseln unter dem Winde, bei schwacher Briese wenigstens, völlig unmöglich machte. Man hatte also mancherlei zu hoffen und auch zu fürchten. Zwei Partheien auf der Santa Virgina theilten diese widersprechenden Empfindungen

Calas und seine vertrauten Anhänger zitterten, wenn das fremde Fahrzeug ein englisches Wachtschiff sein sollte. Die übrigen Seeleute erwarteten mit Ungeduld den Augenblick der Entscheidung und wünschten nichts sehnlicher, als daß die Befürchtung des grausamen Schiffsherren sich verwirklichen möchte. Für einen solchen Fall hatten sie sich schon verabredet und Kapitain Calas hatte von ihrer Seite weder den mindesten Beistand, noch auch die geringste Unterstützung zu erwarten.

Das fremde Fahrzeug hatte beigedreht und schien die Santa Virgina, deren Curs gerade nach der Gegend der See gerichtet war, woselbst es lag, erwarten zu wollen. Die weißen Segelmassen zeichneten sich sehr scharf auf dem dunstigen und schwarzen Wolkenhimmel ab und die grünen schaumsprühenden Wellenfurchen schienen den sehr niedrigen Rumpf des Fahrzeugs von Augenblick zu Augenblick verschlingen zu wollen. Kapitain Calas stand, das Fernrohr am Auge, unbeweglich am Geländer des Verdecks. Das ganze Aussehen des Fahrzeugs, die ungeheuer starken, hohen Maste, die Schnelligkeit, mit welcher einzelne Veränderungen im Segelwerk des fremden Schiffes vorgenommen wurden; die pünktliche Ordnung, welche dort herrschte, die zahlreichen Menschenmassen, welche man auf dessen Verdeck durch Hülfe des Fernrohrs erblickte; endlich eine lange Reihe jetzt noch wohl verschlossener Kanonenlucken — alles dieses bildete Wahrnehmungen, welche ihn nicht

länger zweifeln ließen, daß er auf dem Wege sei, den Dienern der von ihm mit Füßen getretenen Gerechtigkeit in die Hände zu gerathen. Doch Calas war nicht der Mann, der lange unentschlossen blieb. Kaum hatte sich die Thüre hinter den Negern geschlossen, so ertönte sein Commando, das Schiff zu wenden und alle Segel beizusetzen. Jetzt sollte er aber erfahren, daß er im eigenen Fahrzeug von Verrath und Haß umgeben war. Keine Hand rührte sich, den erhaltenen Befehl zu vollziehen.

Calas stand und starrte mit einem Antlitz, auf dem fast wahnwitzige Wuth mit allem Feuer südlicher Heftigkeit emporloderte, nach den Matrosen, die sich tölpelhaft und seinem Blicke ausweichend, ohne gehorchen zu wollen, nach der Falltreppe drängten, die in den Raum führte. Er fühlte, daß er ohne den Beistand der Matrosen verloren war. Die entsetzlichste Verlegenheit war ihm bereitet und er sah maschinenartig nach dem fremden Fahrzeug, das der Santa Virgina in kurzer Zeit um ein sehr großes Stück Weges näher gerückt war.

Dort entfaltete sich jetzt eine große Flagge, während ein Ball dichten Rauches aus einer der Wandungen rollte. Es war wirklich die gefürchtete, meergebietende Flagge von England. Jetzt drang auch der Donner des Geschützes heran.

»Wendet!« befahl der Kapitain mit fieberhafter Hitze. Gräßliche Verwünschungen ausstoßend griff er

nach einem der Taue, als wenn er allein mit herkulischer Kraft die Wucht desselben hätte bewältigen wollen. Allein Niemand schickte sich zur Befolgung seiner Befehle an, als Cabral und die Bootsleute, welche bereits mit verzweiflungsvoller Anstrengung im Tauwerk arbeiteten. Schon waren mehrere der jetzt anders zu stellenden Segel gerüstet; die Kraft des Steuerruders brach sich an den schweren Gewässern und das Schiff ging langsam, aber sich gegen die anstürmenden Wellen bäumend in nordöstlicher Richtung.

Kaum bemerkte man auf dem fremden Fahrzeuge, daß die Santa Virgina ihren Lauf geändert hatte, so geschah dort auch schon das Gleiche. Segel auf Segel fiel herab und schnell war der Weg zur Flucht abgeschnitten. Das fremde Schiff rollte gegen Osten auf den sich immer höher bäumenden Wassern und, wenn Kapitain Calas seinen Curs beibehalten hätte, würde er binnen weniger Zeit seinem Verfolger in die Hände gerathen sein. Mühsam wurde deßhalb abermals gewendet und dem Winde fast entgegengesteuert, eine langsame und gefährliche Fahrt, bei der man aber den Vortheil hatte, in die Domingo umgebenden Eilande zu kommen, in einem der Häfen des spanischen Antheils dieser Insel vor Anker zu gehen, oder ein sicheres Versteck vor den nachsetzenden Engländern finden zu können.

Die Lage der Dinge war jetzt folgende: Das fremde Schiff segelte rein gegen Osten, indem es sehr schwer

und hart gegen Wind und Strömung ankämpfte, welche beide seinem Laufe fast unübersteigliche Hindernisse entgegensetzten. Von Zeit zu Zeit wurde dort eine Kanone abgefeuert, es wurden Signale gegeben, und alles dieses geschah, um die Santa Virgina, welche durch ihre Flucht und durch das geheimnißvolle Aussehen den Verdacht des Engländers erregt hatte, zum Anhalten und zum Aufziehen ihrer Flagge zu bringen. Kapitain Calas, welcher aus sehr begreiflichen Gründen weder zu dem Einen noch zum Andern Lust hatte, segelte dagegen Ost-Nordost, hatte günstigeren Wind, lief nicht geradezu gegen die Strömung und hatte nur dafür zu sorgen, daß sein Segelwerk gut bedient wurde, dann konnte er Domingo eher erreichen, als sein Verfolger, und war unter dem Schutze der spanischen Kanonen vor jeder Verantwortung sicher. Aber seine Matrosen ließen ihn im Stich und durch das langsame, von nur wenigen Seeleuten ausgeführte Manöver im Segelwerk, gelang es ihm nicht schnell genug zu fliehen und der Engländer, welcher in diesem Punkt natürlich vollständig seine Befehle ausgeführt sah, blieb der Santa Virgina stets zur Seite, aber ohne sie schneller erreichen zu können. Seine Annäherung nahm jedoch von Augenblick zu Augenblick zu; man sah die Kugeln auf den Wellen rikochetiren (aufsprallen) welche er nach dem Negerschiff feuerte und die letzten versanken schon ganz in der Nähe der Santa Virgina. Bald mußten dieselben im Schiff einschlagen.

Dennoch war ein besonderer Umstand vorhanden, welcher dem Kapitain Calas günstig zu statten kam. Die wenigen Seeleute, die er zur Ausführung seiner Befehle benützen konnte, die Langsamkeit, welche alle Bewegungen seines Schiffes bezeichnete — alles dieses ließ den Kapitain des Kriegsschiffes zweifeln, ob überhaupt das ihm verdächtige Fahrzeug einen verbrecherischen Charakter trüge, oder ob er nicht vielmehr einen ehrlichen Handelsschiffer vor sich habe, der eine Begegnung mit irgend einem Schiffe in diesen gefährlichen unsichern Gewässern furchtsam scheute und um jeden Preiß zu fliehen suchte. Aus diesem Grunde richtete man die Kanonen nicht zum Bogenschuß, in welchem Falle man das Verdeck oder die Segel sicher schon einigemale getroffen haben würde, sondern man feuerte die Kugeln nieder gerichtet ab, daß sie nur in der Nähe des Schiffes vorübersausten oder in die See versanken. Wie lange diese Täuschung und dieser Zustand währen konnte und ob der Engländer nach ermüdeter Geduld nicht bald sein Verfahren ändern würde — alles dieses lag außer dem Bereich menschlicher Berechnung.

Es war nun schon eine Stunde verflossen, seitdem die beiden Schiffe, gleich Wettrennern, in einer sich mehr und mehr nähernden Paralellinie dahinsegelten. Trotz der Ueberzahl an dienstfähiger Mannschaft hatte der Engländer noch keinen erheblichen Vortheil errungen und Kapitain Calas, dem dieses nicht entging, und der

bisher mit tiefster Seelenangst den Lauf seines Fahrzeugs beobachtet hatte, fing an freier zu athmen. Aber in diesem Augenblick änderte sich die Scene. Der Wind erhob sich und braußte mit stürmischer Gewalt über das Meer daher. Während man auf dem Kriegsschiff schnell die Segel einraffte, um seiner Macht keinen zu großen Spielraum zu lassen, konnte dieses auf der Santa Virgina nicht geschehen. Es war jetzt ein gefährlicher, fürchterlicher Augenblick. Das Fahrzeug ächzte, die Maste beugten sich, und drohten zu brechen. Das Tauwerk wurde auf das Fürchterlichste angespannt, die Segel blähten sich in der Windsbraut und mehrere der schwächeren zerplatzten mit einem Knall, der dem einer sich entladenden Kanone ähnlich war; krachend bog sich das ganze Schiffsgebäude und das aufkochende Seewasser überspülte die äußersten Spitzen der großen Raaen, als das Schiff fast gänzlich zur Seite geworfen wurde. Calas stand am Maste nnd hielt sich dort verzweiflungsvoll fest, während die fünf Bootsleute vergebliche Anstrengungen machten, die Segel einzuraffen — stumm sahen die verbrecherischen Genossen unzähliger Frevelthaten dem sie angähnenden Verderben in's hohle Auge. —

Das Schiff stürzte jetzt sich emporbäumend in die hohle See. Halb besinnungslos sprang Cabral zum Steuer und riß es allein mit übermenschlicher Anstrengung herum. Durch einen glücklichen Zufall faßte der

heulende Wind wieder in den naſſen Segeln und trieb das Schiff den ſich entgegenbäumenden Wogenberg hinan, obwohl der ganze Bau in ſeinen Grundfeſten krachte und ſtöhnte, das Seewaſſer durch zahlreiche Lecke eindrang und den Raum zu füllen begann. Wenn dieſes nicht geſchehen wäre, ſo würde das Schiff zur Seite geworfen und verloren geweſen ſein.

In dieſem entſetzlichen Augenblick ertönte das Angſtgeheul der erſchreckten Negerſclaven aus dem Raume. Die aufrühreriſchen Matroſen wähnten, das Schiff gehe unter und ſtürzten in wilder Verzweiflung auf das Verdeck. Der Anblick der wüthenden See und das gräßliche Geheul des Orkans, das Platzen der Segel und die vergebliche Anſtrengung der mit Verachtung ihres Lebens arbeitenden Bootsleute, alles dieſes ſagte ihnen, daß allein von ihrer Thätigkeit die Erhaltung ihres Lebens abhinge. Sie ſtürzten, ohne den Befehl des Kapitains abzuwarten, der völlig theilnahmslos am Maſte ſich angeklammert hielt, hinauf und nach verzweiflungsvoller Anſtrengung gelang es den vereinten Kräften der Seeleute, die Segel zu beſeitigen und das Schiff zu retten.

Mit furchtbarer Schnelligkeit war dieſes vom Orkan dahingejagt worden. Das Kriegsſchiff lag weit gegen Weſten in der ſchäumenden See und die Verfolgung war längſt aufgegeben. Man hatte in dieſem plötzlichen Aufruhr der Elemente genug mit der Erhal-

tung des Schiffes zu thun, und durfte an nichts Anderes denken.

Unter dem Geheul der Windsbraut, dem Braußen der empörten Gewässer und dem schrecklichen Rollen des Donners brach eine furchtbare Nacht an. Dichte Finsterniß bedeckte die See, momentan von fürchterlichen Blitzen, die sich über das Firmament dahinschlängelten, grell erleuchtet. Calas stand noch immer, einer Bildsäule ähnlicher, als einem lebenden Wesen, am Maste. Er sah mit irrem Blick hinein in dieses Toben der in den heftigsten Zwiespalt gerathenen Elemente. Er fühlte es nicht, daß ihn Wassermassen überspülten. Er hörte nicht das Geschrei der in Todesangst gerathenden Neger; er antwortete nicht auf die Fragen seiner Untergebenen; er sah theilnahmlos, gleichgültig und mit fürchterlicher, fast stumpfsinniger Ruhe hinein in diesen gräßlichen Kampf der Naturkräfte und in die hülflose Verwirrung, welche auf seinem Schiffe herrschte. Seine Stunde war gekommen, jene, vor der das verstockteste Herz erschrickt. Mit Hammerschlägen pochte das strafende Gewissen an sein Gedächtniß und aus der schreckenerfüllten Vergangenheit stiegen gräuliche Gestalten herauf vor sein geistiges Auge. Lange Reihen hingeopferter Menschen, wie Schatten aus dem Grabe umgaukelten sie ihn. Mit hohlen Blicken und gräßlich verzerrten Zügen, die weiten faltigen Gewänder schüttelnd, daß sie im Orkan dahinflatterten, die ausgedörrten Knochenarme drohend

gegen ihn erhoben, schienen sie vor ihm vorüber zu schweifen. Geisterähnliche Stimmen drangen aus dem Geheul der Windsbraut zu seinem Ohre. Das Klappern der Taue, das Pfeifen der Luft im Takelwerk, das Gebrüll der Schaumwogen, das Krachen und der Donnerlaut der Wandungen, an denen sich die Wellen brachen, — alles das bekam für den Wahnsinnigen eine Sprache, Verständniß und Bedeutung. Die grellen Donnerschläge des Himmels, die zackigen Blitze schienen ihm der Anfang des jüngsten Gerichts; in dem Gewaltton der zürnenden Elemente vernahm er die Stimmen der Schläfer, welche die Posaune aus dem Grabe rief und das dumpfe Geheul der Neger im Raume däuchte ihm das Gekreische der Verdammten, die in der Hölle den Lohn ihrer verbrecherischen Thaten empfingen. Seine Lippen murrten frevelhafte und abergläubische Formeln, während sein Arm bei jedem neuen Schlangenfeuer, welches das Firmament zerriß und durchzuckte und bei jedem Donnerschlag, der die Erdfesten zu zerspalten schien, wahnsinnig gegen den Himmel empordrohte.

Die Matrosen standen an den Wandungen oder an den Masten. Man mußte sich an festen Gegenständen anklammern, um nur von den beständig über das Verdeck hereinstürzenden Wassermassen nicht weggespült oder erdrückt zu werden. Kein Licht brannte; nur die flammigen Blitze erhellten grauenvoll das Verdeck. Ca-

las ſtand noch immer auf dem Bug des Schiffes, ſich feſt an den Fock anklammernd. Mitten durch das Getöſe drang das frevelhafte Hohngelächter, welches er ausſtieß. Seine Sinne waren gänzlich zerrüttet; die Kraft ſeines belaſteten Geiſtes war gebrochen und ſchnell durchlief ſein Zuſtand die ſchrecklichen Grade des Stumpfſinns, des Wahnwitzes, bis zum Höhepunkte thieriſcher Raſerei. »Blaſt, ihr Winde!« ſo ſchrie der Raſende, indem er die Wuth der Naturkräfte herausforderte; »raſet, ihr Wellen!« »Glühender, feuriger flammt, ihr Blitze!« »Rolle du, gräßlicher Donner!« —

Entſetzen ergriff die Seeleute; ſie entfernten ſich aus ſeiner ſchauervollen Nähe und ſahen mit bebendem Herzen nach dem frevelnden Verbrecher. Cabral und die Bootsleute, welche mit Anſtrengung aller ihrer Kraft bisher am Steuer gearbeitet hatten, banden dieſes feſt und bemühten ſich nun, dem Geiſtesabweſenden die ſchreckliche Lage, in welcher man ſich befand, zu erklären. Aber ſie durften es nicht wagen, ihm zu nahen. Er riß, als er den Steuermann erblickte, den Dolch aus dem Gürtel und Cabral fand gerade noch Zeit, zur Seite zu ſpringen, ſonſt würde er gewiß von ihm getödtet worden ſein.

Was war jetzt zu thun? der Raum des Schiffes füllte ſich, wie man an den ſchwerfälligeren Bewegungen des Fahrzeugs wahrnehmen konnte, mit Seewaſſer, das durch einen bedeutenden Leck eindrang. Der Zimmer-

mann wurde hinabbeordert, um nachzusehen. Die Pumpen wurden bemannt und alle Anstalten getroffen, um das Schiff zu erleichtern. Aber derjenige, dem die Leitung gebührte, fehlte. Sein sonst so starker Geist ordnete die Thätigkeit der Mannschaft nicht mehr und alle Anstalten leisteten nicht den Nutzen, welchen sie gebracht haben würden, wenn der starke Wille eines Einzigen sie geleitet und beflügelt hätte.

Erst in diesem Augenblick dachte man an die gefangenen Seeleute im Raum. Der Ruf: »Rettet unsere Gefährten« rief Entsetzen und eine dumpfe fürchterliche Ahnung unter den Matrosen hervor. Cabral wurde gezwungen, hinabzugehen und das Gemach zu öffnen, in welchem sie bisher durch die Gewaltthat des Kapitains versperrt gehalten wurden. Aber — o Himmel! — als man in den Raum kaum, bemerkte man mit Entsetzen, daß die eingedrungene Fluth schon zu hoch gestiegen war, als daß es möglich gewesen wäre, sie zu retten. Die heftigen Bewegungen des Schiffes machten es überdieß unmöglich, zur Thüre ihres Kerkers zu gelangen, denn Fässer, Ballen, Taue und Holzwerk, ja selbst große Steine, welche den Ballast bildeten, wurden durch die Gewalt der bald nach Vorne, bald wieder nach hinten stürzenden Salzfluth hin- und hergespült. Nur durch die vereinte Anstrengung der an die Pumpen beorderten Seeleute und durch das plötzliche Aufhören des Sturmes gelang es, den Leck zu entdecken,

zu verſtopfen und ſo den Raum nach und nach waſſerfrei zu machen. Aber als man gegen Morgen das Behältniß öffnete, fand man die darin Eingeſchloſſenen todt und verſtümmelt. Sie waren ertrunken und durch die fürchterlichen Bewegungen des Schiffes auf das gefährlichſte an die Wandungen geſchmettert, ganz zerſchlagen und verunſtaltet. Der Aufruhr erhob trotz der ſchrecklichen Gefahr, die man ſo eben kaum überſtanden hatte, aufs Neue ſein entſetzliches Haupt; man ſchleppte die Leichen auf das Verdeck und rief die Rache des Himmels über den herab, der mittelbar die Schuld an ihrem Tode trug. Calas ſah mit Hohngelächter dieſen furchtbaren Auftritt; er ſtieß die gräßlichſten Verwünſchungen aus und rief mit wahnwitziger Verwegenheit die empörten Seeleute zum Zweikampfe. Ein lautes Rachegeſchrei ertönte und es bedurfte keines Augenblickes mehr, um ihn zum Opfer der wüthenden Mannſchaft zu machen. Aber die Vorſehung hatte es anders mit ihm beſchloſſen. Eine Kanonenkugel pfiff durch das Tauwerk und bald hernach drang der Donner des Geſchützes heran. Das Kriegsſchiff war der Santa Virgina wieder auf der Ferſe und jetzt verdrängte dieſe Bemerkung für den Augenblick alle andere Gefühle.

Während des Sturmes war das Wachtſchiff, beſorgt für die eigene Rettung, zurückgeblieben. Sobald jedoch der Wind ſich feſtgeſetzt hatte, folgte das engliſche

Fahrzeug der mit dem Fittig des Orkans den Gewäſſern von St. Domingo zueilenden Santa Virgina. Dieſe lag ohne Segel in der hohlen See. Man hatte die Gefahr kaum überſtanden, das Schiff vom Untergang gerettet und den Raum waſſerfrei gemacht, ſo war auch ſchon der Engländer wieder in der Nähe. Da Calas keine Anſtalten zur Flucht traf, ſo gelang es dem Kapitain des Kriegsſchiffes bald, auf Kanonenſchußweite heran zu kommen. Die Geduld des Engländers war aber jetzt ermüdet. Da auf alle Signale nicht geantwortet wurde, ſo beſchloß er Gewalt anzuwenden. In dem Moment, woſelbſt im fernen Oſten der Tag anbrach, ſauſte ſeine Kugel über die See nach dem geheimnißvollen Fahrzeug und der Kampf begann.

Calas hörte den ziſchenden Laut der Kugel und ſein Zuſtand lief plötzlich von dem eines ſtillen Wahnſinns in den der fürchterlichſten Raſerei über. Alle Kraft ſeiner Seele und der ſchauervollen Erinnerungen vereinigte ſich noch einmal in dem wirren Gedanken an Kampf und Schlacht. Er ſprang nach dem Hauptverdeck und ſein Commandoruf drang ſtark und mächtig durch die Räume des Schiffes. Ein zweiter Gedanke trieb ihn an, das Flaggenbehältniß zu öffnen. Er kramte mit wahnſinniger Haſt in den hier liegenden Gegenſtänden und bald fand ſeine ſuchende Hand einen ſtaubbedeckten ſchwarzen Ball, den er ſchnell und ohne daß es Jemand verhindern konnte, an der Flaggenleine

in die Höhe wirbeln ließ. Bald flatterte in der sich erhellenden Morgenluft eine dunkelfarbige Standarte, unheimlich und düster anzusehen — das fluchwürdige schwarze Zeichen der Seeräuber. Die Mannschaft war im Tauwerk beschäftigt, um alle Segel beizusetzen, welche das Schiff nur führen konnte. Sie bemerkte also nicht das irre Beginnen des Wahnwitzigen welches sie ohne Gnade dem Verderben preißgab, denn von diesem Augenblick an war es die schreckliche Pflicht des Engländers, wenn er der Santa Virgina nicht habhaft werden konnte, sie zu vernichten und mit Mann und Maus in den Grund zu bohren. Die Veränderungen auf seinem Schiffe zeigten, daß er seine Pflicht kannte und sie zu erfüllen entschlossen war. Schnell ließ er wenden und alle Segel beisetzen. Man hörte das Wirbeln der Trommeln, welche die Mannschaft des Kriegsschiffes zum Kampfe riefen und in wenigen Minuten rauschte die schlachtfertige Korvette gleich einem riesigen verfolgenden Dämon über die noch immer hohl gehende See daher.

Die ehrlichen Seeleute auf der Santa Virgina bemerkten zu spät, was geschehen war; aber die Gewalt der Umstände riß sie mit dahin. Ehe sie sich zu besinnen und einen Entschluß zu fassen vermochten, donnerten die schweren Kanonen der brittischen Korvette und ihre Kugeln brachten eine entsetzliche Verwirrung auf der Santa Virgina hervor. Die Holzsplitter spran-

gen umher, zerschossene Taue und Segel fielen herab und aus dem Raum erschallte ein langgedehntes klagendes Geheul, welches bewieß, daß auch dort die Kugeln ihre schreckliche Wirkung gethan hatten. Cabral und die Bootsleute sprangen an die Kanonen, und fast besinnungslos gehorchten auch die Matrosen dem lauten Ruf des Rasenden, der sie hohnlachend und jauchzend zum Abfeuern der Geschütze antrieb. Bald waren diese geladen und während die Corvette heranfuhr, um ihre zweite Lage abzufeuern, krachten auch die Kanonen der Santa Virgina, von Cabral und seinen Genossen gerichtet und abgefeuert. Der Fockmast der Korvette zitterte einen Augenblick und bog sich unmerklich zur Seite; kaum aber erhob sich der Wind mehr, so stürzte er mit allem Tau und Segelwerk in die See und das schöne englische Fahrzeug blieb bald mit gelähmter Schwimmkraft im Kielwasser des voraneilenden Negerschiffs. Nur mühsam wurde auf dem Kriegsschiff der zerschossene Mast beseitigt und das Schiff in Stand gesetzt, dem flüchtenden Fahrzeug zu folgen. Aber dieses segelte jetzt zu schnell und war bald aus dem Bereich der englischen Kanonen.

Kaum bemerkte dieses der wahnsinnige Kapitain, als er beizulegen befahl, um den abgebrochenen Kampf mit der Korvette wieder aufzunehmen. Cabral und die Bootsleute, welche nun einsahen, daß sie es mit einem Rasenden zu thun hatten, befolgten jedoch dieses

tolle Geheiß nicht, sondern setzten das Schiff in Stand, so schnell, als möglich die Küste von Domingo zu erreichen und hier auf spanischem Gebiet Rettung zu finden. In stillem Einverständniß gehorchten die Leute dem Steuermann, dessen Einsicht und Klugheit in der vergangenen Nacht so viel zur Erhaltung des Schiffes beigetragen hatte. Trotz dem Toben und dem verzweifelten Widerstand des Rasenden wurde die schwarze Flagge herabgenommen und bald wehte die portugiesische an ihrer Stelle. Durch die vereinte Anstrengung der Seeleute ward Calas ergriffen, entwaffnet und in die Kajüte gebracht. Diese wurde fest verschlossen und nun erst öffnete man das Behältniß der Neger, um nachzusehen, welche von den armen Sclaven der Hülfe bedurften. Mit Schaudern erkannte man die Zerstörung, welche die Schüsse hier angerichtet hatten. Man zog zehn Todte, eilf Schwerverwundete hervor, diejenigen nicht gerechnet, welche durch das entsetzliche Umherwerfen während des Orkans beschädigt oder gequetscht worden waren. Man ließ jetzt die armen Menschen auf das Deck, um den Raum von Blut reinigen und durchlüften zu können. Nur mühsam gelang es, die verstörten Neger zu beruhigen und durch den Hinblick auf die am Horizont sich schon deutlicher abzeichnenden blauen Berge zu überzeugen, daß jetzt bald alle Noth und Qual ein Ende haben würde. Während dieses geschah, ereignete sich unter Deck ein Vorfall, der plötzlich den Stand der

Sache änderte und den Augenblick schneller herbeiführte in welchem die Welt von einem Ungeheuer befreit werden sollte, das schon zu lange durch die gräßlichsten Unthaten den Zorn der Vorsehung herausgefordert hatte.

Bill, der von Cabral beauftragt worden war, den wahnwitzigen Kapitain zu beobachten, vernahm jetzt außer dem wilden Geheul, das der Rasende von Zeit zu Zeit ausstieß, ein Getöse, das fast wie das Zerbrechen eiserner Geräthschaften lautete. Man hatte zwar aus der Kajüte alle Waffen entfernt und alles beseitigt, wodurch der hier eingeschlossene Bösewicht sich oder andern hätte schaden können; aber es war doch dem Wahnsinnigen gelungen, ein eisernes Hebezeug zu entdecken, und er arbeitete jetzt mit aller Kraft, um die von der Kajüte in die Pulverkammer hinabführende Thüre zu erbrechen. Der Matrose öffnete leise die verschlossene Pforte und entdeckte die Gefahr, welche der Wahnsinnige dem Schiffe und allen, die es trug, zu bereiten sich bemühte. Schnell schloß er wieder ab und sprang mit lautem Hülfegeschrei auf das Verdeck, um Cabral diese fürchterliche Nachricht zu bringen. Sogleich rief dieser die Bootsleute und mehrere Matrosen zu Hülfe; man stürzte hinab und riß die Thüre auf. Es war gerade noch Zeit genug, um die Wuth des Rasenden von dem fürchterlichen Vorhaben abzulenken. Schon lag das Feuerzeug bereit; schon hatte er eine Bohle der Thüre zertrümmert und

es hätte nur noch einiger Schläge bedurft, so war es um alle auf dem Schiffe geschehen.

Cabral stürzte sich auf den Wahnsinnigen, der ihn mit thierischem Geheul empfing. Aber er war zu schwach, den wüthend auf ihn Eindringenden zu überwinden. Leblos sank er unter seinen Streichen zu Boden.

Calas sah die Kajüte offen und stürzte jetzt mit rasendem Geschrei hinaus unter die entsetzt vor ihm zurückweichenden Seeleute. Ein fürchterlicher unnatürlicher Kampf begann. Da man sich seiner nicht erwehren konnte — denn mit dem schweren Werkzeug bewaffnet schmetterte er Tod und Verderben rings um sich her — so blieb nichts übrig, als mit scharfer Waffe auf ihn einzudringen. Haß und Wuth trieben jetzt die Seeleute zum Aeußersten. Verwundet an mehreren Stellen mußte Calas zurückweichen. Er flüchtete auf das Deck und auch hieher verfolgt, zwang man ihn, sich bis an das äußerste Geländer zurückzuziehen. Hier — gerade über dem Steuerruder — widersetzte er sich noch mit rasender Heftigkeit. Man rief nach Schlingen, Tauen, um ihn damit zu Boden zu werfen, aber ehe es möglich war, sich seiner zu versichern, oder ihn zu ergreifen, riß ihn die Hitze der fürchterlichen Geisteskrankheit zu einer neuen Anwandlung von Tollheit hin. Das schwere Eisenstück nach seinen Verfolgern schleudernd, sprang er über das Geländer hinaus und glitt an einem Tau zum Steuer hinab in die Wellen. Hier sich fest an-

klammernd, drang sein heiseres Hohngelächter herauf auf das Deck. Einige der vor Entsetzen außer sich gerathenden Seeleute sprangen hin, um nach dem Entsetzlichen zu sehen. Er hing noch unten, noch drang sein schauerliches Gelächter herauf. Keiner konnte diesen schrecklichen Anblick aushalten. Man rief nach einem Boot; mehrere griffen an, um dasselbe über Bord zu lassen und den Rasenden zu retten. Allein ehe dieses möglich war, vernahm man einen grellen, fürchterlichen Schmerzruf. Man sprang hin, um zu sehen, welches neue Schreckniß sich ereignet hätte; aber man entdeckte nichts, als einen schwarzen dunkeln Gegenstand, der einige Fuß unter der Fläche der Wellen mit starkem Flossenschlag dahineilte und eine blutig rothe Spur zurückließ. Ein großer Hai, der unabläßige Begleiter des Schiffes, hatte den Wahnsinnigen ergriffen und in seinem gräßlichen Rachen hauchte Calas den letzten Seufzer seiner fluchbeschwerten Seele aus. . .

Neuntes Kapitel.

Sieh jetzt die Fahrt zu ihrem Ziel sich neigen:
Der Anker fasst und alle Stürme schweigen!

Unsere Leser werden den fürchterlichen Eindruck ermessen können, den dieses entsetzliche Ende des unmenschlichen Schiffsherren auf die Matrosen hervorbrachte. Lange standen die Seeleute stumm und ergriffen von Schauern auf dem Verdeck. Die Hand der Vorsehung hatte zwei blutbefleckte Bösewichter aus der Mitte der Lebenden herausgenommen. Gottes Hauch wehte sie an und sie standen jetzt vor ihrem Richter; Es war ein Gericht ergangen über sie, deren Ziel die strafende Gerechtigkeit des Herrn bis zu diesem Augenblick gesteckt hatte. Die Rache des Himmels hatte die Frevler ereilt und die Zeugen dieses schrecklichen Vorfalles standen entsetzt und gebeugt umher, erschüttert von dem Mahnen an eine Vergeltung, die da gewiß und unausbleiblich jedes Unrecht treffen wird. Die Bootsleute schleppten jetzt den Steuermann herauf. Man machte Versuche, ihn ins Leben zurückzufen; aber umsonst, denn der schwere Schlag seines Mörders hatte ihn auf der Stelle getödtet.

Was war aber jetzt zu thun? Wer sollte den Be-

fehl über das Schiff führen? Was wollte man mit den Negern beginnen, die theils mit wilder Befriedigung und Rachgierde zusahen, wie sich ihre Peiniger selbst zerfleischten und wie das schreckliche Schicksal sie erreichte; theils mit dumpfer Ahnung in den Schrecknissen, durch welche die Opfer einer höheren Fügung gefallen waren, eine Strafe für die unmenschliche Behandlung erblickten, welche sie bis jetzt erduldet hatten?

Die Seeleute verständigten sich; die Neger wurden unter Deck gebracht und nachdem man das Schiff gereinigt und die Leichen versenkt hatte, hielt man eine allgemeine Berathung. Nach manchen stürmischen Auftritten, die der alte gegenseitige Haß und die langandauernde Zwietracht wieder hervorriefen, wurde ein Matrose, der bisher die Stelle des zweiten Steuermannes auf dem Schiffe versehen hatte, und durch untadelhafte Aufführung sowohl die Achtung der Bootsleute, als auch die Liebe aller Matrosen sich erworben hatte, zum Kapitain erhoben. Jetzt schwuren alle in seine Hand den Eid der Treue und versprachen, sich seinen Anordnungen unbedingt zu unterwerfen. Der neue Kapitain erschüttert von dem gräßlichen Ende seines Vorgängers, erklärte der Mannschaft sogleich seinen festen Entschluß, in den nächsten spanischen Hafen von St. Domingo einzulaufen, das Schiff hier den Behörden zu übergeben und vor diesen einen wahrheitsgetreuen Bericht aller der Vorfälle niederzulegen, welche sich seit der Abreise des

Fahrzeugs aus dem Hafen in Havannah bis zu den letzten Tagen ereignet hatten. Alle waren damit einverstanden und beschlossen, sich als ehrliche Seeleute dem Ausspruch ihres neuen Kapitains unbedingt zu unterwerfen; nur die vier Bootsleute hatten Gründe, diesem Entschluß nicht beizustimmen. Man ließ ihnen nun die Wahl, sich dem allgemeinen Willen zu unterwerfen, oder das Schiff zu verlassen. Sie wählten das Letztere und erhielten den Befehl, ihr Eigenthum zu packen und sich bereit zu halten, auf das erste Fahrzeug zu gehen, welches man zu Gesicht bekommen würde. Da man im Laufe des Tages der Küste von Domingo so nahe kam, daß bei der guten Witterung ein Boot es wagen durfte, nach dem Lande zu segeln, so erbaten sie sich die Jölle, um in derselben das Schiff zu verlassen. Man setzte diese in Stand, gab ihnen Waffen, Mundvorrath und Wasser mit und verstört bestiegen sie das kleine Fahrzeug, nachdem sie ihr Eigenthum an Bord desselben gebracht hatten. Bald waren sie hinter einer waldbedeckten Insel verschwunden. Man hat nie mehr etwas von ihnen gehört.

Das Schiff lief jetzt um die Südspitze der Insel St. Domingo. Ehe man jedoch den Hafen von Domingo zu erreichen vermochte, brach die Nacht an und das Schiff war genöthigt, hinter einem waldbedeckten Vorgebirge, dem es gegenüber lag, Anker zu werfen, damit es nicht vom Landwinde in die gefährlichen Klippen

der Gonavespitze getrieben würde. Der neue Kapitain ging jetzt erst in die bisher verschlossen gehaltene Kajüte und untersuchte im Beisein mehrerer verständiger Seeleute Calas Hinterlassenschaft. Man fand bald die Schlüssel zu den Schränken in einem verborgenen Fache der Wand. Als man einige derselben öffnete, entdeckte man bei verschiedenen Papieren und Schriften unverhältnißmäßig große Summen baaren Geldes, zu denen Calas unmöglich auf rechtlichem Wege gelangt sein konnte. Man öffnete mehrere der Pakete, welche verschiedene Schreibereien enthielten und entdeckte bald, daß die Gerüchte, welche Kapitain Calas großer Frevel verdächtigten, nur allzuwohl begründet waren. Sorgfältig wurde jetzt alles wieder verschlossen und Kapitain Lopez — dieses war der Name des neuen Befehlshabers — nahm die Schlüssel zu sich, um das Gemach dem Gerichte unversehrt übergeben zu können. Ohne unserer Erzählung vorgreifen zu wollen, bemerken wir hier, daß die Beamten alle baaren Summen, welche sich vorfanden, als geraubtes Eigenthum in Beschlag nahmen und daß mehrere derselben den rechtmäßigen Besitzern, welche noch ermittelt werden konnten, zurückgegeben wurden. Der bei weitem größere Theil blieb jedoch in Händen des Gerichts und wurde von dem Gouverneur der Insel eingezogen und für die Regierung in Besitz genommen. Das Schiff ward aber sammt den Negern den Matrosen nach geendigter Un-

terſuchung als freies Eigenthum übergeben und ihnen, da Spanien damals den Negerhandel noch nicht als unerlaubten Erwerb betrachtete und verboten hatte, überlaſſen, damit nach Gutdünken zu verfahren.

Wir kehren jetzt zurück, um den Faden unſerer Erzählung wieder aufzunehmen. Am nächſten Morgen wurden die Neger auf das Deck gebracht. Man behandelte ſie menſchlich und die armen Sclaven erhielten zum erſtenmale ein gutes und nahrhaftes Mittagseſſen. Ein zu Land geſchicktes Boot hatte friſches Waſſer gebracht und man überließ es ihnen, nach Gefallen zu trinken und ſich ganz in der Wonne zu berauſchen, welche ihnen dieſer lang entbehrte Genuß verſchaffen mußte. Nur ſolche, deren heftige oder bösartige Gemüthsart man kannte, blieben gefeſſelt; die übrigen wurden ihrer Ketten entledigt, nachdem man ihnen begreiflich gemacht hatte, daß ſie jetzt nichts mehr zu fürchten hätten. Jallos Entzücken iſt nicht zu beſchreiben. Lange und mit überſtrömendem Gefühl umarmte er ſeine Söhne. Die Matroſen, welche längſt die treue Liebe kannten, welche dieſe drei ſeltenen Menſchen ſo innig an einander feſſelte, beſchloſſen einmüthig, alles zu thun, was ſie vermochten, damit ſie wenigſtens einem guten Herrn verkauft und nicht von einander getrennt würden. Lopez, dem man dieſen Entſchluß mittheilte, verſprach, ernſtlich dafür zu ſorgen und über das Glück dieſer guten Menſchen zu wachen.

Gegen zehn Uhr ging das Schiff unter Segel und bakbordwärts fuhr man an den felsigen wilden Küsten von Domingo oder Hiſpaniola vorüber. Blaue ſteile Berge ſchienen aus dem Meere aufzuſteigen, deren finſtere Wälder lange, gewundene Ketten bildeten. Es ſind das die Mornen, welche ſich allmählig zum Meere ſenken. Zwiſchen den ausgeſtreckten Armen dieſer Gebirge liegen die herrlichſten fruchtbarſten Thäler, tauſend liebliche Gründe, tauſend Pflanzungen von zahlloſen Waldbächen umrauſcht, mit Blüthen bedeckt, mit Zucker, Cacao und Kaffee, ein wunderbares Paradieß voll ewiger unerſchöpflicher Fruchtbarkeit. Hinter dieſen Vorbergen und Thälern liegen andere Berge, andere blumenvolle Gründe, aber die Gebirge ſind hoch, ſteil und ihre Felſenwände ſteigen jäher und zackiger auf. Es iſt eine Schweizernaturſcene, mitten in dem tropiſchen Meere, unter einer glühend heißen Sonne. Aber wo auf den helvetiſchen Alpen ewiger Schnee die Granitmaſſen bedeckt, da ſtehen hier tauſendjährige Wälder. Ungeheuere Stämme ragen in das ſtille Mondlicht der Nacht und wiegen die ſtolzen Kronen voll ſeltſamer Blüthen, voll bunter unbekannter Geſchöpfe, und unter ihnen regt ſich und treibt die tropiſche Pflanzenwelt, undurchdringlich, wunderbar, üppig und rieſengroß. Dieſe wilden Berge und fruchtbaren Thäler füllen die ganze Inſel. Immer höher und unwirthlicher ſteigen ſie im Innern empor, bis ihre letz-

ten äußersten Gipfel sich duftig und fein in den Wolken verlieren.

Die Neger starrten ein Land an, so verschieden von den Grundzügen, welche die Gegenden von Afrika im Allgemeinen bezeichnen, welches zu ihrem neuen Vaterlande bestimmt war. Eine dumpfe Angst lag auf ihrer Seele. Die Frage: welches Schicksal sie hier wohl erwarten dürfte? — konnte man sehr deutlich auf dem schwarzen Antlitz jedes nicht ganz stumpfsinnigen Sclaven lesen. Der Geist des Friedens, welcher seit Kurzem durch die blutbefleckte Räume des Schiffes wehte, vermochte diese düstere Stimmung nicht zu unterdrücken. Es war jedem, als wie nach einem großen, schrecklichen Unglück, dem er zwar glücklich entgangen war, dessen Eindruck aber noch Mark und Gebein erschütterte und das noch drohend in unheilweissagender Nähe am Horizonte schwebte. Und kann man das den Unglücklichen verdenken? Mehrere hunderte an der Zahl wurden sie seit so langer Zeit und unter einem so heißen Himmelsstrich täglich gezwungen in den niedrigen, zu ihrem Aufenthalt bestimmten Raum hinabzusteigen. Dieser gestankvolle Abgrund hat kaum die Höhe, daß ein erwachsener Mensch darin aufrecht zu stehen vermag. Jammernde, kranke, in Ketten geschmiedete Menschen preßten und verwundeten sich hier bei jeder Bewegung in der düstern Höhle und die durch die Enge des Raums mephitisch gewordene Atmosphäre machte das Athmen selbst zur

Qual. Dabei ist die Menschenmasse hier so dicht eingeschichtet, daß auf jeden nur ein Raum von 6 Fuß Länge und 1 Fuß 4 Zoll Breite kommt, wobei aber die Sache so eingerichtet wird, daß immer die Hälfte sitzen muß, während die andere Hälfte sich auf dem Bretterboden ausstrecken darf, um zu schlafen. Eine solche Eingeschränktheit ist sicher furchtbar; die Luft muß höchst verderblich werden und dieser Umstand verbunden mit der durch die unmenschlichsten Mißhandlungen entstehenden Verzweiflung, muß die Sterblichkeit unter den Negern auf einen furchtbaren Grad treiben. Daher kam es denn, daß die Santa Virgina während ihrer Reise nach Westindien den dritten Theil ihrer Sclaven verloren hatte und daß es einer noch kürzeren Zeit bedurft hätte, um die übrigen, welche gänzlich ermattet und erschöpft, sprechende Bilder des bittersten Leidens darstellten, völlig dahinzuraffen.

Der Nabob von Calkutta, Serajal Dowla, ließ 146 Engländer, welche während des ostindischen Kriegs als Gefangene in seine Hände gefallen waren, in das enge Gefängniß von Calkutta, die schwarze Höhle genannt, einsperren. Binnen 24 Stunden waren 123 Personen durch die Hitze und durch die schlechte Luft, welche das Einpfrängen so vieler Menschen in einen so kleinen Raum erzeugte, umgekommen. Wie schrecklich muß nun die Lage der Neger sein, wenn sie während eines Sturmes in ihrem engen Behältniß blei-

ben müſſen, in dem aber keine Oeffnung iſt, um friſche Luft einzulaſſen, ſondern wo jede auf das Sorgfältigſte verſchloſſen werden muß, damit die Fluthen der See, welche das Verdeck jeden Augenblick überſtrömen, das Innere des Schiffes nicht zu füllen vermögen! Jene Todeshöhle in Calkutta hatte immer noch 2, wenn gleich nur kleine Oeffnungen und der Aufenthalt der Gefangenen währte nur 24 Stunden! Die Hitze im Negerraum wird aber ſo groß, daß die Aufſeher, völlig nackt ausgezogen, es dennoch nur einige Minuten aushalten können. Es reißen denn auch bei der tiefſten Schwermuth über ihr trauriges Schickſal, Krankheiten aller Art, beſonders Ruhr, Scharback, Gallenfieber, Wahnſinn unter den Unglücklichen ein. Der Boden iſt aufs eckelhafteſte mit dem, den Kranken abgegangenen Blut und Schleim bedeckt, gleich einem Schlachthauſe; die Sterblichkeit geht raſch, ſchrecklich vor ſich. Männer, die des Abends geſund in das untere Verdeck hinabſteigen, zieht man am Morgen darauf als Leichen hervor und ſelbſt der Aufſeher büßt beinahe ſein Leben ein.

Ehe wir in unſerer Erzählung weiter fortfahren, geben wir unſern lieben Leſern eine kurz gefaßte Beſchreibung der Inſel St. Domingo, von den Ureinwohnern der Antillen Haiti genannt. Columbus entdeckte ſie 1593 und nannte ſie Eſpannola (Kleinſpanien) woraus ſpäter der Name Hiſpaniola geworden iſt. Die große Inſel iſt 300 (engl.) Meilen lang, 140 breit

und bildet faſt ein Parallellogramm, welches nur gegen Weſten einen mehrere Meilen langen und ſchmalen Ausläufer hat, der wie ein Stiel aus dem Ganzen hervorſteht. Die Gebirge von St. Domingo waren den Ureinwohnern bekannter, als den Europäern, welche ſie aus ihrem Beſitz vertrieben haben. Sie ſollen reiche Goldminen enthalten und man will noch unter ſpaniſcher Herrſchaft jährlich für eine Million Gulden Ausbeute gewonnen haben. Jetzt kennt man die Gruben nicht mehr; ſie ſind entweder eingegangen, oder aus Mangel an Ergiebigkeit verſchüttet worden.

Kühn gethürmte Felſenmaſſen mit unerſteiglichen Bergwänden und Vorgebirgen, die ſich weit in das Meer hinausdehnen, zeichnen an vielen Stellen die ſpaniſche Küſte aus; an andern iſt ſie unausſprechlich ſchön und entzückt das Auge mit Hügeln, Thälern, Wäldern und Flüſſen, die auf das Lieblichſte mit einander abwechſeln. Das im Allgemeinen üppige Anſehen des Landes findet faſt durchgängig ſtatt; nur die Nordküſte iſt öder, ohne jedoch deshalb Spuren der Unfruchtbarkeit zu verrathen. Am Abhang der Gebirge findet man die reichſten Wälder mit dem herrlichſten Grün, und mit der Fruchtbarkeit des bebauten Landes, es ſei, in welcher Gegend es wolle, iſt nichts zu vergleichen. In den Lannos, einer unermeßlichen Ebene, die ſich längs des ſüdöſtlichen Theiles der Inſel hinzieht, gedeihen alle tropiſche Produkte und da ſie von vielen

Flüssen durchströmt wird, so kann sie reichlich bewässert werden. An der Nordküste, woselbst Columbus zuerst an dieser Insel landete, ist ebenfalls ein großer Strich Landes, der, ob er gleich ungeheueren Heerden wilden Viehes zum Aufenthalte dient, doch seine Fruchtbarkeit dadurch bewieß, daß er nicht nur die Fortdauer dieses Handelsartikels hinlänglich sicherte, sondern auch verschiedenen Meierhöfen, die sich ausschließend mit den Grasungen beschäftigen und im Norden der Demarkationslinie liegen, ihr Entstehen gab.

Die Produkte der Insel bestehen in Zucker, Ingwer, Kakao, Taback, Baumwolle, Indigo, Mais, Kassavewurzeln. Was von diesen entbehrt werden kann, dann eine Masse von Färbeholz, kommt in den Handel. Die Häute des halb wilden Rindviehes und das eingepöckelte Fleisch werden nach den zunächst liegenden Häfen ausgeführt und dort verkauft.

Die Volkszahl wurde auf 600,000 Menschen berechnet. Mehr als drei Viertheile davon waren Sclaven und das letzte Viertel spaltete sich noch in 2 Klassen freier Menschen, nämlich in die Kreolen d. i. die weiße eingeborne Bevölkerung und in die Mulatten oder freien Farbigen. Der kleinere dieser beiden Theile, die Europäer oder Abkömmlinge derselben, übte über alle andere Klassen der Bevölkerung einen sehr harten und tyrannischen Druck aus.

Der wichtigste Ort auf der Insel war ehedem Cap

Français. Es mochte mit Einschluß der Sclaven eine Bevölkerung von 20,000 Menschen haben.

Im spanischen Antheil liegt die Stadt St. Domingo. Der große Columbus ist ihr Erbauer und gab ihr den Namen zu Ehren seines Vaters. Sie ist auf der Südküste der Insel amphitheatralisch am Hafen, den der Fluß Ozama bildet, und der von beiden Seiten durch Felsengründe geschützt wird, gelegen. Neben ihr hin dehnt sich die fruchtbare und herrliche Ebene aus, die fast 90 Meilen lang und 30 Meilen breit ist und vorzugsweise die Lannos genannt wird. Die Stadt liegt sehr malerisch auf einem Theil dieser Felsbank erhoben, auf welchem ewig grüne Lianen tapetenförmig herabhängen. Am anderen Ufer des Flusses, gerade der Stadt gegenüber, dehnt sich ein weites Thal aus, beschattet von hohen Palmen und reichem Pisangwuchs.

Diese treffliche Lage wählte Columbus selbst und sie macht seinem Genie Ehre. Denn bei dem sichern Hafen und dem schönen Flusse genießt sie durch ihre Erhabenheit stets der kühlenden Winde. Dabei sind die Umgebungen der Stadt von höchster Fruchtbarkeit. Reiche Waiden nähren das trefflichste Hornvieh und der Mahagonibaum, der Cacao, die schönsten Palmen, die Orangen und Caffebäume bilden große Waldungen.*)

---

*) Zimmermann, die Erde und ihre Bewohner, Band II. Seite 24—25.

In diesen von der Natur so prächtig ausgestatteten und so wohl gesicherten Hafen lief jetzt das Schiff Santa Virgina ein. Sobald man die üblichen Begrüßungen den Forts und dem Wachtschiff dargebracht hatte, forderte man durch Aufziehen einer Flagge die Sanitäts- und Polizeibehörde. Beide erschienen nach kurzer Frist und auf den Bericht des neuen Kapitains wurde dem Schiff sogleich der Befehl ertheilt, unter den Kanonen der Batterie vor Anker zu gehen und diesen Platz nicht ohne Erlaubniß der Hafenkommandantschaft zu verlassen. Die Kajüte des Kapitains Calas, so wie überhaupt sämmtliche Effekten der Seeleute wurden unter Siegel gelegt, den Matrosen vor der Hand verboten, das Schiff zu verlassen. Sämmtliche Neger wurden an das Land gebracht und ihnen hier ein Haus, das zu diesem Zwecke eingerichtet war, zum Aufenthalte angewiesen. Die Kranken brachte man in das Hospital »zum guten Jesus« genannt. Eine Abtheilung der Seeleute von der Santa Virgina ward ihnen zur Bewachung beigegeben, außerdem jedoch ein Posten spanischer Infanterie zur Aufsicht vor das Haus gestellt und das Schiff bis zu Ausgang der Sache mit Marinesoldaten unter dem Befehl eines Lieutenants zur See besetzt.

So durfte sich also jetzt die Mannschaft auf der Santa Virgina weder aus dem Schiff entfernen, noch auch jene, welche sich am Lande bei den Sclaven be-

fanden, das ihnen angewieſene Haus verlaſſen. Doch wurden die Leute mit guter Koſt verſehen, und dieſes hatte beſonders bei den Negern den günſtigen Erfolg, daß ſie überraſchend ſchnell zur vorigen Geſundheit kamen.

Die Unterſuchung begann am nächſten Tage auf dem Schiffe ſelbſt. Bei der Durchſuchung der Kajüte entdeckte man unglaublich große Summen baaren Geldes und äußerſt werthvolle Geſchmeide und Edelſteine. Es ſtellte ſich bald heraus, daß Calas früher Seeräuberei getrieben und daß eine Menge Schiffe aller Nationen durch ihn in Schaden gekommen waren. Wie weit er es dabei getrieben, oder bis zu welchem Grade von Verruchtheit er herabgeſunken war, iſt daraus abzunehmen, daß man von verſchiedenen Fahrzeugen, welche in ſeine Gewalt gerathen waren, nie wieder etwas gehört hat; daß dieſelben alſo ohne Zweifel, nachdem er ſich aller werthvollen Gegenſtände verſichert hatte, von ihm verſenkt und durch ſeine teufliſche Grauſamkeit mit Mann nnd Maus zu Grund gegangen waren. Es traf daher den neuen Kapitain Lopez und alle Matroſen ein ſcharfer Tadel, daß ſie die Bootsleute hatten entwiſchen laſſen und man ſendete ſogleich ein kleines, ſchnellſegelndes Fahrzeug nach der Gegend von Haiti ab, woſelbſt ſie ans Land gegangen waren. Später erfuhr man jedoch, daß ſie noch an demſelben Tage ein Küſtenfahrzeug gekauft hatten und unter Se-

gel gegangen waren. Man hat nie wieder etwas von ihnen gehört und es ist daher zu vermuthen, daß sie mit nicht unbedeutenden Summen baaren Geldes versehen, in irgend einem Schlupfwinkel von Südamerika, wohin der Arm der Obrigkeit nicht reichte, sich verborgen und so durch den Unbedachtsam ihrer ihnen feindlich gegenüberstehenden Schiffsgenossen der Gerechtigkeit entgangen waren.

Binnen drei Tagen war die Untersuchung beendigt, der Arrest der Seeleute ward für aufgehoben erklärt und das Schiff sammt dem Rüstzeug und sämmtlichen Sclaven wurde ihnen zum Eigenthum übergeben. Die Matrosen erboten sich, ihrem Kapitain das Fahrzeug käuflich gegen ein Billiges zu überlassen. Lopez fand bald Freunde, durch deren Unterstützung er im Stande war, seiner Mannschaft den sie treffenden Antheil auszubezahlen.

Der Anführer der Neger wurde von einem Amerikaner aus einem der südlichen Staaten der Union erkauft. Harte Behandlung und seine trotzige Sinnesart brachten ihn zur Verzweiflung und zum Aufruhr. Er verlor dabei sein Leben.

Bill verdingte sich auf einem englischen Kriegsschiff, welches gerade damals im Hafen von St. Domingo ankerte. Er prieß sich glücklich, wieder unter der Flagge seiner Nation fahren zu können und nachdem er sich die nöthigen Kenntnisse erworben hatte, wurde ihm eine angemessene Beförderung zuerkannt.

Die übrigen Seeleute von der Santa Virgina zerstreuten sich, da Lopez keine Lust bezeigte, sie in seinem Dienste zu behalten, nachdem sie nach der Weise der Matrosen die großen Summen, in deren Besitz sie gekommen waren, auf die thörichteste Weise verschleudert hatten.

Ehe wir unsere Erzählung völlig schließen, haben wir unsern lieben Lesern noch das wichtigste über den Sclavenhandel selbst, über das Schicksal Jallos und seiner Kinder und über den Herrn, welcher sie als sein Eigenthum erstand, zu berichten.

Antonio Gonzales brachte im Jahre 1442 die ersten Neger nach Lissabon und ihr Anblick, die Farbe ihrer Haut, das muskulöse kraftvolle Wesen ihrer Figur erregte Staunen und Bewunderung. Man hatte sie, nebst Elfenbein, Goldstaub und andern kostbaren Handelsgegenständen an der Mündung des **Rio del Oro**, (Goldflusses) an Bord genommen, dessen Ausfluß ins atlantische Weltmeer fast genau unter dem Wendekreise gelegen ist. Das aus dieser Gegend geholte Gold gab den Ursprung zu den englischen Guineen, einer Goldmünze im Werthe von 11 fl. oder etwa 6 Thr. Die Neger dagegen brachten die Lust zu einem Handel auf, den man allgemein den Guineahandel nannte und dieses ist der Sclavenhandel.

Als nämlich 30 Jahre später Colon die neue Welt entdeckte und als bald darauf die Nachfolger des eben

ſo großen, als auch unglücklichen Mannes, nach dem wahnſinnigſten Vertilgen der Ureinwohner von Amerika, den hohen Werth der Neger für den Anbau weſtindiſcher Produkte fühlten, da hub dieſer entſetzliche Handel mit unſern ſchwarzen Brüdern im Großen an und erhielt eine ſyſtematiſche Form.

Spanien, welches ſeinen Negerhandel an die Genueſer verpachte, trieb ihn mit Portugal bis zur Mitte des 16ten Jahrhunderts faſt ausſchließlich; damals lieferte nur allein Angola jährlich 28000 Neger für Braſilien.

Bald darauf nahmen auch die Engländer, Franzoſen und Holländer an dieſem Handel bedeutenden Antheil, denen dann die Schweden, Dänen, ja ſogar die Brandenburger folgten. Der große Churfürſt Friedrich Wilhelm errichtete nämlich 1681 eine afrikaniſche Compagnie, wie auch ein Fort auf dem Vorgebirge Cabo de tres puntas (der drei Spitzen;) allein bald hernach iſt dieſe Beſitzung wieder an die Holländer verkauft und der Name der Deutſchen iſt nicht durch den Negerhandel gebrandmarkt worden.

Gegen das Ende des vorigen (achtzehnten) Jahrhunderts ward England unſtreitig der wichtigſte Theilnehmer am Negerhandel. Denn wenn gleich Frankreich kurz vor der Revolution 507000 Negerſclaven auf ſeinen ſämmtlichen amerikaniſchen Beſitzungen hegte und England nach darüber vorgelegten Liſten nur 461000

so führte dagegen England selbst den Franzosen und den Spaniern welche gleichfalls auf 400000 Neger in ihren Besitzungen ernähren, eine große Anzahl derselben aus Afrika zu. Es waren daher in keinem Seestaate so viel Schiffe, so viele Matrosen und so viele Handelsleute und Spekulanten mit dem Negerhandel beschäftigt, als in England. Jährlich erforderte der englische Sclavenhandel mehrere hundert Schiffe. Für die ältesten Negerhändler, die Portugiesen, rechnet man 350000 Neger in ihren westlichen Besitzungen.

Holland, welches sehr beträchtliche und größtentheils sehr alte Besitzungen an den Küsten von Afrika besitzt, hat in seinen amerikanischen Besitzungen 124 bis 125000 Neger. Dänemark etwa 3200 und Schweden nur ein paar Hundert.

Dagegen fanden sich nach einer Zählung von 1791 in allen Freistaaten von Nordamerika 698,725 Negersclaven, wovon freilich bei weitem der größte Theil 632000 den südlichen Staaten zufällt.

So finden wir also blos in der westlichen Halbkugel eine Masse von mehr als dritthalb Millionen Negern. Ungeachtet nun diese unglücklichen Menschen in ein Land geführt wurden, dessen Klima von dem ihres Vaterlandes nicht sehr verschieden ist, so übertrifft dennoch ihre Sterblichkeit die der Europäer bei weitem. Ja, statt daß das Menschengeschlecht sich an allen Orten im Ganzen jährlich vermehrt, nehmen die Neger im

Ganzen um mehr als fünf Prozent ab. Dieß beweist unstreitig der jährlich öffentlich eingeführte Nachschuß von 100000 Negern für die westindischen Colonieen, da der Schleichhandel sicher noch mehr als 20000 Sclaven beträgt. Wenn nun auch zugegeben würde, daß mehrere Tausend der eingeführten Neger zum Erweitern der Plantagen oder zum Errichten neuer verwendet werden, so ist dennoch der jährliche Verlust vom Hundert zu fünf Menschen nicht zu hoch gerechnet, denn nach den gültigsten Zeugnissen verlieren mehrere Pflanzer sogar ein Zehntel ihrer Neger.

Woher sich dieses erklären läßt, und was für einen erstaunlichen Verlust Afrika an Menschen leidet, dieses lehrt uns schon die vorangegangene Erwähnung und dann ein Blick auf die Behandlung der Neger auf der Plantage. Wir werden in einem der nächsten Hefte unserer Jugendbibliothek unsern lieben Lesern nicht nur Gelegenheit geben, sich von dem Schicksal der Neger in Westindien zu überzeugen, sondern sie werden zugleich auch sehen, wie die Schwarzen sich für die Grausamkeit ihrer unmenschlichen Herren freilich auch unmenschlich genug gerächt haben. Wir haben jetzt nur noch zu berichten, wer den ersten Impuls zur Befreiuung der Neger aus den Ketten der Sclaverei gab.

Herr Granville Sharp, ein Mann von den edelsten und wärmsten Gefühlen für die Rechte der Menschheit, hatte sich eines unglücklichen kranken Ne-

gerknaben, Sommerset genannt, in London angenommen, ließ ihn kuriren und pflegen, als plötzlich ein Kapitain eines Sclavenschiffes sich desselben bemächtigte, er sei vormals sein Sclave gewesen. Hierüber erwachte in dem Wohlthäter des Negers das Gefühl des Mitleids so lebhaft, daß der edle Mann nur allein, um den unglücklichen Menschen zu retten, sich des mühsamen Studiums der englischen Rechte unterzog, die Freiheit des Negers öffentlich vertheidigte, und sie zuletzt gegen angesehene Rechtslehrer als einen Lohn seines Edelmuths und seiner Ausdauer, siegreich davon trug.

Dieser Sieg ward noch herrlicher gekrönt. Der Gerichtshof der königlichen Bank erklärte gleich nach dem von Granville Sharp gewonnenen Prozeß (1771) »daß jede Person, so wie sie in Großbrittanien ans Land tritt, frei ist, wie alle übrige englische Bürger.«

Dieß war der erste Impuls, wodurch nun das erhabene Unternehmen Englands, den Sclavenhandel zu stürzen, Leben und Thätigkeit erhielt. Hunderte von Negern bettelten nach der Beendigung des amerikanischen Kriegs abgedankt und brodlos auf allen Gassen von London. Granville Sharp hatte seit seinem ersten Schritte zu Gunsten der Neger auf diese Unglücklichen sein besonders Augenmerk gerichtet. Im Einverständniß mit den menschenfreundlichen Quäckern, welche an der Freilassung der Neger arbeiteten und unterstützt von

Männern, wie Wilberforce, Thornton, Clarkſon, Young Middleton, u. a. errichtete er einen Clubb zum Zweck der Befreiung der Neger. Es wurden eigene Unterſuchungsreiſen nach Afrika veranſtaltet und durch Unterzeichnung die Errichtung eines Aſyls (Freiſtätte) für darbende Neger in Afrika zu Stande gebracht.

Zwiſchen den großen Strömen, dem Sherbro und der Sierra Leona, liegt das höchſte Land auf der ganzen Strecke vom grünen Vorgebirge bis zu dem eigentlichen Guinea. Mehrere kleine Gewäſſer ergießen ſich in Cascaden von ſeinen Anhöhen herab und dieſe bedeckt ein ewiges Grün. Der große Strom, welcher an der Mündung zwei Seemeilen breit iſt, bietet zu jeder Jahreszeit den Schiffen ſichere Ankerplätze dar. Die Fülle ſowohl des Pflanzen- als auch des Thierreichs iſt unerſchöpflich. Sogar die Gewürze Oſtindiens will man hier gefunden haben. Dabei gedeihet alles Hausvieh. Die tiefer liegenden Waldungen bergen Heerden vielartiger Gazellen und Affen, unter welchen beſonders der große Mandrill und der dem Menſchen ſo nahe tretende Drang Outang bemerkt zu werden verdienen.

Die Wälder enthalten die ſchönſten Früchte, Färbe- und Tiſchlerhölzer; dieſer geſunde und fruchtbare Himmelsſtrich erzeugt die vielfachſten Getreide- Pfeffer- und Gewürzarten. Das Zuckerrohr, der Indigo, der Baum des arabiſchen Gummi und des Copalgummi finden ſich hier. Mehr als eine Art Baumwolle, worunter die

ſeidenartige und die röthliche merkwürdig ſind, gedeihen in Vollkommenheit, und mehrere der nützlichſten europäiſchen Gewächſe kommen hier trefflich fort. Das Meer hat einen Ueberfluß an den ſchmackhafteſten Auſtern, Krebſen und Fiſchen und auch von See und Landſchildkröten findet man hier verſchiedene eßbare Arten.

Dieſen von der Natur ſo herrlich ausgeſtatteten Fleck der Erde hat die Compagnie zur Freiſtatt der Neger erwählt. Trotz der niedrigſten Schickſale erhielt ſie ſich, und obgleich im dritten Jahre der franzöſiſchen Republik (1792) ein franzöſiſches Geſchwader die Freiſtatt der armen Neger zerſtörte, ſo lebte dieſe in der neueſten Zeit wieder auf und beſteht jetzt trotz aller Angriffe und Gefahren.

Zu dieſer wohlthätigen Anſtalt kam aber neuerdings noch der wirkſamere Beſchluß der Parlamente, die Aufhebung und das Verbot des Negerhandels betreffend. Die engliſchen Schiffe durchſuchen alle Fahrzeuge und der Negerhandel wird mit denſelben Strafen bedroht und geahndet, wie die Seeräuberei. Durch ſolche ſtrenge Mittel wird er nicht nur mit der Zeit ganz aufhören, ſondern zugleich auch die die Menſchheit entehrende Sclaverei unſerer ſchwarzen afrikaniſchen Brüder.

Zum Schluſſe berichten wir noch, daß Kapitain Lopez zu Domingo die Neger, welche auf der Santa

Virgina herüber nach Hayti geführt worden waren, verkaufte. Dieſes geſchah ganz nach dem Gebrauch, der bei dieſem entehrenden Handel eingeführt war. Man ſuchte unter den Negern die älteſten, gebrechlichſten und ungeſundeſten heraus. Dieſe wurden zuerſt dem Verkaufe ausgeſetzt und zwar auf folgende Weiſe. Man machte die Anzahl der Neger bekannt, fügte bei, daß ſich unter denſelben einige alte und ſchadhafte Leute befänden und beſtimmten im Allgemeinen für die Perſon eines Einzelnen die Summe von 150 Dollars. Die Käufer handelten davon ab, ſoviel ſie konnten und als endlich die Seeleute mit ihnen einig geworden waren, wurde der Saal geöffnet und nun ſtürzten die Käufer hinein, auf Geradewohl denjenigen ergreifend, der ihnen zunächſt ſtand, oder den ſie erreichen konnten. Auf dieſe Weiſe wurde der Kauf zu einem Glücksſpiel gemacht, und Mancher erhielt einen geſunden Sclaven, der wohl das Dreifache der Kaufsſumme werth war, während andere eben ſo ſehr dadurch in Nachtheil kamen.

Erſt nachher kamen die ausgeſuchten Neger an die Reihe und dieſe wurden meiſt zu äußerſt hohen Preiſen verſteigert. Jallo und ſeine beiden Söhne kamen durch Vermittlung des Lopez an einen Pflanzer, von dem der Ruf ſagte, daß er ſeine Sclaven menſchlich behandle. Dort lebten ſie vereinigt und ſo glücklich, als es in ihrer traurigen Lage nur immerhin möglich war. Endlich brach auch im ſpaniſchen Gebiet der Krieg und der Auf-

ſtand der Neger aus. Jallo nahm keinen Antheil an den Mordſcenen, ſondern zog ſich mit ſeinen Kindern in das tiefſte Innere des Gebirges zurück.

Wenn man hinter St. Raphael den hohen wilden Bergkämmen naht, kommt ein in mannigfachen Cascaden über den Felſengrund rauſchender Fluß dem Wanderer entgegen. Hoch oben liegen die Quellen deſſelben, des Gumayuco, des großen Nebenfluſſes des Artibonite. Hier gibt es manche verſteckte Thäler, die, wie die Eingebornen behaupten, noch keines Menſchen Fuß betreten hat und ſchwer mag es ſelbſt dem kundigſten Mann werden, in dieſem unabſehbaren Labyrinth von Schluchten und Felſen, von undurchdringlichen Wäldern, von natürlichen Thoren und Höhlen, die oft mit geheimnißvollen Ausgängen in kleine, rings von platten Wänden umſchloſſene Gründe leiten, ein ſicherer Führer zu ſein. Unzählige Bäche ſtürzen von hier hinab in die Ebene. Oede Wildheit neben dem zauberhafteſten Leben der Pflanzenwelt iſt der große Charakter dieſer Berge. Den Urwald hat keine Axt berührt; ſeine hohen Dome von Mahagoniſtämmen, Acajou- und Eichenholz, Tulpen- und Bohnenbäumen, leben Jahrhunderte und verwittern als unermeßliche Trümmer von Rieſenleibern, die Erſtaunen und Ehrfurcht erregen. Der einſame Menſch wandelt beklommen unter den glatten Säulen eines Zauberpalaſtes, der hundert Fuß über ihm ein undurchdringliches Dach bildet. Kein

Sonnenstrahl berührt den Boden; röthlich und trocken stäubt er empor; keinen Halm ernährt er, keinem Thiere verleiht er Wohnung. Spinnen nur von ungeheuerer Größe, schwarz und stachelvoll, richten die glänzenden Linsenaugen auf ihn; der räuberische Tausendfuß lauert unter dem abgefallenen Geblätter auf die rothen Ameisen, welche aus ihren Baumhöhlen auf und abklimmen und ihre Wanderzüge unermüdlich verfolgen. Es ist wunderbar still und todt in diesem gewaltigen Reiche. Nur zuweilen schreit ein Vogel, den man nicht sehen kann; ein morscher Ast löst sich los, stürzt krachend nieder und die Echo donnern seinem Falle nach; oder ein kalter Windstoß fährt durch die hohen Kronen. Dann zittert und seufzt der Wald in wunderbaren Klagetönen und erschreckt flieht der Jäger vor dem nahenden Tornado. Plötzlich öffnet sich der Wald und der Blick des Wanderers schweift nun von einer steilen Wand über ein unermeßliches Panorama. Das Gebirge liegt aufgerollt vor ihm; er kann die kleinen Flüsse verfolgen, er sieht in tausend Thäler hinab, die in Sonne und blauer Gebirgsluft getränkt, vor ihm liegen. Die Palmen in ihren verschiedenen Formen, die hohen Rohrwälder, die zahllosen, wunderbaren Gewächse, die Meere von Blüthen, Blumen und duftenden Pflanzen, welche in überschwänglicher Farbenpracht glänzen, entzücken sein Auge. Aber auch die Thierwelt umgibt ihn, die so mannigfaltig ist, so lästig und so gefährlich. Die

bunten Schlangen, die ſchreienden Vögelarten in Gold und Grün und Purpur. Die Wolken von Musquitos, von winzigen Geſchöpfen, die das Auge kaum erblickt, und deren unerträgliches Stechen und Brennen ihn zur Verzweiflung und zur Flucht bringt.

Mitten in dieſen wilden Bergen, hoch oben, wo nur die klaren Quellen aus den ſchwarzen kalten Felſen rinnen, liegt ein verborgenes einſames und ſtilles Thal, das ſich ſehr tief und ſteil in die Berge einſenkt. Nur ein Fußpfad, gefährlich über einen jähen Gebirgsgrat hinlaufend, führt in daſſelbe. Von allen Seiten iſt es durch jähe fürchterliche Felſenwände verſchloſſen. Die milde Sonne ſcheint mit warmem Blick in ein verlornes Paradies, denn dieſes iſt wirklich hier vor dem Auge des erſtaunten Menſchen ausgebreitet. Die Anhöhen ſind mit Waldungen bedeckt, der Grund des Thals aber iſt ein ſehr fruchtbarer Boden, der alles hervorbringt, was zu den Bedürfniſſen des Menſchen gehört. Die hohe Lage mildert die Hitze und dennoch gedeihen hier zur Vollkommenheit alle Gewächſe der heißen Zone. Baumwolle, Pataten, Kartoffeln, Mais, ein wenig Zuckerrohr und Piment, dann die nährende Palme die ſüße Annanas und andere köſtliche Früchte kommen faſt ohne Pflege fort Die Quellen rinnen durch die kleine blühende Flur, bis ſie in einer dunkeln Höhle ſich zuſammen verlieren und vielleicht viele tauſend Fuß unterhalb dieſer fernen Höhe abermals aus dem Felſen wieder her-

vorbrechen. Mitten in dieſem fruchtbaren und geſegneten Winkel der Erde ſtehen vier Hütten, von Jallo, ſeinen Kindern und wenigen Negern bewohnt, die hier abgeſchieden von den übrigen Bewohnern der Erde in Ruhe und Einfalt ein verborgenes und glückliches Daſein genießen. Alle Stürme und blutigen Umwälzungen, welche das unglückliche Hayti ſeit fünf Dezenien zerfleiſchen, gingen an dieſer Höhe ſpurlos vorüber und die wenigen Bewohner ſind klug genug geweſen, an nichts Theil zu nehmen, was ihnen ſchaden, oder das ſtille friedliche Glück ihrer Heimath zerſtören könnte. Die Ruhe ſcheint hier ihren Wohnſitz aufgeſchlagen zu haben und der Segen eines höheren Weſens liegt mit wohlthätiger Gnade auf dieſem ſtillen Gefilde. Hierher flüchteten aus der blutigen Verwirrung, die des Krieges müde waren, wenige Menſchen, die keinen Ehrgeiz und keine Rachgier hegten, ſondern nur die höchſten Güter, die der Schöpfer allen vernünftigen Weſen zu Theil werden laſſen will, genießen wollten. Wo hätten ſie die Ruhe, die ſie ſuchten, beſſer finden können, als in dieſem heimlichen Friedensorte? Niemand kennt ihn und die nackten Felſen verrathen die Spur nicht, wenn ſelten mit ſchüchternem Tritte ein Bewohner dieſes Thales in die Ebenen hinabgehet, um unentbehrliche Bedürfniſſe für die Einſamen dort zu holen. Hier in dieſem fruchtbaren ſtillen Thälchen lebt Jallo noch jetzt als ehrwürdiger Greis, umgeben von ſeinen Kindern, Enkeln

und Urenkeln. Die Freiheit beglückt ihn und die Seinen und unter ihrem segensvollen Fittig haben sie alle Leiden und Schreckniſſe einer dunkeln Vergangenheit längſt vergeſſen.

Die merkwürdigen Schickſale dieſer guten Menſchen gleichen im Allgemeinen denen ihrer unzähligen Landesgenoſſen, welche durch die Barbarei habſüchtiger Europäer ihrem heimathlichen Boden entriſſen und in weit entfernte Länder jenſeit des Meers geführt wurden. Die meiſten ſind jedoch ſtumpfſinnig und fühlen das Weh, ohne daß es in ihrem Geiſte unverwiſchliche Eindrücke hinterließe. Jallo und ſeine Söhne zeichneten ſich in dieſer Hinſicht aus. Sie vergaßen ihre Schickſale nicht, aber den Haß gegen die Weißen verwiſchten ſie aus ihrem Gedächtniß. Arme Wanderer, welche ſich im Gebirge verirren, oder die der Zufall nach der fernen Schlucht führte, woſelbſt ſie friedlich wohnen, wurden immer mit Gaſtfreundſchaft von ihnen empfangen. Gelehrte, welche die Gebirge durchſtreifen, um dort Schätze für die Wiſſenſchaft zu erbeuten, rühmen das patriarchaliſche Glück der kleinen Colonie, welche Jallo hier angelegt hat und durch eine ſolche Vermittlung ſind wir in Stand geſetzt worden, unſere lieben Leſer mit den Schickſalen Jallos und der Seinigen bekannt zu machen.

Ende.

Digitized by Google

Toussaint l'Ouverture

[illegible]

der Negerau[illegible] in Haiti.

[illegible]

[illegible]torische Erzählung [illegible] und
[illegible]

[illegible]

die Jugend und [illegible]

[illegible]

[illegible]

Philipp [illegible]

[illegible]

[illegible]

Nürnberg
Verlag [illegible] Buchhandlung

Digitized by Google

Touſſaint l'Ouverture

oder

der Negeraufſtand in Hayti.

Eine

hiſtoriſche Erzählung zur Belehrung und Unterhaltung

für

die Jugend und ihre Freunde.

Nach Theodor Mügge

bearbeitet von

Philipp Körber.

Mit einem Stahlſtich.

Nürnberg.
Verlag der C. H. Zeh'ſchen Buchhandlung.

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Der ſchwarze Hirt. Grenaud, der Plantagenaufſeher und Touſſaint.

Auf einem ſchönen Hügel, dem letzten Ausläufer der Mornen von St. Domingo nach dem Meere ſtand ein rieſiger Neger und ſah mit dem dunkeln feurigen Auge über die lachenden Savanen hin, welche ſich, ſo weit das Auge reichte, bedeckt mit Zucker-, Indigo-, Maniok-, Bataten- und Maisfeldern, mit Kaffee- und Pfefferbäumen, mit den rieſigen lachend grünen Piſangpflanzungen, in die unabſehbare Ferne dahinzogen. Der wellenförmige Boden, einzelne ſanfte Hügelketten, deren Seiten und Spitzen mit glänzendbelaubten, rieſigen Bäumen und mit ſchlanken Palmen bedeckt waren, boten das köſtlichſte Bild der reichſten Triebkraft dar, des üppigſten ſaftigſten Pflanzenwuchſes und die weißen glänzenden Wohnungen der Pflanzer, die rauchenden Schlöte der Zuckermühlen, die unter Piſangſtrünken verſteckten Hütten der Neger, oder an andern Orten der prächtige Teppig blumiger Weiden, auf denen die ſchönſten Viehheerden ruhig graſeten und

der lange, sich durch die Unebenheiten des Bodens dahinschlängelnde, von einer ununterbrochenen Rohr- und Baumreihe deutlich bezeichnete Lauf der Bäche, alles dieses gab dem Auge ein so herrliches und reizendes Bild, wie es wohl nirgends in der Welt gefunden werden mag.

Jetzt wendete sich der Neger zur Linken. Da lag vor ihm der weite unabsehbare Ocean. Er schimmerte gleich einem Spiegel von Perlmutter im Sonnenstrahl. Schiffe schwankten hin und her auf seinem breiten wogenden Busen und die grünen Inseln voll wildwuchernder Gewächse, welche gleich kleinen Paradiesen zur Ruhe einluden, gaben der großartigen Einförmigkeit der endlosen Wasserfläche eine malerische Abwechslung und lieferten dem suchenden Auge die schönsten Ruhepunkte.

Nachdem der Schwarze nicht ohne Gefühl für diese herrlichen Scenen lange nach dieser Richtung hinausgesehen hatte, stieg er auf die Spitze des Hügels, von wo aus man eine Ansicht der inneren Gegenden der Insel hat und hier stellte sich ihm ein nicht minder majestätisches Gemälde dar.

So weit der Blick dringen konnte, thürmten sich hier die felsigen Massen des Mornen-Gebirgs waldbewachsen auf. Sie liefen zur Linken und zur Rechten, ein massiger, jäher und steiler Gebirgsgrat in seltsamer und zerrissener und zerklüfteter Form dahin. Steile Vorgebirge stürzten in die See ab, die sich schäumend

an ihrem Fuße brach, so daß der Donnerlaut ihrer Brandung meilenweit im Lande gehört wurde.

Eine ungeheuere finstere Waldung, so alt als die Welt und unberührt von der zerstörenden Hand des Menschen bedeckt diese Berge bis zu ihren höchsten Kuppen. Die Wolken hängen gleich einem Schleier über den Wipfeln der Forste. Der Dunst tränkt ihre Saugegefäße und Wurzeln und der Nachtwind trägt kühle balsamische Düfte unzähliger Blüthenbäume in die lechzenden Thäler herab.

Der Neger stand und sah hinauf in diese finsteren Gebirgsmassen. Dort fand sein scharfer Blick einzelne ferne Thäler, die er mit einem eigenthümlichen Interesse zu suchen schien. Sein Auge maß den Weg bis zu jenen weit im Innern des Landes liegenden Klüften, dann rang sich ein tiefer Seufzer aus seiner Brust, er ließ das kräftige Haupt sinken und stieg langsam zu seinem vorigen Platze herunter.

Die Sonne hatte jetzt ihren höchsten Standpunkt erreicht. Senkrecht fielen ihre Gluthstrahlen auf die heiße Erde und nur die dichtbelaubtesten Bäume warfen einen kleinen schwarzen Schatten. Die windstille Luft zitterte sichtbar über den erwärmten Fluren und in ihren wellenförmigen Fluthen schwankten die fernen Gegenstände wie in einer rollenden kristallenenen Flüssigkeit.

Der Neger, dessen kräftige biegsame Natur, dem

lähmenden Einflusse einer Hitze von vierzig Wärmegraden ohne Nachtheil widerstand, band ein altes seidenes Taschentuch um den wolligen Kopf, und ging, um die ihm zur Aufsicht übergebene Heerde aufzusuchen. Er fand die Thiere um einen Teich gruppirt, wo dichtes Gebüsch und hochstämmige Bäume dem Sonnenstrahl wehrten. Hier lagen die Rinder keuchend an der Erde. Ihre schnellen Athemzüge schienen ihnen keine Erleichterung zu gewähren, denn mehrere derselben erhoben sich matt, um in dem frischen Wasser des Bassins Erleichterung zu finden. Der Hund des Negers, welcher unter einem Busche im Wasser lauerte, sprang jetzt rauschend hervor, um den Rindern zu wehren. Doch der Schwarze lockte das Thier zu sich und trieb die ganze Heerde in das kühle, wohlthätige Element. — Er selbst suchte dann ein schattiges Plätzchen, um sich dort der Ruhe zu überlassen und fiel bald darauf ermüdet in tiefen Schlummer.

Bald hernach schritt aus der im Thale liegenden Plantage ein Mann von widerlichem Aussehen. Auf dem Haupte trug er einen Basthut mit sehr breiten Rändern, die fast seine ganze schmale und ausgemergelte Figur beschatteten. Das weiße Hemd ließ die dürre gelbe Brust, über welche sich die verwelkte Haut gleich verdorbenem Pergament hinzog sehen; die faltige Nankinjacke hing um seine dürrre Gestalt und eine schwere Peitsche lief von der linken Schulter bis unter die rechte Hüfte herab. Weiße leinene Beinkleider und

leichte Schuhe vollendeten den Anzug und verriethen den ſchlechten Geſchmack, wie das brutal blickende Auge und das häßliche verzerrte Geſicht die ſchlechte Denkungsart und den niedrigen Charakter des Mannes zur Genüge anzeigte.

Matt und träg ſtieg der Aufſeher — denn dieſes Amt hatte der Mann auf der Plantage zu verrichten — den Hügel herauf. Sein Mund murmelte Flüche über die Blumen, die er zertrat, über die duftenden Blüthengebüſche, welche ihm den Hut vom Kopfe zu ſtoßen drohten, wenn er ihren Schatten aufſuchte, über alles, was er ſah. Wir wollen unſern Leſern das Selbſtgeſpräch mittheilen, das dieſer würdige Aufſeher während ſeines Ganges hielt.

»Sacré bleu!« rief er giftig, »das iſt ein Leben, wie es die Hunde nicht verdienen. Ordnung ſoll man halten unter dem ſchwarzen Gezücht und die Peitſche nicht gebrauchen! Wo iſt da Verſtand? Die Schufte werden bald merken, daß der Herr ſich ihrer annimmt und ihm ſeine thörichten Anſichten und ſeinen Schutz, den er ihnen angedeihen läßt, durch doppelte Faulheit und Trägheit vergelten. Hat es doch ſchon eine ſolche Beſtie gewagt, mich, Grenaud, den Plantagenaufſeher, zu verklagen, ſich über mich zu moquiren! Mon Dieu, wegen einiger Peitſchenhiebe! Und was war das Ende? Ich wurde verwarnt, zur Milde ermahnt, mit dem Wegjagen bedroht, als ob eine Tracht Schläge ein Mord

wären, ein Verbrechen und als ob dieſe Canaillen nicht blos durch Züchtigungen zur Arbeit gebracht werden könnten und müßten? Aber ſo ſind ſie, dieſe Herren aus Europa. Da kommen ſie her mit überſpannten Ideen von Menſchenrecht, von Freiheit und Gleichheit, von Emancipation der Neger! (Gleichſtellung derſelben mit den Weißen;) »Ha, ha,« lachte der Menſch giftig vor ſich hin, »dieſes ſchwarze Vieh, dieſe Affen emancipiren, welcher Wahnſinn!« Damit wird kein Zuckerfeld beſtellt, kein Kaffee geſammelt und nichts ausgerichtet. Als ob wir das nicht beſſer wüßten, wir, die wir in dieſem Lande geboren, erwachſen und ergraut ſind, und wiſſen, wie man dieſes ſchwarze Gezücht regieren und behandeln muß.«

Während der gallſüchtige und bösherzige Menſch auf dieſe Weiſe ſeinen Geifer gegen die gedrückteſte, elendeſte und ſchutzloſeſte Menſchenklaſſe in der Welt ausſprudelte, die nur von der milden Sonne des gütigen Schöpfers beſtrahlt wird, erreichte er die Kuppe des Hügels, woſelbſt der Neger früher geſtanden hatte und ſah jetzt nach allen Seiten, um die Heerde, welche er hieher auf die Weide geſendet hatte, zu finden. Allein der arme ſchwarze Hirt hatte ſich im Schatten der Gebüſche ſchlafen gelegt und das Vieh ſuchte dort gleichfalls vor der fürchterlichen Hitze Schutz. Er ſah alſo nichts, und war genöthigt, nach dem Gebüſch hinabzugehen und hier nach dem Hirten und ſeinen Pflegbefohlenen zu ſuchen.

Ergrimmt und doch zu gleicher Zeit auf's Höchste erfreut, nun einmal wieder Gelegenheit zu haben, um an einem der gehaßten Schwarzen Rache ausüben zu können, schlich der Grausame den Hügel hinab. Bald sah er die Rinder, wie sie keuchend in dem Dunkel lagen, das die dicht belaubten Zweige der Magnolien und Bambusgebüsche auf den feuchten dampfenden Boden warfen. Erst nach einiger Zeit fand er aber den Neger, der sie hüten sollte und ermattet von der Last einer glühenden Sonne in das Gras gesunken war. Der neben dem Neger ruhende Hund stieß ein heiseres Geheul aus und schlich mit eingezogenem Schwanze in das Dickicht; der Neger erhob schlaftrunken das Haupt, fühlte aber, noch ehe er völlig zur Besinnung kam, schon einen Hagel schmerzhafter Peitschenhiebe, welche der ergrimmte Aufseher auf seinen nackten Leib mit einer schrecklichen Kraft und Geschicklichkeit hinabregnen ließ.

Einen Augenbick suchte der Neger durch mancherlei rasche Wendungen den Streichen seines Peinigers zu entgehen. Aber sogleich fand er seine Besinnung wieder und sprang, wie ein Tieger, auf, um sich auf den Angreifer zu stürzen. Dieser erhob so eben seine Peitsche von neuem, um die kaum begonnene Züchtigung fortzusetzen, als die Dazwischenkunft eines Dritten dem unmenschlichen Auftritt für den Augenblick ein Ende machte.

Der neu Hinzukommende war ebenfalls ein Neger, aber gut gekleidet, wie in jener Zeit in Frankreich die Domestiken herausgeputzt zu werden pflegten. Er trug eine blaue Tuchjacke mit Goldlitzen und rothem Tuch verbrämt. Seine Beine stacken in ledernen kurzen Hosen und schöne Stiefel mit gelben Stulpen an denen große messingene Sporen klirrten, bezeichneten sogleich den Kutscher. Der Kopf des Negers war groß und mit einem Wollhaar bedeckt, das hie und da schon mit Grau untermischt war. Sein Gesicht verrieth Verstand und Einsicht, trug aber in diesem Augenblick das Gepräge einer heftigen Gemüthsbewegung, die er nur mühsam niederkämpfte. Er trat rasch heran, stellte sich zwischen den Aufseher und den Neger, so daß der Erstere von seiner Peitsche nicht mehr Gebrauch machen konnte, ohne ihn selbst damit zu treffen und erhob bittend die Hand, um den noch immer schlagfertigen Aufseher zu beruhigen.

»Gnade, Massa, Gnade für den armen Jallo!« — redete er bittend den Aufseher an.

»Gnade, für diesen trägen Schuft,« schrie der Aufseher. Weßhalb schläft er und macht es sich hier bequem, während die Thiere sich verlaufen oder da im dunstigen Bambusgebüsch auf dem feuchten Boden liegen und erkranken?

»Ich bitt Euch, Massa Grenaud, habt Gnade mit ihm. Ihr wißt, er ist erst seit kurzer Zeit in Breda und kennt noch seine Pflicht nicht genau.«

»So will ich ſie ihm lehren, ich!« ſchrie Grenaud, indem er mit dem kurzen Stiel der Peitſche ausholte. »Auf die Seite, Touſſaint, geh weg, ſag ich!«

Der Kutſcher ſchien den Aufſeher mit den Augen durchbohren zu wollen. Doch behielt er Kaltblütigkeit genug, um nicht unbeſonnen zu ſprechen oder zu handeln. Er blieb alſo ſtehen, legte ſeine Hand ſanft auf den aufgehobenen Arm des Aufſehers und ſprach ruhig:

»Ein Wort noch, Maſſa Grenaud, ein Wort. Ihr habt recht, Jallo hat ſich verfehlt und würde Strafe verdienen. Aber Ihr wißt doch, daß er kaum vom Schiffe kommt, unſere Sprache und Gebräuche, ſo wie auch ſeine Pflicht noch nicht hinlänglich kennt und alles das erſt lernen muß? Ueberdieß habt Ihr ihn ſchon genug gezüchtigt und er wird gewiß nicht mehr ſchlafen. Darum beruhigt Euch, Maſſa, und überlaßt es für dieſesmal mir, ihm ſeine Pflicht einzuſchärfen . . .«

»Unverſchämter, ſchwarzer Schurke, willſt du mir Unterricht ertheilen? mich belehren? mir Verweiſe geben?« ſprudelte Grenaud wüthend.

»Nicht doch, Maſſa« . . . ſagte Touſſaint.

»Bin ich dein Schulknabe, ſchwarzer Schuft? Ich, Grenaud, der Aufſeher?« ſchrie der Ergrimmte wüthend, indem er Touſſaint bei der Bruſt packte, und zur Seite ſchieben wollte.

»Hört mich, Maſſa Grenaud, hört mich, ich will

Euch nicht beleidigen,« rief Touſſaint, der in dem Maße kälter wurde, als Grenauds Hitze zunahm; hört mich, ſchlagt lieber mich, als den armen Jallo, der nicht weiß, weßhalb er gezüchtigt wird. Jedermann ruht während der heißen Mittagsſtunden und Maſſa Bayou de Libertas hat befohlen, die armen Sclaven, welche in der Plantage arbeiten, von 12 bis 3 Uhr ruhen zu laſſen; weßhalb ſollte der Hirt Jallo nicht auch dieſes Recht anſprechen dürfen.

»Hinweg, Touſſaint!« ſchäumte der Aufſeher, der jetzt von Wuth beſinnungslos war und der Stimme der Vernunft kein Gehör mehr geben konnte.

»Nein, Maſſa, ich gehe nicht,« rief Touſſaint entſchloſſen, ich weiß, daß Ihr Vernunft annehmen werdet . . .

Allein der Aufſeher hörte ihn nicht mehr. Der Tyrann, der Peiniger ſeiner ſchwarzen Brüder, erhob noch einmal die Hand und nun traf ſein Schlag zwei Opfer, ſtatt des Einen. Touſſaints Auge blitzte; er fühlte eine heiße verzehrende Gluth. Einen Augenblick lange hatte er Luſt, von ſeiner überlegenen Kraft Gebrauch zu machen. Aber die Vernunft lehrte ihn Mäßigung und er ertrug mit der Gleichmuth eines Philoſophen die unverdiente Mißhandlung.

Der Neger, dem eigentlich dieſe Züchtigung allein zugedacht war, ſtand hinter Touſſaint. Das heiße afrikaniſche Blut kochte in ihm und es hätte nur eines

Winkes von Touſſaint bedurft und Grenaud wäre eine Leiche geweſen. Aber er ſpiegelte ſich an dem erhabenen Vorbild ſeines Freundes und Beſchützers und duldete ſchweigend und ſtumm die Streiche des Aufſehers.

Grenaud hatte erwartet, daß Touſſaint ſich ihm widerſetzen würde, um dieſen ſelbſt in Strafe bringen zu können. Er haßte den Kutſcher grimmig und ſuchte längſt eine Gelegenheit, um ihn bei Herrn von Libertas anſchwärzen zu können. Als aber Touſſaint keine Hand erhob, um auch nur die Schläge der Peitſche zu pariren, hielt er bald inne und wendete ſich mit verlegenem Geſichte ab, um das Marterinſtrument zuſammen zu flechten und über die Schulter zu hängen.

Der Kutſcher blieb ruhig ſtehen und ſah den Aufſeher groß und mit unendlicher Befriedigung an. Sein Geſicht verrieth das Bewußtſein hoher geiſtiger Ueberlegenheit, die er im hohen Maaße vor dem rohen, leidenſchaftlichen Menſchen voraus hatte.

»Nun wohl, Maſſa Grenaud, ich habe Euch nicht gekränkt und Ihr ſchlugt mich. Ihr werdet es nicht läugnen, daß Ihr mich ſchlugt; Ihr könnt es nicht, denn dieſe Mahle — hier deutete er auf mehrere Spuren der Peitſchenhiebe im Geſicht, auf der Bruſt und an den nackten Händen — dieſe Mahle könnt Ihr nicht mehr vertilgen und ſie ſprechen gegen Euch!«

Grenaud antwortete nichts und beſchäftigte ſich mit ſeiner Peitſche.

»Ihr wißt, Maſſa Grenaud,« daß unſer Herr Bayou de Libertas, Euch das Schlagen unterſagt hat, und daß Ihr ihm vorher Anzeige machen ſollt, wenn einer der Neger ſich vergeht. Jallo hat ſich aber nicht vergangen. Er that recht, das Vieh während dieſer Zeit in die Gebüſche zu treiben und die kühle Feuchtigkeit thut den armen Thieren wohl. Auch iſt es kein Vergehen, hier zu ruhen. Jedermann ſchläft um dieſe Zeit, nur Ihr wandelt umher, um an den armen Sclaven, die noch unerfahren ſind und Euch nicht verklagen können, Euren rohen Uebermuth . . .

Bei dieſen Worten drehte ſich Grenaud, der ſchon im Fortgehen begriffen war, von neuem ergrimmt um, und ging in drohender Stellung auf den Kutſcher los.

»Was ſagſt du, ſchwarzer Schurke?« ſchrie er wüthend.

»Ich ſage, daß Ihr euren rohen Uebermuth an den armen Negern auslaſſet, die ſich nicht wehren und vertheidigen dürfen, Maſſa;« rief Touſſaint ruhig, aber mit erhöheter Stimme.

»Elendes, ſchwarzes Vieh!« ſchäumte der rohe Aufſeher, indem er den Kutſcher heftig mit der Fauſt vor die Bruſt ſtieß.

»Schlagt nur, Maſſa, ſtoßt mich, mißhandelt mich, wie Ihr wollt,« rief Touſſaint, der ſeiner faſt nicht mehr mächtig war, wir rechnen ab, heute noch, ich verklage Euch und ich kann mich vertheidigen. Maſſa

Libertas hört mich an, denn er ist gerecht und kein Barbar, wie Ihr!«

Noch standen beide Männer sich gegenüber. Der Aufseher hatte Lust seine Mißhandlungen fortzusetzen und dennoch machte ihn die ruhige besonnene Geduld, mit der sein Gegner alles ertrug, verlegen. Auch kehrte jetzt seine Besinnung zurück und er fühlte, daß er sich übereilt hatte. Doch war er zu stolz und zu sehr vom Vorurtheil seiner Kaste erfüllt, als daß er sein Unrecht eingesehen und dem Neger Abbitte geleistet hätte. Beschämt und verlegen wendete er ihm den Rücken, kehrte nach Breda zurück und ließ Toussaint mit dem Hirten Jallo allein.

Toussaint sah ihm nach, bis er hinter den Zuckerfeldern verschwand. Dann erhob er die Faust, schüttelte sie drohend und rief in der Mandingosprache:

»Ha, Elender, das Maaß deiner Verbrechen füllt sich. Der Tag bricht an, wo du schrecklich dafür büßen sollst. O Gott, wenn du Barmherzigkeit gegen deine armen schwarzen Kinder hast, dann sende Deinen fürchterlichsten Rachegeist, daß er diesen Auswurf der Menschheit vertilge, ehe ihn die Rache der Neger ereilt und ihre Hände von seinem Herzblut rauchen!«

Die drohende Faust erhoben, stand der Neger lange noch. Sein Auge sprühte Feuerflammen. Sein häßliches Gesicht hatte jetzt etwas Majestätisches, Furchterregendes und seine ganze Gestalt trug das Gepräge

der Kraft und eines hohen Edelsinnes, der sich durch die eben erduldete Mißhandlung auf das schwerste gekränkt fühlte. Toussaint war auch wirklich ein ausserordentlicher Mensch. Obwohl als Sclave zu Breda geboren und in seiner Jugend nur ein armer, schwarzer Hirte, gab er doch selbst in dieser traurigen Lage und unter den ungünstigsten Verhältnissen von der Welt, bald Beweise eines ausgezeichneten Verstandes und einer seltenen Herzensgüte. Schon in seiner Jugend verstand er es, die ihm anvertrauten Thiere durch Langmuth und kluge Behandlung so weit zu bringen, daß sie blos auf sein Zureden alles verrichteten, was er wünschte, und was ihnen nur ihr Fassungsvermögen zu thun erlaubte. Aber damit begnügte sich der arme Neger nicht. Er suchte sich von geringen Ersparnissen Bücher anzuschaffen und erwarb sich durch eigenen Fleiß bald Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen.

Dieses wurde bekannt; man staunte über den Eifer des Knaben und bald wurde Herr von Libertas, der Besitzer der Plantage, auf ihn aufmerksam gemacht. Er nahm ihn zu sich in das Haus, gab ihm Lehrer, um zu sehen, was aus diesen schönen Anlagen durch die Unterstützung und Bildung werden würde und Toussaint übertraf bald alle Erwartungen, welche man von ihm hegte. Er erwarb sich eine große Menge nützlicher Kenntnisse, las gerne die Schriften der Alten, besonders die des Weltweisen Epiktet, der selbst ein Sclave war

und dessen Stellung und Denkungsweise, wie letztere besonders in seinen Sprüchen ausgedrückt ist, unserm Toussaint am meisten zusagten; dann die Schriften des Raynal und eine Menge anderer Werke, aus denen er Belehrung schöpfen konnte, und bildete sich so nach und nach selbst zu einem sehr verständigen und tüchtigen Manne aus.

Herr von Libertas ließ ihm manche Erleichterung zu statten kommen. Er nahm ihn als Hausssclaven zu sich, ein nicht unangenehmer Posten für unseren Toussaint, den er auch mit einer Treue und Verständigkeit auszufüllen bemüht war, die ihm bald die entschiedenste Zuneigung und Liebe seines gütigen Herrn erwarb.

So sehen wir, daß ein armer Negersclave Wißbegierde zeigte, ein armer schwarzer Hirte, um den sich Niemand kümmerte, den Niemand zu belehren trachtete, dem im Gegentheil aller Unterricht und alle Ausbildung sowohl durch seine Stellung in der Welt, als auch durch die Verachtung, mit welcher alle Menschen seiner Farbe damals noch von den Kreolen und Europäern behandelt wurden, fast gänzlich vorenthalten und zur Unmöglichkeit gemacht wurden.

Wir sehen, wie dieser arme, nicht besser als das Vieh geachtete Knabe all seine wenigen ersparten Pfennige darauf verwendete, um sich Bücher anzuschaffen. Dann sehen wir ihn draußen bei seiner Heerde das Buch

in der Hand. Erſt muß er ſich die Kenntniß der Buchſtaben und Zahlzeichen erbetteln. Wie oft mögen von rohen Menſchen, wie der Aufſeher Grenaud, ſeine Bemühungen erſchwert und verſpottet worden ſein? Alles das hinderte ihn aber nicht, ſich auszubilden. Bald beſchämt und übertrifft er ſeine weißen Peiniger an Kenntniſſen, flößt ihnen dadurch Achtung ein und erringt ſich unter den ſchwierigſten Verhältniſſen, ohne Unterſtützung Anderer, blos durch ſich ſelbſt eine beſſere Stellung. Dieſes genügt ihm jedoch nicht. Sein Fleiß treibt ihn an, die errungenen Vortheile zu benützen, um immer mehr und mehr zu lernen und ſo wird er nach und nach ein verſtändiger und weiſer Mann, der mit dem Gleichmuth eines Philoſophen das Mißgeſchick und die traurige Lage erträgt, welche er als Sclave zu erdulden hat.

Muß Touſſaint nicht viele von unſern Kindern beſchämen, die in weit glücklicheren Verhältniſſen leben, denen ihre redlichen Aeltern die beſte Gelegenheit darbieten, zu lernen und ihren Geiſt auszubilden, die aber zu träg ſind, als daß ſie davon Gebrauch machen möchten? O, ihr unfleißigen Kinder, die ihr dem Unterricht eurer Lehrer keine Aufmerkſamkeit ſchenket und nichts lernen möget, nehmt euch ein Beiſpiel an dem armen Hirtenknaben Touſſaint und benützt wenigſtens das, was man ſo bereitwillig für euch thut, um geſchickt, verſtändig und gut zu werden.

Touſſaint war aber nicht blos verſtändig, ſondern wir ſehen auch, daß er ein gutes Herz hatte, die Menſchen beſchützte und zu ihrer Vertheidigung willig eigene Mißhandlungen ertrug; daß er arme unvernünftige Thiere nicht quälte, ſondern durch Liebkoſungen zähmte und bändigte. Ja wir ſehen ihn mit Ruhe Beleidigungen und Mißhandlungen erdulden und nach dem Beiſpiele des Erlöſers nicht wieder ſchelten, wenn er geſcholten ward.

Wie viele Menſchen, die ſich Chriſten nennen und gebildet und verſtändig ſein wollen, werden auch in dieſer Hinſicht durch Touſſaint beſchämt! Wie viele Arme leiden bei uns und Niemand nimmt ſich ihrer an! Wie viele Kinder lieben es, arme Thiere zu quälen und zu martern, und verſündigen ſich dadurch gegen ihren Schöpfer! Wie wenige Menſchen wiſſen gleichmüthig Beleidigungen zu ertragen und wie wenige denken bei Kränkungen und Mißhandlungen an den Spruch:

»Rächet Euch nicht ſelber, meine Lieben, ſondern gebet Raum dem Zorn, denn: Die Rache iſt mein, Ich will vergelten, ſpricht der Herr!«

So war alſo Touſſaint ſchon in ſeiner Jugend für Euch ein Muſter und ein Vorbild, ihr lieben Leſer. Ihr werdet noch manches von ihm hören, was Euch wohlgefallen wird. Nehmt es Euch dann zu Herzen und denket: Ich bin ein Chriſt, ein gebildeter, freier

Mensch und kein Sclave; ich will handeln, wie Touſſaint es mir durch ſein Beiſpiel zeigt und mich nicht durch das Vorbild eines Negerſclaven beſchämen laſſen.

Zweites Kapitel.

Die Plantage.

Als der Aufſeher verſchwunden war, wendete ſich Touſſaint zurück und redete Jallo folgendermaſſen an:

»Dulden und entbehren,« ſprach er feierlich in der afrikaniſchen Mundart, welche Jallo verſtand,« dieſes iſt das Loos, welches die Gottheit uns armen Negern auferlegt hat. Doch es wird ein großer Tag der Freiheit anbrechen, bald, ich ſehe ihn! An dieſem großen Tag werden auch wir, mein Bruder, frei und glücklich ſein. Die Peitſche des weißen Maſſa wird dann nicht mehr auf deine müden Glieder ihre blutigen Spuren zeichnen, wenn du ermattet vom Sonnenſtich im Schatten der Gebüſche ſchlummerſt. Aber bis dorthin ſei ruhig, leide ſtill, wie das Lamm, das, zur Schlachtbank geriſſen, unter dem Meſſer des Schlächters blutet und nicht blöckt. Tauſende leiden mit dir gleiche Qualen, ſie ſchweigen und murren nicht. Doch wenn der große

Tag unserer Freiheit anbricht, dann werden sie sich erheben, wie ein Mann! Dann höre auch du, mein Bruder, höre die Stimme, welche dich zum Kampfe ruft und opfere freudig dein Leben für unsere Freiheit!«

Jallo hörte ihn aufmerksam an. Dann sprach er: »Mein Bruder, ich bin noch fremd in diesem Lande. Ich war ein großes Oberhaupt; Hunderte gehorchten meiner Stimme. Nicht durch Krieg und sein Mißgeschick, sondern durch Verrath und schmählichen Ueberfall kam ich in die Gewalt der Weißen. Ich schlief im Schatten meiner Hütte, meine Kinder lagen an meiner Brust. Doch als wir erwachten, waren meine Glieder gebunden und ich war ein verlorner, unglücklicher Mann. Aber ich dulde alles gerne, weil meine Kinder leben, Barka und Jumina, sie, die ich über alles, mehr als das Dasein liebe. Sie sind noch bei mir, ich kann ihre Stimme hören, wenn die Sonne in das Meer hinabsteigt. Ich kann mein Herz durch ihren Anblick stärken, darum leide ich still und mein Mund ist geschlossen. Mein Bruder, nicht ich bedarf des Trostes, sondern die Knaben, die mir das große Wesen geschenkt hat... Darum, wenn Du mir Gutes thun willst, so schütze meine Kinder und Jallo wird Dir dafür dankbar sein!«

Toussaint legte ihm sanft die Hand auf die Schulter. Dann sprach er: Fürchte nichts, mein Bruder. Auch ich habe Kinder und ich weiß also Deine Liebe und Deine Sorge zu würdigen. Mein Auge wacht

über die Knaben und Herr von Libertas, unſer gütiger Beſchützer, ſieht mit Wohlgefallen auf meine Bemühungen, den Kindern Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten einzuprägen. Einſt, wenn wir nicht mehr ſind, wenn unſere Gebeine ſchon unter der Erde ruhen, einſt werden unſre Kinder frei und glücklich ſein. Sie werden ihre Väter ſegnen, die ihnen Freiheit und Menſchenrechte kämpfend errangen.«

Touſſaint ſchwieg lange; ſein Auge ſah ahnungstrunken hinauf in's tiefblaue ſtrahlende Himmelsgewölbe. Der arme Neger, der Mann im bunten Gewande eines Dieners und Sclaven, hatte jetzt etwas Erhabenes und in ſeinem ganzen Weſen prägte ſich eine große Seele aus, die in dieſer häßlichen, unſcheinbaren Hülle wohnte. Jallo erſtaunte; er ſah ihn an und erkannte das höhere Weſen, das in Touſſaint ſchlummerte.

Endlich ergriff Touſſaint ſeine Hand. »Mein Bruder,« flüſterte er, ruhe jetzt unbeſorgt und vergiß, was hier geſchah. Herr von Libertas ſoll nichts erfahren! Sage mir, kann Dein Mund ſchweigen, während Dein Ohr offen iſt. Wird er ſein, wie die Quelle die alles aufnimmt und nichts zurückgibt?

»Rede, Bruder, erwiederte Jallo, ich bin ein Mann, mein Ohr iſt offen und Deine Worte ſollen nicht vergeblich ſein.«

»Heute Nacht, wenn die Eblis durch die finſteren Wälder rauſchen und die Fetiſche wach ſind, werden

Brüder an einem heimlichen Ort sich versammeln. Die Augen der Weißen werden geschlossen sein, aber die Neger werden wachen. Willst Du mit mir gehen, mein Bruder?«

»Jallo ist bereit! sprach der Neger leise. Führe mich in den Tod, wohin Du willst und mein Schritt soll Dir folgen.«

»Es ist gut, mein Bruder. Laß jetzt Deinen Mund verschlossen sein und komm in der Nacht hierher, Toussaint wird nicht fehlen.«

Die beiden Männer sahen sich mit einem langen Blicke an. Dann kehrte Toussaint nach der Plantage zurück und ließ Jallo bei seiner Heerde allein. Jallo kehrte zurück in das Gebüsch, legte sich in den Schatten der Gesträuche und gab seinen Gedanken Raum, bis die Abendsonne ihm die Heimkehr gebot und er die Rinder hinab nach den Stallungen treiben konnte.

Toussaint ging denselben Weg, den der Aufseher vor ihm eingeschlagen hatte. Zwischen Rohrfeldern, wo die Neger jetzt wieder arbeiteten, schritt er schnell dahin. Nach allen Seiten grüßte seine winkende Hand und überall folgten ihm die Blicke der innigsten Liebe und Hochachtung.

Jetzt schallte ihm das Geräusch des Baches, der die Räder der Mühlen trieb, das Zischen der Dämpfe, welche die großen Siedkessel in den Raffinerien ausstießen und das wirre Gelärm all der vielen Arbeiter,

die in den verschiedenen Werkstätten thätig waren, entgegen. Doch das waren ihm bekannte Dinge. Er eilte daran vorüber und trat in dem Augenblick in die prachtvolle Halle, welche Herr Bayou de Libertas vor dem Schlosse angelegt hatte, in welchem der Genannte aus dem kühlen Schlafgemach kam, um in der luftigen Piazza das Mittagsmahl zu genießen.

Toussaint trat mit freundlichem Gruß zu dem Gebieter, der ihn nicht wie einen Diener, sondern vertraulich wie einen Freund empfing.

»Wo warst Du, Toussaint? ich rief vergebens nach Dir;« sprach der Pflanzer.

»Ich ging auf den Hügel, um nach dem Hirten Jallo und seinen Rindern zu sehen, Massa. Zugleich beobachtete ich den Himmel. Wir werden einen schönen Abend und eine noch schönere Nacht bekommen.«

»Wirklich? das soll mir lieb sein, denn so eben erhalte ich durch diesen Brief die Nachricht, daß Freunde aus der Nachbarschaft uns durch ihre Gegenwart erheitern werden,« entgegnete Libertas, indem er seinem Diener den Brief überreichte.

Toussaint nahm das Blatt und hielt es in der Hand.

»Oeffne, Toussaint und lies selbst, Du erspart mir dadurch viele Worte; fuhr Libertas fort, und Du magst darnach Deine Vorkehrungen treffen. Sprich darüber mit dem Dienstpersonale und thue alles, was

Du für gut findeſt; ſpare nichts, ich will, daß meine Gäſte gut und reich bewirthet werden.«

Der Neger öffnete das Blatt und überflog es. Unter mehreren gleichgültigen Namen entdeckte er auch den Namen des Marquis von Borel, eines der heftigſten Republikaner und zugleich der grauſamſten und wüthendſten Negerfeinde. Sein Blick verfinſterte ſich.

Libertas hatte ihn beobachtet und errieth ſogleich, weßhalb Touſſaints Auge einen ſo düſtern Ausdruck annahm.

»Die Grundſätze dieſes Borel ſind nicht die Meinen, das weißt du Touſſaint. Er haßt mich deßhalb, aber ich kümmere mich nicht weiter um ihn und als Gaſt hat er gleiche Rechte, wie die Uebrigen, auf meine Rückſichtnahme. Ich denke, wir verſtehen uns?«

Touſſaint gab das Blatt zurück und verneigte ſich mit freundlichem Lächeln.

»Die Welt iſt groß und die Geſchöpfe Gottes ſind ſehr verſchieden,« ſprach er ruhig. Der häßliche Aasgeier, der blutgierige Falke, wohnen mit dem edlen Schwan, dem bunten Papagei, dem ſtolzen Flamingo unter einem Laubdach. Gott regiert die Gedanken und die Menſchen glauben aus freiem Antrieb zu handeln, während alles, was ſie thun, von einer höheren Hand geleitet und geregelt wird.«

»Ach! Du biſt ein Muhamedaner, Touſſaint, ſagte

Libertas lachend, Dein Glaube an das Fatum *) ist unerschütterlich.«

Touſſaint ſchwieg lächelnd. »Endlich ſprach er: »Bis zu welcher Stunde in der Nacht bedarf Maſſa meiner Dienſte?«

»Willſt Du die Geſtirne ſtudieren, Touſſaint, oder erregt der Anblick des grimmigſten Feindes Deiner Kaſte ſo flammenden Haß in Deiner ſchwarzen Bruſt, daß Du davon verzehrt zu werden fürchteſt?« ſprach Libertas heiter.

»Nicht das, Maſſa Libertas, aber ich habe etwas vor, zu dem ich die Nacht verwenden will, um den gütigen Beſchützer des armen Touſſaint bei Tage nicht ſeines unwürdigen Dieners zu berauben,« entgegnete der Neger, artig auf ſein Verhältniß zu ſeinem Gebieter anſpielend.

»Wohlan, ſo beſorge mir das Mahl und dann geh im Namen aller Fetiſche hinaus in die Wälder, um mit den Nachtgeiſtern Deinen ſchrecklichen Reigen zu tanzen. Adieu!«

Touſſaint empfahl ſich und erſchien bald darauf im Hauſe, um den erhaltenen Auftrag zu beſorgen. Wäh-

---

*) Die Anhänger Muhameds glauben, daß der Menſch keine freie Willensthätigkeit habe, ſondern daß Gott alle ſeine Gedanken und Handlungen leite. Dieſe Theorie wird mit dem Wort »Fatum« bezeichnet.

rend er dieses that und die stillen Räume von den Befehlen, Scheltworten und Arbeiten der Köche, des Kellermeisters und ihrer Untergebenen widerhallte, tönte von außen das Geräusch der Arbeiter und das Geschrei der Neger herüber. Wir wollen unsere Leser durch all' diese verschiedenen Räumlichkeiten in der Plantage hinführen, um ihnen einen Begriff von der Einrichtung und den mannigfaltigen Beschäftigungen der Menschen in diesen Pflanzstätten der kostbarsten Handelsgegenstände zu geben.

Die Plantage Breda war eine der bedeutendsten auf der Insel St. Domingo. Bayou de Libertas, der Besitzer dieser weitläufigen Kulturstrecke und der mannigfaltigen Gebäude, welche zur Bewirthschaftung und zur Zubereitung der rohen Naturstoffe dienten, galt für einen sehr reichen Creolen und der fürstliche Aufwand des Pflanzers diente dieser Vermuthung zum besten Belege.

Vierhundert Neger bearbeiteten die Grundstücke, bedienten die Maschinen, welche in den Fabriken errichtet waren und eine ziemlich große Anzahl von Aufsehern, Faktoren, Commis und andern Gehilfen hielten die Arbeit der Sclaven in gehöriger Ordnung. Man wird sich schwerlich einen Begriff von der Thätigkeit und dem Gewühl machen, wenn man nicht bedenkt, daß all' diese Menschen auch die Bedürfnisse zu ihrem Unterhalte selbst bauen und ärndten mußten und dennoch

jährlich eine Masse von vielen tausend Centnern Rohrzucker, Kaffee, Indigo und andern Colonialwaaren erzeugen mußten. Dabei muß man noch erwägen, daß bei weitem die meisten Neger verheirathet waren, weil Libertas ihnen dieses sehr erleichterte; daß also ganze Dörfer entstanden waren, in denen zusammen mehr als 1000 Negersclaven und Sclavinnen aller Altersklassen wohnten. Alle diese Menschen wurden passend beschäftigt und in Zucht gehalten. Sie wurden mit hinlänglichen Nahrungsmitteln und mit einer Kleidung versehen, wie sie dieselbe bei ihren Arbeiten in der Hitze der tropischen Sonne bedurften. Herr von Libertas mußte ein Pferd besteigen und reiten, wenn er seine Besitzungen besichtigen und seinen Arbeitern nachsehen wollte, denn der Grund und Boden, der ihm gehörte, umfaßte den Raum einiger Quadratmeilen.

Das Haupterzeugniß dieser herrlichen Plantage bildete der Rohrzucker und mit dieser Stapelwaare Westindiens waren, so weit das Auge reichte, die feuchten und darum doppelt fruchtbaren Niederungen bedeckt.

Das Zuckerfeld gewährt je nach der verschiedenen Periode des Wachsthums und der Reife einen bald mehr bald minder angenehmen Anblick. Junges erst im Schuß begriffenes Zuckerrohr hat die Gestalt des Schilfes in unseren Teichen, doch nicht den blaugrünen Ton desselben, sondern eine helle, sehr schöne grüne Farbe. Es ist dem Europäer heimisch zu Muthe, wenn er das

Zuckerfeld in diesem Zustande sieht, denn er glaubt sich an einen europäischen Sumpf versetzt, der mit dichtem Rohr bedeckt ist und das helle Wasser, aus dem die jungen Rohre emporschießen, vermehrt diese angenehme Täuschung. Zwischen den Feldern laufen Dämme hin, welche meist gepflastert, zuweilen auch mit Bruckholz bedeckt sind. Kleine Rinnen, über welche starke Dielen oder steinerne Platten liegen, leiten das Wasser von einem Felde zum andern und man kann so zwischen den sumpfigen Feldern ohne Gefahr, sich zu beschmutzen, spazieren gehen.

In dieser Periode überläßt man das Rohr seinem üppig wuchernden Wachsthum, ohne etwas auszujäten. Deßhalb sprießen die prachtvollsten Blumen und Sumpfpflanzen zwischen dem grünen Zuckerschilf auf und ihre Wohlgerüche verbunden mit dem frischen süßen Geruch des jungen Rohrs machen das Lustwandeln am kühlen Morgen zwischen den Feldern doppelt anmuthig.

Nachdem wir zwischen einigen hundert Morgen dieser jungen Pflanzen hingegangen sind, kommen wir an Felder, wo das Rohr schon die Höhe von fünf bis sechs Fuß erreicht hat. Deutlich zeigt sich der grüne Schaft und an jedem Schuß hängen die breiten Blätter herab. Die Spitze endigt in eine prachtvolle, silberglänzende Fahne, oder einen Blüthenbüschel, der duftend im milden Winde schwankt. Das ist der erfreulichste und lachendste Anblick unter allen Feldern. Nichts

gleicht der Kraft und Ueppigkeit, mit der dieſe jungen ſchönen Gewächſe ſich dem Auge darſtellen. Dicht an einander gedrängt wehen die ſilbernen Büſche in der Luft und unten vereinigt ſich rauſchend das üppige Gewirre der ſaftvollſten Blättermaſſen.

Je größer nun die Hitze wird, deſto ſchneller reift das Rohr, denn ſobald man bemerkt, daß die Schäfte hart und ſchwer ſind, ſo wird der Canal, welcher die Grundſtücke mit Waſſer verſorgt, abgeleitet.

Die heiße Sonne färbt nun bald die grünen Schäfte gelb, die unteren Blätter nehmen vom Sonnenbrand eine braunröthliche Farbe an, das Rohr iſt reif und nun kommen die Neger und ſchneiden es ab. Hart am Boden ſetzt der Sclave ein ſtarkes krummes und ſehr ſcharfes Meſſer an und fällt ſo die ganze Pflanze mit einem kräftigen Schnitt. Die dürren Blätter werden leicht abgeſtreift und der letzte grüne Schuß kommt weg. Er iſt ein vortreffliches Futter für die Rinder.

Jetzt werden die Rohre auf die mit Ochſen beſpannten Wagen geladen, welche inzwiſchen auf den Dämmen hielten und durch dieſe Fuhrwerke in die Mühlen geſchafft. Wir werden ſogleich hören, was dort mit denſelben geſchieht.

Neben den Zuckerfeldern ſtehen große mit Reis bepflanzte Grundſtücke und, wo der Boden trockner iſt, erblickt man weitläufige Anpflanzungen von Mais oder türkiſch Korn, deſſen Fruchtkolben die Dicke eines Man-

nesarmes und die Länge von 1½ Schuh erreicht. Zwischen dem Mais stehen niedrige Bäume mit glänzend grünem Laub und dunkelrothen kirschähnlichen Beeren — es sind die Kaffeepflanzungen. Knaben, Mädchen und Weiber sammeln die reifen Beeren, tragen sie in Säcken auf die Trockenplätze, setzen sie hier dem heißen Sonnenstrahl aus, während andere die trocknen Bohnen durch ein eigenthümliches Verfahren von den Hülsen befreien und reinigen.

Auf sehr trocknem Hügelland steht der kostbare Indigo und die Baumwolle, Gewächse, welche mehr zum Versuch, als wegen ihres Ertrags angepflanzt wurden und die Spitze der Hügel krönt der duftende Pimentobaum, dessen gewürzhafte Körner unter demselben Namen (Piment) bei uns in Materialhandlungen verkauft werden.

Die Dörfer der Neger sind von dem wohlthätigen und prachtvollen Pisang fast ganz verdeckt. Er beschattet mit seinen fußbreiten Blättern ihre niedrigen Wohnungen und liefert ihnen eine wohlschmeckende und erfrischende Speise, wenn sie ermüdet von der Arbeit auf den Feldern heimkehren.

Der starke vom Gebirg herabströmende Bach bewässert nicht nur die Pflanzung und die prachtvollen Wiesen, sondern er treibt auch sämmtliche Räder in den Mühlen und Fabrikgebäuden, durch deren Kraft die Maschinen in Bewegung gesetzt werden. Laßt uns,

ihr lieben Leſer, auch in dieſe Gebäude einen Blick werfen.

In dem erſten Gebäude ſehen wir ſechs Paar eiſerne Walzen. Sie ſtehen aufrecht, jedes Paar fünf Fuß vom andern entfernt. Eine breite kupferne Rinne unter ihnen glänzt blankgeputzt hervor. Die eine ganz offene Seite des Gebäudes iſt faſt völlig verdeckt von Rohrmaſſen, welche hierher gebracht werden, denn ſobald ſie geſchnitten ſind, müſſen die Rohre in der Mühle ſogleich ausgepreßt werden, damit das ſaftreiche Mark derſelben nicht verdirbt.

Dumpf tönt der Geſang der Neger durch das Geraſſel der Triebräder und das Brauſen des Waſſers. Ein durchdringender Tabacksdampf iſt der Naſe läſtig. Auf dem Hofe liegen zum Trocknen weit ausgebreitet die ausgepreßten Rohre. Sie müſſen an der Sonne dörren, um als Feuerungsmittel zu dienen. Jetzt wollen wir eintreten.

Eine Reihe von Negern reicht die Rohre zu und an den Walzen ſteht eine zweite Reihe, um die Rohre durchlaufen zu laſſen. Auf der andern Seite werden die ausgepreßten Rohre von andern hinweggenommen und auf Haufen geworfen, von wo aus ſie mit Karren auf den Platz vor dem Hauſe gebracht werden. Die Neger müſſen ſingen und Tabackrauchen, um ſich munter zu erhalten, denn hier wird zu der Zeit der Zuckerrohrärndte Tag und Nacht gearbeitet und das einfache

Geschäft erfordert die höchste Vorsicht. Wehe dem Armen, dessen Finger von den Walzen ergriffen wird. Sogleich ist derselbe zerquetscht, dann folgt die Hand, der Arm und . . .

Doch für den schrecklichsten Fall steht der Aufseher dabei und ihm ist ein schweres scharfes Beil zur Hand. Beim ersten Schrei springt er herzu und ein Schlag trennt die zerquetschte Hand oder den Arm vom Körper. Nicht selten muß dieses fürchterliche Rettungsmittel angewendet werden, dafür finden sich mehrere Krüppel, welche eine Hand oder einen Arm verloren haben, auf der Plantage Breda. Sie müssen jetzt als Fuhrleute ihr Brod verdienen.

Im nächsten Gebäude, wohin durch die kupferne Rinne der ausgepreßte Saft geleitet wird, sind die ungeheueren Kessel, woselbst er kocht. Der Qualm ist hier unausstehlig und der heiße Steinboden verräth die unterirdische Flamme, deren Kraft die mächtigen kupfernen Gefäße zum Kochen bringt. Mit großen hölzernen Löffeln wird der Schaum und gährende Unrath abgeschöpft, dann werden die mit Kalk versetzten Zuckermassen noch durch mehrmaliges Reinigen bis zur Muskovade, dem sogenannten Thomaszucker destilirt. Der klebrige und braunwässerige Theil, welcher keine sandartige trockene Gestalt annehmen will, tropft auf den Rösten ab und bildet den Syrup. Dieser und andere Abfälle kommen in die Destilirkolben und auf diesen wird der

Rum abgezogen, welcher häufig in Europa ſtatt des reinen und — wenn mäßig genoſſen — geſunden Arracks verkauft und gebraucht wird.

Wir kehren jetzt zurück zum Schloſſe des Herrn von Libertas. In dem kühlen köſtlich eingerichteten Geſellſchaftsſaale finden wir alles zum Abendeſſen auf das Einladendſte vorbereitet. Die Gäſte dürfen nur kommen, denn Touſſaint hat ſeine Pflicht mit aller Umſicht eines erfahrnen und gut belehrten Haushofmeiſters erfüllt. Der köſtliche Madeira kühlt in den mit eiskaltem Waſſer gefüllten kupfernen Gefäßen und die prachtvollſten Früchte der heißen Zone liegen auf ſilbernen Credenztellern, um den Gäſten zum auserleſenen Nachtiſch zu dienen.

Jetzt eilt ein Neger auf ſchaumbedecktem Roß heran, um Herrn Bayou de Libertas von der Ankunft ſeiner Gäſte zu benachrichtigen. Schon bricht die kurze Dämmerung an, als fünf Reiter in den Vorhof des Schloſſes ſprengen, wo ſie der Hausherr, je nachdem ihn mehr freundſchaftliche Bande oder blos die Rückſichten, welche angeſehenen Perſonen unter allen Verhältniſſen erzeigt werden, an dieſelben knüpfen, entweder mit kurzem vertraulichem Gruß, oder mit vornehm ſteifer Ehrenbezeugung empfängt.

Mehrere dieſer Herren ſind wir genöthigt, noch öfter im Laufe dieſer Erzählung unſern Leſern vorzuführen. Der Marquis von Borel, Herr von Charmilli

und de Chapelet, ein Offizier der Sapeure, den das letzte aus Europa angekommene Regierungsschiff nach Hayti brachte, werden wir im nächsten Kapitel kennen lernen.

Sobald diese Gäste das Haus des Herrn von Libertas betreten hatten, verließ Toussaint dasselbe, um sich nach der Hütte zu begeben, welche von dem Neger Jallo und seinen beiden Söhnen bewohnt wurde.

Er kam bald dort an. Einige riesenmäßige Pisangstrünke verdeckten seine kleine und unansehnliche Gestalt, ehe die Bewohner der Hütte ihn gewahr werden konnten. Toussaint sah vier junge Neger, welche eifrig sich mit einem ihm wohlbekannten Buch beschäftigten. Es war dieses Buch sein Eigenthum, seine beiden Söhne lasen den Kindern des Jallo einige Stellen aus einer französischen Ausgabe des neuen Testamentes vor und bemühten sich, den Knaben, welche nur mühsam die französische Wortfolge verstehen konnten, so gut als es ging, den Sinn derselben zu verdeutlichen. Barka und Jumina hatten allerdings durch den Umgang mit Toussaints Kindern in der kurzen Zeit ihres Aufenthalts sehr rasche Fortschritte gemacht, doch blieb noch sehr viel übrig, bis sie dahin gelangten, das ihnen völlig fremde Idiom völlig verstehen zu können. Leichter und schneller begriffen sie die Negersprache, ein Gemeng afrikanischer und französischer Worte, welches unter den Sclaven gebräuchlich ist und das sie durch die Noth-

wendigkeit, sich ausdrücken zu lernen und durch den Umgang mit Andern ihres Gleichen sehr rasch auffassen und behalten.

Nachdem Toussaint einige Zeit zugehört hatte, trat er zu den Gefährten und lobte die einen wegen ihres Lehreifers und die andern wegen ihrer Wißbegierde. Die Knaben fühlten sich nicht wenig dadurch ermuntert, denn Toussaint galt schon damals für den weisesten Neger im Domingo und der Ruf von seiner Gelehrsamkeit und seinem scharfen Verstand war weit und breit gedrungen.

Als er nach Jallo fragte, berichtete Barka, daß der Vater noch einen Gang nach dem nahen Gehölz vorgenommen hätte. Toussaint wußte also, daß er ihn auf dem bestimmten Platze treffen würde, verließ seine jüngeren Standesgenossen nach kurzem Gruß, und schritt hinaus, um die Umzäunung, in welche die Neger jede Nacht eingeschlossen wurden, zu verlassen.

An der Thüre entdeckte er im Dunkel die Gestalt eines Mannes, der mehrere große Hunde an der Leine hielt und das Thor so eben schließen wollte. Dieser Mensch rief ihm Scheltworte und Flüche entgegen und befahl ihm, in der Umzäunung zu bleiben. Toussaint erkannte ihn an der Sprache und schritt unbekümmert um seine Drohungen auf die Pforte zu.

Der Aufseher ergrimmte und riß die Peitsche herab, um seinen Worten Nachdruck zu geben. Aber Toussaint

ſtand ihm jetzt gegenüber. Es war Grenaud, der ihn Mittags erſt mißhandelt hatte.

»Was haſt du noch um dieſe Stunde hier zu ſchaffen, nichtsnutziger Tagdieb?« ſchnaubte er Touſſaint an.

»Darnach habt Ihr nichts zu fragen, Grenaud, ich werde dem Herrn darüber Rechenſchaft geben;« entgegnete Touſſaint ruhig, indem er dem Aufſeher ganz nahe trat.

Grenaud wußte nicht, was er auf dieſe trotzige und mit Kälte ausgeſprochene Bemerkung antworten ſollte. Er ſprach alſo:

»Geh aus dem Wege und hindere mich nicht, mein Geſchäft zu verrichten.«

»Das werde ich nie, wenn Ihr dabei eure Gewalt nicht mißbraucht und arme ſchutzloſe Sclaven nicht mißhandelt, Herr Grenaud;« entgegnete Touſſaint, ſchon im Fortgehen begriffen.

Der heimtückiſche Franzoſe ſchloß zähneknirſchend das Thor, dann hetzte er die Hunde dem in die Nacht hinausſchreitenden Touſſaint nach. Die Thiere ſchoſſen wie der Pfeil von der Sehne fort und holten den rüſtig vorwärts ſchreitenden Neger bald ein. Aber ſtatt ihn anzufallen, ſprangen ſie freundlich wedelnd an ihm empor und ſchienen Luſt zu haben, ihn bei ſeinem Gang zu begleiten. Touſſaint lächelte über die niedrig grauſame Sinnesart ſeines Gegners, ſchmeichelte den Thieren

und führte sie zu Grenaud zurück, der mit offenem Munde die ihm unerklärliche Zutraulichkeit seiner grimmigen Begleiter wahrnahm.

»Ihr seht, Herr, daß es umsonst ist, mir schaden zu wollen. Es gelingt Euch nicht, darum unterlaßt Eure Versuche, denn glaubt mir, eher würden die Thiere Euch zerreißen, als daß sie mir irgend Schaden zufügten.

»Verdammter Hexenmeister!« schrie Grenaud, der nach diesem seltsamen Vorfall und mit durch Aberglauben verfinstertem Gemüthe nicht den mindesten Zweifel in Toussaints Aussage setzte.

»Nicht doch, Grenaud;« sagte der verständige Neger, »hier geht alles mit natürlichen Dingen zu; aber Ihr könnt doch etwas dabei lernen, wenn Ihr wollt, nämlich: daß man weder von Menschen, noch selbst von unvernünftigen Thieren Schlimmes zu befürchten hat, wenn man ihnen nie etwas Böses, sondern immer nur Gutes erweiset. Das merkt Euch, und thut darnach, damit Ihr es nicht in kurzer Zeit bitter bereuet, meinen Rath nicht befolgt zu haben.«

Hiemit überließ er den ergrimmten Aufseher seinen Betrachtungen und war binnen kurzer Zeit hinter den nächsten Gebüschen im Dunkel der Nacht verschwunden.

Drittes Kapitel.

Zwei sehr verschiedene Gesellschaften.

Um den prachtvoll bestellten Tisch des Herrn von Libertas reihten sich die Gesellschafter, welche ihn mit ihrem Besuch beehrt hatten. Der Nachtisch stand aufgetragen und der köstliche Madeira und Capwein begeisterte die heißblütigen Creolen und löste den Mantel ruhiger Verschlossenheit, welchen sie im Anfang des Mahles behauptet hatten. Der Offizier de Chapelet, ein junger, feingebildeter und tüchtiger Kriegsmann, war so eben aufgefordert worden, den Zustand des in fürchterlicher Aufregung befindlichen Mutterlandes zu schildern. Wir geben unsern Lesern nur den Schluß seiner Rede, in dem er alles kurz zusammenfaßte. Er endigte:

»Was läßt sich nach diesen Vorfällen erwarten? Das Volk hat seine Gewalt erkannt und der König ist zu mild, zu nachsichtig gewesen, um die Menschen, welche gegenwärtig die Sache auf die Spitze treiben, zu züchtigen und den Aufruhr durch Waffengewalt zu unterdrücken. Als es schon zu weit gekommen war, suchte der König zu entfliehen. Aber er wurde verrathen und dieser Versuch ist sein Untergang. Man

hegt in Frankreich die düſterſten Beſorgniſſe, denn die Revolte wird von Tag zu Tag unbändiger, die Frevelthaten mehren ſich, das Recht wird mit Füßen getreten; es fließt viel Blut und Niemand wagt es, den heftigen und fürchterlichen Menſchen, welche an der Spitze ſtehen, Widerſtand zu leiſten. Das Leben des Königs ſteht in Gefahr. Ja, meine Herren, König Ludwig der Sechzehnte wäre hier in der Hütte jedes Negerſclaven ſicherer, als in der Hauptſtadt Frankreichs, wo ihm ſeine Freunde nichts nützen können nnd ſeine Feinde darauf hin arbeiten, ihm, nachdem ſie ihm die Krone entriſſen, auch das Leben zu rauben.«

»Mein Gott,« rief Libertas erſchreckt und entrüſtet was denken denn die Bürger, jene große Maſſe, jene Millionen gut geſinnter und treuer Franzoſen, daß ſie dieſem Treiben ruhig und faſt theilnahmlos zuſehen?«

»Die Furcht, mein verehrter Gaſtfreund, die Furcht hält ſie im Zaume; ſie fürchten die Guillotine, unter deren Beil täglich hunderte von Köpfen fallen.

»Und die Armee, die dem König Treue ſchwur?« rief Charmilli ſpöttiſch.

»Die Armee kämpft an den Grenzen, gegen die Heere von Preußen und Oeſterreich und gegen die Emigranten, welche in ihr Vaterland den blutigen Bürgerkrieg ſchleudern wollen,« entgegnete Chapelet ſehr ernſt.

»Die Garden aber, jene alten Regimenter, welche zum Schutze der Perſon des Königs da ſind . . .?«

»Es gibt keine Garde mehr, keine Schweizertruppen. Sie ſind ermordet, von zügelloſen Volkshaufen hingeſchlachtet worden und der König mußte es ſelbſt gutheißen, daß man ſeine treueſten Freunde hinopferte.«

»Schrecklich!« riefen Libertas und Charmilli.

»Noch iſt das Maaß des Elends und der Schrecken nicht erſchöpft, meine Freunde. Möge Gott Frankreich vor ſich ſelbſt und den inneren Feinden ſchützen, denn die Fremden hat es nie gefürchtet oder zu fürchen Urſache gehabt,« endete Herr von Chapelet.

»Dieſer Zuſtand iſt allerdings ſehr ſchlimm und beklagenswerth,« ſprach der Marquis von Borel; allein auch wir leiden durch den Wahnſinn jener thörichten Menſchen, welche Frankreich in alle Schauer der Anarchie und der gräßlichſten Verwirrung ſtürzen.

»In wie ferne, mein Herr?« entgegnete der Offizier.

»Das iſt klar,« rief Borel heftig; jene Narren dekretiren in Paris die Freiheit unſerer Sclaven. Sie ertheilen dieſen Creaturen gleiche Rechte mit uns und denken nicht daran, daß dieſe ſchwarze Brut von uns theuer erkauft, daß ſie unſer wohlerworbenes Eigenthum iſt und daß man uns vorher entſchädigen, uns andere Arbeiter geben müßte, die unſere Plantagen und Felder bearbeiten könnten, ja daß man alles, ſelbſt die Natur und das ſtumpfe Weſen dieſer Halbmenſchen ändern müßte, wenn man dieſe tolle Idee verwirklichen wollte. Die Freiheitshelden in Paris ſind Narren, die man in's

Irrenhaus sperren sollte, um dort ihre Tollheit und Schwärmerei auszuschwitzen!«

Alle schwiegen bei dieser heftigen und gefährlichen Rede. Endlich entgegnete Chalepet:

»Ich höre hier eine andere Sprache. Es ist gut, Herr Marquis, daß der atlantische Ocean zwischen Ihnen und dem Nationalconvent von Frankreich rollt.«

»Für wen, mein Herr,« entgegnete der heftige Creole, für mich, oder für jenen Clubb von Tollhäuslern?«

»Ich glaube, zunächst für Sie und uns alle, die wir hier sind, Herr Marquis,« rief der junge Mann scharf auf Borel blickend; »denn diese Ansichten, die wir hier aussprechen, führen in Frankreich unter das Beil des Henkers.«

»So wissen Sie denn, mein Herr, daß ich und die meisten Colonisten und Grundbesitzer diese unsere Ansichten an den Convent unverholen berichten werden. Ja mein Herr, wenn Frankreich uns ruiniren und unserer Rechte berauben will, so haben wir Nachbarn in Jamaika, die es besser verstehen, sie zu beschützen.«

»Was meinen Sie, Herr Marquis?« rief Chapelet erstaunt, Sie werden doch nicht Hülfe bei England suchen wollen?

»Hülfe nicht allein,« mein Offizier, »denn England wird uns mit Bereitwilligkeit entgegen kommen, wenn wir uns ihm anschließen wollen;« sprach Borel laut.

»Das iſt Verrätherei, Herr Marquis, rief der Offizier entrüſtet.

»Mäßigen Sie ſich, mein Herr Offizier,« ſprach Borel kalt.

»Nein, mein Herr, ich kann es nicht anders bezeichnen. Ich bin Offizer von Frankreich und ich diene meinem Vaterlande, mag es regiert werden, wie es wolle, aber nicht dem Poſſenſpiele und dem blinden Haſſe der Faktionen und Kaſten.

Borel wurde blaß. Die Gluth eines heißen, flammenden Gemüthes war am Ausbruch und nur durch die Dazwiſchenkunft eines Dritten wurde der fürchterliche Zorn des ſchwer Gereizten zurückgehalten.

»Vergeſſen wir, meine Freunde, was hier abweichende Anſichten durch ihren Zuſammenſtoß laut aus der gereizten Bruſt tönen ließen. Sprechen wir von der Sache ſelbſt. Sie werden nicht läugnen, Herr de Chapelet, daß unſer aller Leben und Eigenthum durch das Dekret des Convents, in welchem plötzlich alle Neger in Freiheit geſetzt ſind, in der drohendſten Gefahr ſchwebt. Wir ſind dadurch preißgegeben dem Haſſe und der blinden Wuth einer Maſſe von 500000 Barbaren, die nur durch die Furcht im Zanme gehalten worden ſind. Ja wir leben auf einem Vulkan, der ſchon donnernd und zuckend ſeinen Ausbruch ankündigt. Was können jene Menſchen zu unſerm Schutze thun, wenn die Neger ihre Ketten ſprengen und uns wenige Creolen, die wir ihrer erſten blinden Wuth nichts, als

Ergebung, oder einen ohnmächtigen, und darum nur noch gefährlicheren Widerstand entgegen zu setzen haben, hinschlachten und morden?«

»Liegen nicht im Cap sechstausend Franzosen zu Ihrem Schutze? Und vertrauen Sie so wenig auf den Edelmuth glücklicher Menschen, deren Ketten plötzlich zerbrochen sind und die darum Dankbarkeit und andere schöne Gefühle nur um so fester mit Ihnen verknüpfen werden?

»Man sieht, daß Sie die hiesigen Verhältnisse nicht kennen, Herr Offizier«, rief Charmilli spöttisch. »Die Neger betrachten uns als ihre erbittertsten Feinde und ich würde selbst meinem Diener, der mit mir aufgewachsen ist, und dem ich von Kindheit auf nur Gutes erwieß, nicht trauen, wenn es zum gefürchteten Aufstande käme!«

»Weßhalb setzen Sie nicht selbst Ihre Neger in Freiheit?« fragte der Offizier. Thun sie es und erwarten sie dann von dieser Edelthat ruhig den Erfolg.«

»Wer bezahlt mir aber mein Kapital, rief einer der Gesellschafter. Ich habe auf meiner Plantage fünf hundert Neger und habe fast 70000 Thaler für ihren Ankauf ausgegeben.«

»Mit Freuden wird jeder von Ihren Sclaven seine Schuld durch Arbeit tilgen. Ja mein Herr, Sie sind nur Gläubiger und haben in Ihren Negern Schuldner, welche ihre Schuld an Sie abtragen müssen, rief

de Chapelet. Die Vernunft, das Recht und die Billigkeit lassen diese Sache aus keinem andern Gesichtspunkte betrachten.«

»Glauben Sie das, mein Herr? fragte Borel höhnisch. O nein! die Sclaven haben es bequemer. Es ist viel angenehmer, eine Schuld nicht zu zahlen, als Jahre lang hart und schwer zu arbeiten, um die nöthige Summe dazu aufzubringen. Wer zwingt sie denn, das Kapital, welches wir für sie ausgelegt haben, uns wieder zu geben, wenn sie es nicht thun wollen?«

»Frankreich wird Sie in Ihrem Rechte schützen, gleich wie es seine Rechte gegen alle Angriffe der Faktionen und der Feinde vertheidigen wird,« sprach der Offizier stolz.

»Sie weisen uns an die Großmuth Frankreichs, das jetzt unsere Rechte schützen soll, während wir durch dasselbe gekränkt und geschädigt werden, sprach ein anderer. Nein, nein, unser Vertrauen ist erschüttert; wir können da nicht an Billigkeit und Recht glauben, wo wir mit Ungerechtigkeit und Verletzung unseres Eigenthums bedroht werden.«

»Welche Absicht auch der Convent haben mag, — ich läugne nicht, daß den Gedanken an die Freiheit der Neger allerdings ein edler Mann faßte, dessen Absicht rein und gut war — sprach Libertas, aber ich wiederhole es, welche Absicht auch der Convent haben mag, hier ist man der Zeit unnatürlich vorangeschritten. Die

Neger müßten erſt gebildet und geſittet gemacht werden, denn die Freiheit können nur geſittete und gebildete Menſchen genießen.«

»Weßhalb thut man nichts für ihre Bildung? Haben ſie nicht gleiche Rechte mit allen Menſchen? Oder gab ihnen der Schöpfer keine Vernunft, keine unſterbliche Seele, wie uns?«

»Genug, mein Herr, lernen Sie erſt dieſe Beſtien kennen,« ſprach Borel voll Haß, »dann reden Sie von Bildung, Sitte, von Menſchenrechten, von Vernunft und all dem Unſinn, den die Pariſer Narren in die Welt hineinſchwätzen. Die Feſtigkeit unſerer Nationalverſammlung in Leogane hat jene ſchändlichen Beſchlüſſe des wahnſinnigen Convents verworfen; wir werden Mittel finden, unſere Sclaven in Ketten zu halten und uns gegen unſere Feinde in Frankreich zu ſchützen. Sehen Sie hin auf die Farbigen. Dieſe Vipern haben ſich empört, Pflanzungen ſind verwüſtet, Greuelthaten aller Art verübt worden. Die Schaaren des Rigaud ſtehen noch unter Waffen, man hat Lager errichtet, im Süden tobt der offene Kampf und hier im Norden der Inſel halten wir nur mühſam den Aufruhr gefeſſelt. Alles dieſes iſt das Werk Frankreichs, des mütterlichen, das uns Liebe heuchelt, während es uns den Dolch in das Herz bohrt.«

»Borel hat recht,« rief einer der Pflanzer erhitzt, doch gibt es ein ſicheres Mittel, uns zu bewahren und

mehr als Einer hat schon daran gedacht. Seht hinüber nach Jamaika; dort stehen zehntausend Engländer, dort liegt eine tüchtige Flotte. Man scheint nur zu warten, bis wir rufen.

»Wer wagt es, den französischen Namen zu entehren?» rief de Chapelet mit wilder Leidenschaft.

»Ich! rief Borel.« Frankreich hat sich selbst entehrt, denn es hat uns leichtsinnig ins Verderben gestürzt und Sie werden doch zugestehen, daß wir das Recht haben müssen, uns zu helfen, wie wir können?

»Durch die Fremden? rief der Offizier verächtlich, durch die ewigen Feinde unseres Vaterlandes? Ist Frankreich nicht stark genug, sich selbst zu schützen? Oder achten Sie sechstausend französische Krieger in der Capstadt für Nichts?

»Was sind sechstausend Menschen, die das Klima nicht vertragen können und schon jetzt zur Hälfte durch Krankheiten dienstunfähig sind, gegen eine halbe Million grimmiger Feinde, die nichts von Kriegsrecht wissen und in thierischer Wuth weder Tod, noch Teufel scheuen? sprach Charmilli spöttisch.

»Schützen Sie sich selbst, mein Herr, rief Borel kalt und verächtlich, Sie werden alles bedürfen, um das eigene Leben zu retten!«

»Laßt sie in Frankreich dekretiren, was sie wollen, rief einer der Pflanzer, wir sind stark genug zur Bewahrung unserer Rechte. Bilden sie

dort eine Republik, so können wir in Domingo dasselbe thun . .«

Alle geriethen in wilde Aufregung; jeder sprang auf; Drohungen, wildes Durcheinander, Schwüre und Geschrei — so endigte das Gespräch.

Endlich sagte de Chapelet einige Worte zu Herrn von Libertas, dann stand er auf, ergriff den Hut; man schwieg jetzt.

»Ich sehe, es steht hier schlimmer, als wir in Frankreich dachten. Ich bin nicht berufen, der Regierung Nachricht von ihren Gesinnungen zu geben, doch kann ich mit Ihnen und Ihren Ansichten nie etwas gemein haben. Leben Sie wohl, meine Herren!«

Bei diesen Worten sah er die Creolen ernst und fast der Reihe nach an, dann begrüßte er Herrn von Libertas und verließ das Gemach, um sich zu Pferd in Begleitung einiger Diener nach der Capstadt zu begeben. Die Gesellschaft war zerstört und nach wenigen Worten, welche von Libertas zur Beruhigung gesprochen wurden, verließen alle das Zimmer, um nach ihrer Heimath zurückzukehren.

* * *

Ein wildes Gebirg erfüllt das Innere von Hayti. Es sind die Mornen, welche ihre Felsenhäupter zackig gen Himmel erheben. Ungeheuere Stämme ragen in das stille Mondlicht der Nacht und wiegen die stolzen Kronen voll fremder seltsamer Blüthen und voll bunter

unbekannter Geschöpfe und unter ihnen dehnt sich die tropische Pflanzenwelt mit ihren prachtvollen und üppigen Formen. Die Strasse führt über steile Bergpässe und durch enge schauerliche Schluchten in den spanischen Theil der Insel. Aber keine Grenzmark bezeichnet die Trennung in der Wildniß. Der einsame Reisende treibt das müde Maulthier scheuen Blicks die jähen Pfade hinauf und hinab und schlägt ein Kreuz, wenn seltsame Töne, das Heulen des Sturmes in den Schluchten, die brechenden Zweige und Stämme des Urwaldes, Stimmen, welche der Sage nach ermordeten Caziken und Heidenpriestern gehören, in sein furchtsames Ohr schallen.

In der Stille der Nacht hört man dumpfen unterirdischen Donner oft die Thäler erschüttern und Flammen steigen aus der Tiefe. Oede und wild steigt Gipfel an Gipfel auf. Mitten durch die waldigen Berge stürzt ein Strom von Klippe zu Klippe. Bald sammelt er seine Wasser in breiten Becken, auf welchen ungeheuere Blätter und Blumenkelche schwimmen, in lautloser Einsamkeit Flamingos und rothe Wasserhühner baden, Cypressen und duftende Gesträuche spielend die Blüthenbüschel in seinen Spiegel neigen und der gierige Kaiman sein weinerliches Geschrei erschallen läßt; bald brüllt er donnernd auf in den Schlünden.

Schwarz und zackig starren an einer Stelle die Felsen empor und zwischen ihren hohen Wänden donnert der **Grand Rivière**. Ein jäher Felsen hängt über ihm

und deckt ihn mit Nacht. Oben liegt eine breite Platte, die Teufelskanzel genannt und ihr vorspringender Rand wird vom Mondlicht beglänzt. Unten wuchert dichtes Gestrüpp. Lianen in tausend Geflechten stricken ein Netz um die Tulpenbäume und den Acajou; gelbe Haubeneulen und große Fledermäuse schwirren allein in der nächtlichen Finsterniß. Gerade unter diesem Felsen ist ein höhlenartiger Raum, geschützt durch den Ueberhang. In der Tiefe vor ihm stürzt der Strom zwanzig Fuß hoch hinab und von seinem dumpfen Donner zittern diese starren Rippen der Erde. Wenn man die Höhle durchforscht und um einen Felsenvorsprung tritt, zeigt sich ein zweites kleineres Gewölbe. Hoch und schwarz sind die Wände, grüngelbes dichtes Bartmoos hängt da und dort von den Stalaktiten nieder und leise klingend fällt Tropfen nach Tropfen von der zerrissenen Wölbung.

In diesem Schlunde brannte ein helles Feuer und sein Schein beleuchtete einen Halbkreis von schwarzen nackten Gestalten, welche dämonenartig auf Felsentrümmern hockten, oder, Statuen gleich, unbeweglich und schweigend an den Felsenwänden standen.

Mitten in diesem Kreise halbnackter Wilden standen einige Männer, deren europäische Kleider und weiße Gesichter einen seltsamen Gegensatz zu ihren schwarzen Gefährten bildeten. Die Flamme blitzte auf der goldgestickten Uniform eines Offiziers; ein zweiter zeigte

sich in der schwarzen Tracht eines Geistlichen; ein dritter Mann von plumper derber Gestalt trug die Kleidung eines Seemannes und der doppelte Anker auf seiner Schulter bewieß zur Genüge, daß er diesem ehrbaren Stande angehörte. Sein schmales wettergebräuntes Gesicht trug den Ausdruck von Muth, Härte und berechnender Schlauheit.

Diesen Männern gegenüber stand ein Neger und unser alter Bekannter Toussaint. Hinter beiden reihte sich die Masse der Schwarzen an die feuchten Wände. Alles hörte aufmerksam dem Gespräche zu.

»Wir sind einig,« endigte der spanische Offizier, der von seiner Regierung als Agent oder Unterhändler an die Neger gesendet worden war, »und ihr dürft Euch der Unterstützung von Spanien versichert halten.«

»Einig, Massa,« entgegnete der Neger, »aber noch nicht ganz; Ihr wißt, daß es uns an Waffen fehlt, an Munition, mit einem Worte an allem, womit man Krieg führen kann. Wenn es Spanien mit uns und unserer Sache gut meint, wohlan, so sende man uns das Nöthige und wir wollen uns gern verpflichten zum Ersatze, sobald wir es zu thun im Stande sind.«

»Es ist nicht möglich, mein Freund, wir können nicht, weil uns dazu die nöthigen Mittel fehlen« — entgegnete der Offizier. »Ihr müßt Euch in diesem Punkte selbst helfen und ich denke, es wird sich im Gebiete genug Geld finden, um das Nöthige anschaffen zu können.«

»Also will Spanien uns ohne das mindeste Opfer, ohne die nöthige Unterstützung lassen?« rief Toussaint unmuthig. »Wir sollen alles selbst thun? In der dürren Wüste sollen wir Brunnen graben, damit Ihr desto bequemer Euch mit ihrem Wasser laben könnet? Nein, das sei ferne, die Früchte unserer Arbeit wollen wir selbst genießen, Sennor.«

»Hier ist ein Mann, der eine Ladung von viertausend Flinten hat« sprach der Geistliche zu den Negern, welche still und düster umherstanden.

»Kapitain,« sprach der Spanier zu dem Seemanne, der mit kaltem Blick diesem Gespräch zugehört hatte, »unter welchen Bedingungen wollt Ihr Eure Ladung an unsere Freunde ablassen?«

»Um Geld ist alles zu haben,« entgegnete der Seemann kalt.

»So laßt Eure Ladung im Fort Dauphin landen,« sprach der Spanier dringend.

»Nicht einen Flintenlauf« rief der Amerikaner lachend.

»Und weßhalb nicht, rief der Spanier verwundert, Ihr hattet es doch zugesagt?«

»Ganz recht, Sennor, doch jetzt, nachdem ich selbst gesehen, wie die Verhältnisse sind, kann und will ich mein Wort nicht halten.«

»Wie, Ihr zieht Euch zurück? rief der Priester entrüstet. Hat nicht Don Alonso Euch sein Wort als

Bürgschaft angetragen und sich erboten, die Wechsel zu unterzeichnen?

»Ja, Vater, das ist geschehen, aber man sagte mir, daß ich hier Leute finden würde, welche die Sache schon in Ordnung gebracht hätten. Ich sollte hier Männer treffen, die zahlungsfähig sind, bekannte, angesehene Leute von Vermögen. Ich sehe aber nur Sclaven und. Ihr — Ihr zieht den Kopf aus der Schlinge und werdet mir nicht einen Dollar geben, wenn aus dem Aufstande nichts wird, oder wenn er mißlingt.«

»Nun wahrlich, Sir, bei dem ungeheueren Vortheil, den Ihr von Eurer Waare nehmt, müßt Ihr auch etwas wagen. Ihr kauft die Flinten zu Newyork um sechs Schillinge und erhaltet oder fordert hier für jede zwei Pfund« rief der Priester.

»Bezahlt und ich lasse sie Euch um die Hälfte!« rief der Seemann mit großer Ruhe.

»Hört mich an, Sennor Don Diego, rief der junge Neger, Ihr seht uns bereit, für unsere Freiheit zu sterben. Wir werden kämpfen wie Männer und unsere Schuld tilgen, sobald wir es zu thun im Stande sind. Ihr seid gewiß im Besitze der Mittel und könnt uns die Waffen verschaffen. Thut es, Sennor, und wir wollen Euch das Kapital mit hohen Zinsen zurückerstatten.«

Der Spanier zuckte mit den Achseln. »Ich kann nichts thun, rief er voll Verlegenheit, ich sehe ein, daß ihr wenig fordert, es ist kaum der Rede werth, aber

— ich habe in dieſer Hinſicht gar keine Inſtruktionen. Wenn nur irgend etwas ſchon geſchehen wäre, worauf ſich fußen ließe!«

Touſſaint trat barſch vor den Amerikaner, der ihn mit untergeſchlagenen Armen erwartete und vom Kopfe bis zum Fuße mit den Augen maß.

»Ihr ſeht, Sir, daß man unſerer Sache kein Vertrauen ſchenkt. Man hat Euch fünfzig Meilen weit bis in die Mornen geführt, um Euch einſehen zu laſſen, daß es klüger geweſen wäre, Euch direkt an uns zu wenden, was jedenfalls kürzer und beſſer geweſen wäre. Traut Ihr dem Erfolg unſers Unternehmens nicht?«

»Ich wette nicht nicht einen Flintenlauf darauf;« erwiederte der Amerikaner, und ſteckte beide Hände in die Taſchen.

»Wann könnt Ihr eure Waare landen?« fuhr Touſſaint fort.

»Landen?« rief der Seemann lachend. »Wann habt ihr Geld?«

»Genug, ſprach Touſſaint, dem das jüdiſch vorſichtige Weſen ſeines Gegners, ſowie auch die Halbheit in dem Benehmen der Spanier äußerſt widerlich war, »ſagt, wie viel Ihr wollt?«

Der Kapitain ſah ihn ungläubig und erſtaunt an. — Schafft achttauſend Pfund binnen drei Tagen in die Bucht bei dem Fort Dauphin und Ihr ſollt viertauſend tüchtige Gewehre haben.«

»Was sagst du zu diesem Bettel, mein Bruder Jean Francois« rief Toussaint, indem er den jüngeren Neger beim Arme ergriff. »Wie viel Geld liegt auf der Plantage Noe? In Marmelade allein sind zwanzigtausend Doublonen. Was meint Ihr, Herr Kapitain, was die reiche Ebene des Kaps wohl werth sein mag? Sie gehört morgen uns! Schifft Eure Gewehre aus, das Geld soll zur Stelle sein. Eilt hernach zurück nach Eurem Vaterlande, bringt uns Kanonen, Kriegsbedarf so viel Ihr könnt, es bricht eine goldene Zeit für Euch an, und was Ihr auch fordert, Ihr sollt bezahlt werden.«

»Goddam!« rief der Seemann und reichte Toussaint die Hand; »Ihr seid mein Mann; ich vertraue Euch und Ihr sollt haben, was Ihr begehrt, das Geld mag da sein oder nicht!«

Die beiden Spanier standen beschämt und erstaunt. Endlich mischte sich der Offizier wieder in das Gespräch und verkündete den Negern, daß sie getrost ihr Werk beginnen und auf die Unterstützung Spaniens zählen dürften. Für den Fall des Mißlingens stehe ihnen das spanische Gebiet offen und sie dürften dort auf Schutz und Hülfe zählen. Zugleich gab er ihnen militärischen Rath, wie sie bei ihrem Angriff zu Werke zu gehen hätten und drang darauf, daß alles so bald, als möglich geschehe, wenn nicht durch Verrath oder durch andere Hindernisse der Sache Einhalt gethan werden sollte.

Der Priester forderte sie dagegen auf, für die

Sache ihrer heiligen Religion zu kämpfen, die von den rebelliſchen Franzoſen mit Füßen getreten werde, für die Sache ihres Königs, deſſen Leben durch ſein eigenes Volk gefährdet ſei.« Es ſind Abtrünnige, Ketzer, Rebellen, fuhr er fort und der Himmel befiehlt Euch, ſie mit Feuer und Schwert auszurotten. Ja, meine Kinder, kämpft für Eure heilige Religion, kämpft aber auch für die Sache Eures unglücklichen Königs. Dieſe weißen Henker, welche ſich erfrechten, die Befehle des Königs ihres und Eures gnädigen Herren mit Füßen zu treten, laßt ſie keine Gnade finden. Der König befiehlt ihnen ſeit Jahren vergebens, daß ſie Euch frei und glücklich machen ſollten. Aber ſie gehorchten nicht, ſie ſind Rebellen, Aufrührer, Abtrünnige von Gott und ihrem irdiſchen Herrn. So geht denn und vertilgt ſie wie giftiges Gewürm von der Erde, wie die züngelnde Schlange und den gräßlichen Kaiman. Geht und der Segen des Herrn ſei mit Euch!

Alle fielen nieder auf ihre Kniee und der Prieſter fuhr fort:

»Ja, ich ſegne Euch, meine Kinder! Der Segen des Himmels und der heiligen Kirche iſt mit Euch. Ihr werdet ſiegen über die Feinde Gottes und der Menſchen. Alle Freuden der Erde werden Euch beglücken und die in dieſem Kampfe fallen, erwartet die Seligkeit des Himmels!«

Nach dieſen Worten rüſteten ſich die Fremden zum

Aufbruch. Nachdem sie von Einzelnen, ins Besondere aber von Toussaint und Jean Francois Abschied genommen hatten, entfernten sie sich und die Neger blieben allein.

»Jetzt hört mich, Brüder, rief Jean Francois, in allen Pflanzungen sind unsere Gefährten bereit. So weit die Ebene des Caps reicht, werden sie sich beim ersten Feuerzeichen erheben. Wir gehen jetzt von hier und binnen zwei Stunden, wenn die erste Flamme aufsteigt, erheben sich vierzigtausend Männer und das verhaßte Joch, das uns drückt, ist zerbrochen.«

Ein furchtbares Geschrei unterbrach den Redner. Die zusammengekauerten Gestalten auf den Steinen sprangen empor, die Statuen an den Felsenwänden erwachten zum Leben. Ein einziger Gedanke schien alle diese Wesen zu ergreifen; rasende, bis zum Wahnsinn gesteigerte Wuth zuckte in ihren Bewegungen, Freude und ein übernatürlicher Durst nach Rache malte sich in ihren Zügen. Ein Gewirre von Verwünschungen und prahlerischen Drohungen erfüllte die düstere Halle. Die Neger umarmten sich, sie lachten und sprangen und alle rohe Wildheit der afrikanischen Natur trieb sie zu den rasenden Ausbrüchen, welche so schreckenerregend erscheinen. Nur Toussaint sah ernst und ruhig auf dieses tolle Treiben. Endlich winkte er mit der Hand und alsbald ward es stille.

»Meine Brüder, sprach er ernst und eindringlich,

ein Leib ohne Haupt ist todt. Eine Armee ohne Feldherrn ist ein Unding. Einer muß befehlen, während die andern gehorchen. Der Wille eines Einzigen muß das Ganze lenken, außerdem sind alle Anstrengungen umsonst. Bedenkt wohl, daß nur durch strenge und pünktliche Vollziehung kluger Befehle, nur durch genaue Befolgung eines wohlangelegten und überdachten Plans ein wichtiges Werk gelingen kann. Darum wählet jetzt einen Anführer und überlegt wohl, was ihr thun und wie ihr es ausführen wollt!«

Eine tiefe Stille verbreitete sich über die ganze Versammlung. Toussaint sah vor sich nieder, während Jean Francois das Haupt stolz erhob und die Neger der Reihe nach aufzufordern schien, sich für ihn zu erklären.

Endlich sprach Toussaint: Wählt Euren Anführer, und ich will der erste sein, der ihm gehorcht. Hier steht Jean Francois; er ist tapfer und klug; wir wollen ihm folgen und vertrauen.

Noch einen Augenblick blieb es ruhig, dann brach ein gellender Freudenruf das Schweigen. Alle stimmten darin ein und der laute Jubel der Neger übertönte selbst den Donner des Wasserfalles, der brausend die finstere Kluft erfüllte. Das Geschrei verstärkte sich endlich. Toussaint und Jean Francois verständigten sich schnell; sie ertheilten den Gefährten Befehle, Aufträge. Racheerfüllt verließen dieselben die Höhle und als selbst

der neuerwählte Anführer sich entfernt hatte, blieb nur Toussaint Breda mit Jallo in der dunkeln Kluft zurück.

»Folge mir jetzt, mein Bruder, sprach Toussaint zu diesem, »die Stunde drängt und der nächste Augenblick gehört nicht mehr uns, wenn wir ihn verstreichen lassen.«

Viertes Kapitel.

Der Aufstand der Neger.

Eine kostbare pariser Flötenuhr spielte und die kleine silberne Glocke tönte den Stundenschlag 2 Uhr nach Mitternacht. Das prachtvolle und üppige Schlafgemach des reichen Pflanzers war durch eine mit grünem Glasschirm versehene Lampe matt erleuchtet. Wohlgerüche zogen durch die mit Mosquitonetzen versehenen Fenster von der tropischen Nacht herein und draußen auf dem Lorbeerbaume, dessen duftende Blätterkrone in den balsamischen Lüften rauschte, ließen die Grillen ihr schläfriges Gezirp ertönen.

In einem seidenen Bette ruhte Herr Bayou de Libertas. Sein Schlaf war unruhig, denn tiefe Seufzer rangen sich aus seiner Brust; ein fürchterlicher Traum schien seine schwarzen Fittige gespenstisch auf

den Schlummernden herab zu ſenken. Da wurde die Thüre leiſe geöffnet und die dunkle Geſtalt eines Negers trat geräuſchlos herein.

Es war Touſſaint.

Der Neger blieb ſtehen und warf einen düſtern Blick auf alle Gegenſtände in dieſem koſtbaren Gemach. Sein Auge trug einen traurigen Ausdruck, eine Thräne floß langſam über ſeine ſchwarze Wange. Endlich flüſterte er:

»Es iſt die höchſte Zeit! Was geſchehen ſoll, kann nicht mehr aufgehalten werden. Der Fels rollt und ich kann nichts thun, als daß ich Libertas warne und ihm zur Flucht behülflich bin. Wohlan, es ſei!«

Leiſe trat er zu dem Bette und ergriff die herabhängende Hand ſeines Herrn. Libertas erwachte und erkannte ſeinen treueſten Diener.

»Ach, Touſſaint, du biſt hier. Dem Himmel Dank, daß du mich erweckteſt.«

»Weßhalb, Maſſa?« entgegnete der treue Neger mit einer Stimme, die vor Rührung bebte.

»O, mein Freund, ich träumte ſchwer und ſchrecklich!« ſprach Libertas ſchaudernd, indem er die Augen mit den Händen bedeckte. »Gräßlich!«

Touſſaint entgegnete nichts und Libertas fuhr fort:

»Mir geſchah, als wäre ich am Fuße des feuerſpeienden Berges Veſuv bei Neapel, den ich ſah, als ich während meiner Jugendjahre eine Reiſe durch Eu-

ropa machte. Um mich blühten die Reben und süße Düfte der Orangen erfüllten die Luft. Da zuckte plötzlich der Boden unter mir; ich stürzte und sah den Krater des Berges von glühenden Lavamassen überströmen. Sie nahten mit fürchterlicher Eile; ich war erstarrt, doch die Gefahr belebte meine Kraft. Ich sprang auf und suchte eiligst zu entfliehen. Doch unter mir lag eine schwarze dichte Finsterniß, während die Blitze des Vulkans und die flammenden Lavaströme eine fürchterliche Helle hinter meinem Rücken verbreiteten. Trotz meiner eiligen Flucht kamen sie mir immer näher und näher, ich sah, daß ich ihnen nicht würde entrinnen können und suchte nach einem erhöheten Standpunkt, um die schrecklichen Flüsse an mir vorüberspühen zu lassen. Jetzt entdeckte ich einen Felsen von jäher, thurmähnlicher Gestalt. Ihn sehen und ersteigen war ein Moment; es war mein Glück nnd erettete mich vom Verderben. So dachte ich. Doch bald wurde ich gewahr, daß meine Lage nur noch schrecklicher sei und daß ich jetzt nur um so gewisser verloren wäre. Die glühenden Ströme nahten; sie umrauschten meinen schützenden Stein, er schmolz, er erhitzte sich schnell, er sank schon halb in die gräßliche Fluth. Erstickende Dämpfe und eine brennende Hitze machten mir jetzt das Athmen zur Unmöglichkeit. Verzweiflung ergriff mich, denn der Tod gähnte mich mit seinem glühenden hohlen Auge aus den dampfenden Wellen des feurigen Stromes an . . . da erweck-

teſt du mich und — ich bin gerettet!« ſchloß Libertas lächelnd.

»Großer Gott! rief Touſſaint die Hände faltend, es iſt mehr, als Ahnung, es iſt ein Fingerzeig der gütigen Vorſehung.«

»Was iſt dir, mein beſonnener Freund, du pflegſt ſonſt nicht viel auf Träume zu halten,« rief Libertas beſorgt.

»Es iſt kein Traum, Gott hat Euch einen warnenden Wink gegeben; ja ich, ich will Euch dieſen Traum deuten. Flieht, mein edler, gütiger Maſſa, ehe gefährlichere und erbarmungsloſere, als jene Lavaſtrome, die Euch im Traume ſchreckten, ſich nahen. Flieht, Bayou, denn der Aufruhr flammt in dieſen noch ſo ſtillen Fluren und ehe Ihr die Capſtadt erreichen könnt, werden Euch die Feuerzeichen, welche den nächtlichen Himmel röthen, die Wahrheit meiner Ausſage bethätigen.«

Libertas ſprang entſetzt aus dem Bette.

»Eilt, Maſſa Libertas, ich habe alles ſchon beſorgt. Zwei mir ergebene Neger werden Euch zur Capſtadt begleiten. Nehmt Gold, ſo viel das Maulthier ſchleppen kann. Garderobe und andere unentbehrliche Dinge ſind ſchon gepackt.«

Der Pflanzer ſtand entſetzt und unſchlüſſig. Endlich fand er mühſam ſeine Beſonnenheit wieder und rief mit dem Ausdruck des tiefſten Schmerzes:

»So habe ich mich dennoch in dir getäuscht und ich hielt dich für meinen Freund und Bruder!«

»Euer Verdacht ist ungerecht, Massa! Ich täuschte Euch nicht, wie könnte ich sonst Euch zu retten suchen. Doch eilt! Großer Gott, die Zeit verrinnt und Ihr seid ein verlorner Mann, wenn die Neger Euch noch hier treffen!«

Der Pflanzer stand stumm und von der schrecklichsten Angst und Ungewißheit gefoltert.

Toussaint fiel ihm zu Füssen. Mit herzzerreißender Stimme rief er:

»Wenn nicht Euretwegen, Massa, doch um meinetwillen flieht, so schnell Ihr könnt. Ich hätte keine heitere Stunde mehr, wenn ich Euch nicht gerettet wüßte. Was kann ich für Euch thun, wenn ihr den Rasenden in die Hände fallt, ich, ein schwacher, einzelner Mann? Sie werden Euch ermorden, martern und ich kann nichts, als mit Euch sterben. Gern will ich aber den schauervollsten Tod erleiden, wenn ich nur Euch gerettet weiß.«

Die Wahrheit in dem Schmerze und in der Angst des Negers bewirkten mehr, als alle Vorstellungen. Libertas riß einen Bund Schlüssel von der Wand. »Nimm, redlicher Freund, in meinem Arbeitszimmer, in dem großen Schrank rechts, öffne die Kasse, raffe zusammen was du kannst, vergiß mein Portefeuille nicht, das Portefeuille!«

Toussaint sprang hinaus. Die Angst lehrte ihn

ſchnell alles finden und bald war ein ſtarkes Maulthier mit einer ſchweren und koſtbaren Laſt beladen. Jetzt kam Libertas; Touſſaint half ihm auf das bereitſtehende Pferd und ermahnte ihn, keinen Augenblick mehr zu zögern. Noch ſchlief alles, nur in den Negerdörfern flammten die Lichter und ein dumpfes Geräuſch drang heran. Libertas ſah noch einmal nach ſeinem herrlichen Eigenthum. Breda war eine fürſtliche Beſitzung und ein tiefes Weh preßte die Bruſt des Beſitzers, als er im Begriff war, dieſelbe als Flüchtling zu verlaſſen.

Da flammte auf einem fernen Berge ein grelles Feuer auf. Aus den Hütten der Neger ertönte ein wildes, dämoniſches Geheul . . .

»Fort! um Gottes Willen, Maſſa! . . rief Touſſaint in ſchrecklicher Seelenangſt.

»Fort, Maſſa! riefen die beiden Neger. Sie ergriffen Libertas Pferd am Zügel, gaben ihren Maulthieren die Sporen und hin braußten die drei Reiter, hintendrein an der Leine das beladene Saumthier. Bald verbarg die finſtere Nacht die Flüchtenden vor Touſſaints Auge.

Noch ein milchweißes Roß war an dem Hauſe angebunden. Das muthige Thier zerrte an den Zügeln und wollte den Gefährten folgen, Touſſaint band es los, ſprang in den Sattel und warf noch einen Blick über die ſchöne Anlage. Dann erhob er den Arm und rief:

»Er iſt fort und Gott wird ihn ſchützen! Jetzt, Verderben, ſchreite deinen grauſen Gang. Wehe, wehe, wehe! Ihr weißen, blutdürſtigen Henker! meine armen Brüder haben viel, viel an Euch zu rächen, und die Kinder Afrikas haben von Euch kein Erbarmen gelernt. So wüthe denn, blutiger Tornado, verzehre die großen reichen Häuſer. Einſt wird der Tag kommen, wo wir wieder bauen und pflanzen! Fort von hier, wo jeder Stein mich an ein langes Leben voll Erniedrigung und Schmach erinnert. Ich bin ein Menſch und will alle Rechte, die mir Gott gegeben hat. Darum keine Verſöhnung! Deine Brüder rufen, Touſſaint. Weiße Geſichter, weiße Teufel, ich will ſie zertreten und die Neger ſollen ihr Blut trinken, bis ihre gräßliche Rache geſättigt iſt!«

Jetzt ließ er dem bäumenden Roſſe die Zügel. Das Thier flog über den blumigen Garten hinweg. Die weißen ſchimmernden Glieder glänzten im Mondlicht und der ſchwarze Reiter im flatternden Kleide, der bewegungslos durch die Lüfte fuhr — es war der Tod der ſtill den nächtlichen Rund um die Erde macht und Verderben folgte ſeiner Spur.

Der Vorplatz lag noch im nächtlichen Dunkel; eine tiefe Stille herrſchte im Hauſe des Pflanzers, während aus den nächſten Umgebungen ein lautes, fürchterliches Geräuſch näher und näher herandrang. Plötzlich züngelte eine blendende Flamme aus der Zuckermühle empor.

Das Gebäude, deſſen Holzwerk von Oel und von den klebrigen Säften des Rohres doppelt brandfähig geworden war, ſtand in einem Augenblick in hellen Flammen, deren Schein die ganze Gegend leuchtend überſtrahlte.

Von allen Seiten ſtürzten jetzt dämoniſche Geſtalten auf den freien Platz vor dem Hauſe. Steinwürfe zerſchmetterten einige der koſtbaren Spiegelſcheiben in den Fenſtern. Man rannte gegen das Thor, welches von Touſſaint verſperrt worden war. Es widerſtand. Die Wahnſinnigen ſchleppten jetzt brennende Palmzweige, Holzſtücke und anderes Geräthe heran, welche in das Innere des prächtigen Schloſſes geſchleudert wurden. Bald leckten die Flammen; nur mit Mühe wurden ſie wieder gelöſcht, beſonnene Neger entriſſen Geld und koſtbare Geräthſchaften dem Untergang.

Doch alles dieſes war nur das Vorſpiel zu weit gräßlicheren Dingen. Diejenigen Neger, welche das große Drama auf der Plantage Breda leiteten, holten die Aufſeher aus den Betten, insbeſondere aber jenes grauſame Ungeheuer Grenaud, jenen Unmenſchen, der den Haß und die heißeſte Rachgier aller Neger auf ſich geladen hatte. Ein gemeinſamer Schwur verband alle. Ihm allein war ein ſchreckliches Ende beſchieden, während ſeine Genoſſen wenigſtens raſch unter dem Beilſchlag erbarmungsloſer Feinde hinſanken.

Zwei Neger hielten Grenaud feſt; zwei rieſige

Männer, in deren nerviger Faust der grimmige Feind der Schwarzen sich wand und krümmte. Ohnmächtig kämpfte er gegen die Kraft seiner erbarmungslosen Henker an. Er wußte, daß er keine Gnade zu erwarten hatte; die Verzweiflung malte sich mit all ihren Schrecken auf seinem bleichen, verzerrten Gesicht und ein schnell sich bildender Kreis erbarmungsloser, wild blutgieriger Feinde überzeugte ihn, daß keine Gnade von diesen auf das fürchterlichste erbitterten Menschen zu hoffen sei.

»Du bist mein, weißer Teufel,« schrie ein riesiger Neger, der Grenaud fest bei den Haaren gepackt hatte, du bist unser. Anaja hat den Tiger gesehen und den blutigen Löwen, aber grausamer noch bist du, der uns schlug und lachte, der uns anspie, wenn wir ihm nahten. Deine Stimme war ein Fluch für uns, deine Hand verstümmelte unsere Körper, dein Fuß traf unsere Nacken, die Lust deiner Augen war es, uns zu martern. Brüder, wendete er sich an die Neger, »laßt uns ihm die Augen ausbrennen, die uns haßten, die Glieder abhacken, die uns peinigten, den Körper der Hyäne zerreißen . .«

Er sprach nicht weiter, denn eine Anzahl von Weibern und Knaben riß der Aufseher aus seinen Händen und sein Geschrei um Gnade und Erbarmen starb unter ihren Mißhandlungen. Ihre teuflischen Gesichter trugen die ganze thierische afrikanische Wuth der Rache. Sie leuchtete aus den dämonisch funkelnden Augen, aus den weit geöffneten Nasenflügeln, aus dem wilden Geheul,

mit welchem sich jede Hyänen gleich auf den gehaßten Peiniger stürzte. Ihre Nägel gruben sich in sein Fleisch, ihre Verwünschungen forderten Ersatz für alle erlittenen Qualen . . .

»Halt, haltet ein!« rief eine starke männliche Stimme; tödtet ihn nicht, hat er Euch nicht zwanzig Jahre lang gemartert und ihr wollt ihn durch ein schnelles Ende dafür belohnen? »Nein, schäumte der Wüthende, wir brauchen starke Sclaven, laßt ihn unsern Hund sein, die Ketten sollen ihn pressen und die Fußstöße der schwarzen Männer werden ihn gehorchen und demüthig sein lehren.«

»Nein, nein,« heulten die Rasenden, er muß sterben, wir wollen sein Blut. Sie stürzten sich auf ihn, die Kleider wurden ihm vom Leibe gerissen und die unnatürlichsten Qualen an ihm verübt. Der Unglückliche schrie unter den Händen seiner Mörder, die sich darum schlugen, an ihn zu kommen und von Nachdrängenden wieder hinweggerissen, schäumend vor Wuth und Hitze zu ihm wieder hindrängten. Endlich ward es stille und bald hernach hing ein nackter, blutiger und sterbender Mensch an dem Lorbeerbaum, der vor Libertas Fenster stand. Aber Grenaud lebte noch; er war nicht ganz getödtet, man hatte ihm die Hände geschlitzt, Seile durch dieselben gezogen und so an dem Baume aufgehangen.

Jetzt war die Wuth der Neger gestillt und nun gingen sie an das Werk der Zerstörung. Ihre wilde

Begeisterung machte sich in einem thierischen Geheul Luft, das fast unaufhörlich ertönte. Als das Herrenhaus völlig ausgeraubt, geplündert und alles verheert und zerschlagen war, wurde es an hundert Stellen zugleich in Flammen gesetzt. Das Feuer schlug bald aus allen Oeffnungen und durch das platte zinngedeckte Dach prasselte die glühende Lohe. Noch war es Nacht, der hochstehende Mond hatte bisher friedlich sein sanftes Licht mit den stillen schwarzen Schatten der Wälder und Bäume vermischt. Jetzt wich es der blutigen Röthe der Gluth. Rauch und Funken wirbelten in die Höhe, denn alle Gebäude in der Plantage brannten jetzt; selbst die Zuckerfelder, alles, was nur brennen wollte, wurde in Flammen gesetzt. Die Neger sprangen umher, wie Rasende, sie tanzten um die Leichen der erschlagenen Weißen, denn auch die armen Frauen und Kinder hatten vor der mordgierigen Rotte nicht Erbarmen gefunden! Ihre schwarzen Körper glänzten im Scheine der Flammen. So wurde die herrliche Plantage Breda vernichtet.

Auf dem Hügel, woselbst wir am Tage vorher den Hirten Jallo erblickt hatten, sehen wir ihn jetzt wieder. Seine beiden Söhne Jumina und Barka waren bei ihm und noch zwei andere junge Neger, die Söhne Toussaint Bredas. Jallo war bewaffnet und alle fünf sahen hinaus in die Ebene des Kaps, wo jetzt der fürchterlichste Aufruhr tobte. Auf allen Punkten stiegen die Feuer auf, bald hier, bald dort. Glühende Garben

loderten empor und eine brennende Röthe umzog den ganzen Gesichtskreis. Sie brach zwischen den Wäldern aus, zwischen den Felsenwindungen der Bergketten, aus den reichen großen Thälern, und jedes neue Feuerzeichen wurde von den Knaben mit einem lauten Angstruf verkündet. Das unaufhörliche Geheul der Neger in Breda drang durch die Stille der Nacht deutlich zu dieser fernen Höhe; zwischen ihrem Geschrei dröhnte von Zeit zu Zeit ein dumpfer Donner hervor. Es waren die Kanonen des Kaps, welche die Bürger und Soldaten zu den Waffen riefen. Die dunkeln Massen, welche den Horizont begrenzten, wurden durch die aufsteigenden Blitze der Geschütze momentan erhellt. Doch das Meer von Feuer und glühendem Rauch war unabsehbar. So wurden in einer Nacht und binnen wenigen Stunden die köstlichen Plantagen und Anlagen des französischen Domingo zerstört. Viele Millionen waren verloren und viele tausend Menschenleben wurden von den wüthenden Negern vernichtet. Es war ein großer, ungeheuerer Mord, ein Hinschlachten aller Weißen und kein Europäer oder eingeborner Creole fand Erbarmen vor den rasenden Sclaven. Nur Wenigen gelang es, sich aus dem allgemeinen Verderben zu retten und diese Wenigen waren plötzlich aus reichen Grundbesitzern zu armen hilflosen Menschen geworden. Ein unbarmherziger Krieg entbrannte. Keine Schonung, kein Erbarmen wurde geübt, denn die wilden Söhne

Afrikas gaben kein Pardon, wie sie auch keines erwarteten oder hoffen durften. Doch von diesem, lieber Leser, wirst du in den folgenden Blättern hören.

Fünftes Kapitel.

Die Schlacht.

Wenige Tage reichten hin, um die Neger nicht nur zu bewaffnen und mit Munition und Kriegsgeräthe zu versehen, sondern auch, um ihren Muth und ihr Vertrauen zu ihren Anführern zu stählen und sie auf alle Wechselfälle des Kampfes gefaßt zu machen. Es wurden Anstalten getroffen, welche die Anführer der französischen Regimenter des Kaps nicht länger zweifeln ließen, daß ein tüchtiger, kriegserfahrner Geist sämmtliche Kräfte der Aufrührer leite und eine Proklamation des Anführers der Neger, Jean Francois, stellte ihre Beschwerden sowohl, als auch die Bedingungen, unter welchen sie Frieden zu schließen sich bereit erklärten, in einer klaren und nachdrücklichen Weise dar. Es hieß darin:

»Der König, die ganze Welt haben unser Schicksal beseufzt. Man hat die Ketten zerbrochen, die uns drückten. Die Nationalversammlung hat uns unsere Freiheit gegeben, Frankreichs Herrscher hat uns gleiche

Rechte mit ſeinen weißen Unterthanen eingeräumt. Dennoch wollten wir diejenigen, welche ſich unſere Herren nannten, nicht verlaſſen. Wir forderten, daß ſie menſchlich an uns handeln, unſere Väter und Wohlthäter ſein ſollten, denn mit unſerm Schweiße haben wir ſie ernährt und dem Boden ſeine Früchte abgerungen. Zur Arbeit gingen wir, von der Sonne niedergedrückt und mit verdorrten Lungen, während ſie im kühlen Hauſe ſaßen und der Ruhe genoßen. Dennoch ſind die Befehle des Königs, die Beſchlüſſe der Nationalverſammlung, die Stimme der ganzen Welt, welche für uns ſprachen, mit Füßen getreten worden. Da erhoben wir uns, um dieſe Tyrannen und Ungeheuer, welche der Früchte unſerer Arbeit unwürdig waren, zu vernichten. Wir erhoben uns, wie ein Mann, für unſere Freiheit. Gott, der für die Unſchuldigen ſtreitet, iſt unſer Hort; Er wird uns nicht verlaſſen. So ſei denn unſer Wahlſpruch: Freiheit, oder Tod!

Dennoch iſt es unſer heißeſter Wunſch, dieſes unſer Paladium, ohne weitere Ströme von Blut zu erringen. Wir wünſchen Ruhe, Frieden, denn wir bedürfen ihrer nach ſo vielen und ſo ſchweren Leiden.

Deßhalb ſtellen wir die Bedingung: daß um der Herſtellung des Friedens willen alle Weißen ohne Ausnahme dieſes Land verlaſſen mögen, und erklären zugleich, daß ſie ihr geſammtes bewegliches Eigenthum, ſoweit dieſes nicht ſchon vernichtet oder ihnen entriſſen

ist, unverkürzt in Besitz nehmen und ausführen können. Grund und Boden sammt den darauf errichteten Gebäuden sprechen wir als unser Eigenthum an, das wir mit unserm Schweiß gegründet und mit unserm Blut erbaut haben, und sind entschlossen, alle diese unsere unbestreitbaren Rechte bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.«

Freilich machten all' diese Anstalten der Neger bei den Weißen gerade den entgegengesetzten Eindruck, den sie hervorzubringen beabsichtigt waren. Der wüthendste Haß und die blutgierigste Rachsucht entflammten die Creolen zur höchsten Thätigkeit. Eine thörichte Verachtung der Neger ließ sie die Macht derselben und besonders die todesverachtende Begeisterung der für die höchsten Güter der Menschheit kämpfenden Schwarzen übersehen und zu spät erst erkannte man, daß es vielleicht doch besser gewesen wäre, nachzugeben und durch Milde und Sanftmuth, durch Verzeihen und Vergessen und durch Einräumen der vom König und der Nationalversammlung den Schwarzen zugestandenen Rechte wenigstens einen nicht unbedeutenden Theil der verlorenen Güter zu retten. Aber die Stimme der Vernunft und der Mäßigung erstarb in dem Toben der bis zur flammendsten Gluth erhitzten Leidenschaften, das Rad des Schicksals rollte und sein Lauf in den Abgrund konnte nicht mehr aufgehalten werden.

Die Kapstadt war befestigt. Von der Seeseite be-

drohten die stärksten Forts den Hafen. Ihre Lage war so hoch, daß sie nicht nur die Stadt selbst, sondern auch die zunächstliegenden Felder und den Fuß des Berges bestreichen konnten. Fünf Regimenter Infanterie, ein Kavallerieregiment und eine entsprechende Anzahl Artilleristen bildeten die Besatzung. Jetzt wurde mit äußerster Anstrengung daran gearbeitet, um auch die Befestigungen nach der Landseite zu vermehren und zu vervollständigen. Neben Negern, Mulatten, Mestitzen und all den verachteten und gehaßten Afrikanern und ihren durch die Vermischung mit Weißen entstandenen Abkömmlingen, arbeiteten hier die rohen und rüstigen Hafenarbeiter und die Bewohner der Stadt Tag und Nacht, gezwungen und freiwillig, um Schanzen aufzuwerfen, durch welche man den Andrang der Neger zurückweisen wollte. Kaum vollendet, wurde das schwere Geschütz in diese neuen Werke geführt und so entstand wunderbar schnell binnen wenigen Tagen ein Kranz von Festungswerken, welcher von erbitterten Kriegern vertheidigt, den wilden und grausamen Angreifern den Zugang zur Stadt verwehrte und diesen wichtigsten Punkt, an dessen Rettung die Erhaltung der Colonie hing, wohl sicherte.

Aber auch die Neger wußten, was der Besitz der Capstadt werth war. Deßhalb wurden alle Anstalten getroffen, um dieselbe von der Landseite vollkommen einzuschließen, bis man schweres Geschütz

haben würde, um sie nachdrücklicher angreifen zu können.

Vierzehn Tage nach dem Aufstande der Neger vernahmen die Bewohner der Kapstadt Flintenfeuer in der Nähe. Die Lärmkanonen donnerten; das Wirbeln der Trommeln und der Laut jammernder und lärmender Stimmen weckten die Schläfer aus ihrer trägen Ruhe.

Ein Volkshaufen, der wie sinnlos durch die Straßen stürzte, schrie nach Rettung und Hülfe. Einzelne wiesen hinauf zu dem steilen Berge, an welchen sich die Capstadt lehnt und dessen Gipfel mehrere befestigte Gebäude trug. Diese standen in hellen Flammen und deutlich konnte man sehen, wie eine Masse schwarzer Gestalten unter den Waldbäumen hervorsprangen, ihre Gewehre abfeuerten und dann wieder verschwanden. Einzelne blieben stehen, schwangen Säbel über ihre Köpfe und schienen mit gierigen Augen die Stadt zu überblicken. Dann sprengte ein Reiter auf einem schönen milchweißen Pferde mit reißender Schnelligkeit an dem Rande der steilen Anhöhe hin und trieb sie alle wieder in das Dickicht.

Jetzt schmetterte der Donner des groben Geschützes aus dem Arsenal und die Forts am Meere schossen ihre Kugeln pfeifend über die Stadt hin. Die Trommeln wirbelten in den Strassen, während das Geschütz tobte, Kanonen und Reiter kamen in einer gedrängten Colonne

vom Arsenal herab, Milizen und Nationalgarden drängten sich zu den Lärmplätzen.

Der Gouverneur von Blanchelande hatte erkannt, daß die Neger den für die Capstadt gefährlichsten Punkt eingenommen hatten. Durch eine unbegreifliche Nachlässigkeit war er unbesetzt gelassen worden und man mußte jetzt alles aufbieten, um die Afrikaner aus ihrer leichterrungenen Eroberung wieder zu vertreiben.

Auf dem Hauptplatze der Stadt hielt der Gouverneur, die Generale und die höchsten Militärbefehlshaber. Die Ordres wurden schnell ertheilt, nachdem die Werke besetzt waren. Sechs Infanteriebataillone, vier leichte Batterien, drei Schwadronen Reiterei und die Sapeur-Compagnie, welche unter dem Befehl des Hauptmanns de Chapelet stand, dessen unsere lieben Leser sich noch von seinem Besuch bei Libertas erinnern, warteten nur auf ihre Führer, um den Angriff zu beginnen. Verachtung gegen ihre Feinde, die Neger, erfüllte die Truppen. Die Offiziere hegten dieses Gefühl wo nicht in noch stärkerem Grade, als sie versehen mit ihren Instruktionen sich an die Spitze der Soldaten stellten, und unter so ungünstigen Vorzeichen begann der Kampf.

Die drei Reiterschwadronen zertheilten sich in viele kleine Abtheilungen welche durch die Trompetensignale geleitet wurden, um die Ebene vorerst von Negern zu säubern. Allein bald prallten sie von den hier aufgestellten Colonnen zurück, welche sie mit einem sehr nach-

drücklichen Flintenfeuer empfingen. Jeder Graben, jede Hecke und steile Anhöhe war von den Negern auf das Vortheilhafteste benützt worden und die Cavallerie verlor nicht nur viele Leute, ohne zum Angriff kommen zu können, sondern mußte sich nach kurzer Zeit unverrichteter Dinge wieder zurückziehen.

Jetzt kamen die sechs Infanteriebataillone auf dem Kampfplatze an. Mit Ungestümm und Muth überwanden sie alle Hindernisse und trotz des heftigen Flintenfeuers kamen sie zum Angriff. Nachdem sie ihre Gewehre abgefeuert hatten, griffen sie die Massen der Neger mit gefälltem Bajonett an, während das schwere Geschütz in den Reihen der Schwarzen wüthete. Diesem Stoß widerstanden die undisciplinirten Massen nicht; sie wichen und zogen sich in güter Ordnung nach dem Berge zurück, woselbst sie in der Waldung vor augenblicklicher Verfolgung geschützt waren.

Die Bataillone verließen den Kampfplatz, nachdem sie die verwundeten Neger, welche von ihren Gefährten nicht mitgenommen werden konnten, ohne Gnade niedergemacht hatten und zogen dem Berge zu, um die Neger aus dieser fast unangreifbaren Stellung zu vertreiben. Mühsam wurden die Geschütze nachgeführt, obwohl die Sapeure Hand anlegten. Endlich brachte man vier Kanonen auf einen Punkt, wo man die Spitze des Berges bestreichen konnte und nun wurde das Artilleriefeuer abermals eröffnet. Die Neger, welche sich bei dem

Saume der Waldung zeigten, wichen eiligſt, als die Kugeln die Wipfel der Bäume zerriſſen, oder die Erde haushoch emporwarfen. Bald bemerkten aber die kommandirenden Offiziere, daß das ſchwere Geſchütz umſonſt ſpielte und daß man dadurch die Neger weder aus der gefährlichen Stellung auf der Höhe des Berges zu vertreiben, noch ſonſt ihnen wirkſamen Schaden zufügen könnte. Da wurde der Befehl zum Aufhören mit dem Geſchützfeuer gegeben und ſo entſtand für einige Augenblicke Waffenruhe.

Man hatte jetzt die Bemerkung gemacht, daß durch das Gefecht in der freien Ebene des Caps eigentlich durchaus nichts ausgerichtet worden war. Die Neger hatten ſich ſogleich nach dem Infanterieangriff in das Gehölz zurückgezogen, wohin man ihnen weder mit der Reiterei noch mit der Artillerie folgen konnte. Darin beſtand jedoch die Uebermacht der Franzoſen. Kam es allein auf einen Kampf mit der Flinte an, ſo war der Erfolg zweifelhaft, denn der Feind war zahlreich, tollkühn und kämpfte mit der wildeſten Todesverachtung. Es ward nun Kriegsrath gehalten, denn die Neger mußten um jeden Preiß aus ihrer Poſition auf dem Capberge verjagt werden.

Während der kurzen Waffenruhe hielt der Kapitain de Chapelet bei ſeinen Sapeuren, welche bisher noch nicht zum Kampfe gekommen waren, die ſich aber jetzt jedenfalls auf einen Befehl zum Angriff gefaßt machen

durften. Die Aschenhaufen zerstörter Pflanzungen und andere Zeichen der Verwüstung, welche der Offizier in der Nähe bemerkte, gab ihm hinlänglichen Stoff zum Nachdenken. Hier und dort sah man noch die unbegrabenen Reste menschlicher Gebeine, von Flammen verzehrt und halb verkohlt. Zerbrochene Waffen lagen zerstreut auf dem Gefilde, todte Pferde und nackte Menschen, halb von Kugeln zerrissen und mit klaffenden Wunden bedeckt, bald von den Wüthenden schmerzvoll verstümmelt, von Felsenhöhen herabgestürzt, oder Pfähle durch ihren Leib gebohrt. An den Bäumen schwankten die Leichen von Negern im Winde; sie waren mit Bajonetstichen gleichsam besäet. Ganze Reihen waren nebeneinander aufgehängt und mit den grausamsten Verstümmlungen bedeckt und je näher man dem wahren Kampfplatze kam, je deutlicher erkannte man, daß dieser Krieg auf eine barbarische und unmenschliche Weise geführt wurde. Die Soldaten hatten keinem der verwundeten Neger Pardon gegeben und diese verlangten oder hofften auch auf keine Schonung.

Plötzlich eröffneten die Afrikaner aus allen Punkten des Waldes ein gefährliches Flintenfeuer. Die lang dauernde Berathung der Offiziere wurde dadurch plötzlich beendet und die Colonnen erhielten den Befehl zum Angriff.

De Chapelet wurde beordert, mit seinen Sapeuren den Infanteriemassen, welche auf allen Seiten in das

Gehölz eindrangen, nachzurücken. Schweigend schritten die bärtigen Krieger ihrem Anführer nach. Einer zeigte dem andern die Verwüstungen, welche das Geschütz angerichtet hatte, denn man gelangte jetzt zur Waldung und zum Fuße des Berges, und mancher dachte wohl schaudernd über die Art und Weise seines Endes nach und an die Stunde, wo die grausamen Neger ihn hinschlachten und in die Flammen schleudern würden.

Jetzt ging es bergan; einzelne mit Gestrüpp überwachsene Felsen stiegen auf und Bäche rieselten röthlich durch die Spalten in die Thäler herab. Ein ununterbrochenes Gewehrfeuer wiederhallte in den Wipfeln der Bäume; man war in der Nähe des Kampfplatzes, wo das Regiment des Kaps, die Militzen und Nationalgarden fochten, und die Neger allmählig zurücktrieben. Ueberall lagen getödtete Truppen und Neger, und alle diese Opfer des Kampfes waren mit gräßlichen Verstümmlungen bedeckt. Je deutlicher das Feuer der vordringenden Colonnen sich hören ließ, um so häufiger fanden sich die furchtbar grausamen Thaten, zu welchen jeder Baum, jede Hecke den Schauplatz bot.

Nun wurden die Wege steil und wild, der dunkle Wald zog sich oben an den Felsen hin und die ganze seltsam zerrissene Formation dieser Insel trat nach und nach deutlicher hervor. Zwischen Wiesengründen und den fruchtbarsten Ebenen stiegen Höhenzüge vom steilsten Gebirgscharakter auf und Hohlwege nur führen in

Spalten zu den Bergwäldern, welche die Hügel bedecken. Dann fielen die Berge von neuem in ein Gewirr von Wald und Felsenkegeln zusammen, zwischen welchen Reis- und Kaffeefelder lagen, und so folgte ein Thal, ein Höhenzug dem andern in demselben Charakter, nur höher, starrer und gewaltiger. Ein Krieg in einem solchen Lande konnte nicht in geschlossenen Reihen und durch Feldschlachten geführt werden, denn Büsche und Felsen deckten die Schützen und jedes Gefecht löste sich fast in einzelnen Kampf auf. Jeder Spalt mußte hier gewonnen werden, jeder Baum erobert, jeder Hohlweg erstürmt. Der Feind war ein unsichtbarer, der im Dickicht lauerte und sicher zielte, dann hervorstürzte, Axt und Säbel in der Hand, oder schnell entfloh, weil ein neuer Fels, ein anderer Baum oder Engpaß ihm sicherer schien. Die müden Sapeure zogen langsam durch ein schmales Thal und einen engen Felsenweg hinauf, der alle Zeichen des kaum beendeten Kampfes trug. Verwundete lagen am Wege, die in ihren Schmerzen stöhnten, Halbtodte richteten sich unter Leichen auf und flehten um Beistand. Ueber der Felswand drang das Donnern des Gefechts heftig schallend in die vielen kleinen Thäler und die blauen dichten Rauchwolken des Pulverdampfes zogen zwischen den Bergwäldern empor, umwallten die dichten Kronen und legten sich vor das Licht des Himmels, das rothglühend durch die Spalten hereinsah.

Plötzlich erreichten die Sapeure eine freie Fläche, den eigentlichen Kampfplatz. Man hatte hier ein Verhau der Schwarzen erstürmt, das den Weg sperrte und die Grenadiere des Capregiments hatten furchtbar aufgeräumt. Mehr als hundert Afrikaner lagen hier todt oder sterbend, aber Keiner der Schwerverwundeten ließ eine Klage hören. Ihre Augen schienen noch im Tode Rache zu sprühen, ihre Lippen Flüche zu murmeln, als die weißen Soldaten vorüber zogen. Eilig traten diese über die Körper, die im Wege lagen, und klommen weiter zur Höhe. Zu beiden Seiten lagen tiefe Gründe und Wiesenthäler, wo der Kampf auch gewüthet hatte, der seine blutigen Spuren zurückließ.

Jetzt hatten sie die Anhöhe erreicht. Eine Viertelstunden lange, baumlose Bergfläche lag vor ihnen. An den fernen Bergwänden sah man Menschengestalten fliehen und niedergleiten, Reiter, die sie im Thale verfolgten, Andere, die von den Pferden sprangen, um ihre Waffen besser gebrauchen zu können, und Wunden gaben und empfingen. Dann brach ein starker Trupp aus einem Hinterhalt und nun sprengten reiterlose Pferde über den dunklen Teppig der sonst so tiefen Waldeinsamkeit. Blutrothe Banner flatterten in den Lüften, und ein höllisches Geheul der Neger füllte das tiefe Thal, bis die Reiter von neuem das schwarze Heer in die Schluchten jagten. Diese Scene beschäftigte de Chapelet und seine Mannschaft, welche mit lebhaftem Antheil die Schlacht

zu ihren Füßen aufgerollt sahen. Plötzlich schrie einer der Sapeure laut auf und stürzte zu Boden. Im ersten Augenblick dachten alle an einen Ueberfall und ihre Blicke suchten den Feind. Aber Grauen und doch Lustigkeit ergriff sie, als sie den Feind bemerkten, mit welchem ihr niedergeworfener Kamerad kämpfte. Ein todtwunder riesenhafter Neger lag ausgestreckt am Boden und seine Zähne hielten die Ferse des Sapeurs fest, der vergebens durch die heftigsten Stöße mit dem andern Fuße sich zu befreien suchte. Der Sterbende hatte die letzte Kraft benutzt, um nach einem seiner Feinde, der gleichgültig über ihn hintrat, zu beißen und keine Gewalt konnte die Zähne öffnen, bis man endlich mit einem Beilschlage den erschrockenen Gefangenen befreite.

Die Brigade im Thal hatte sich indeß in Linien aufgelöst, welche langsam unter stetem Feuern vordrangen und die Spitze des steilen Capberges zu erklimmen suchten. Einzelne Haufen standen zur Unterstützung bedrohter Punkte bereit. Jetzt hatte man mühsam mehrere Gebirgsgeschütze auf einem besseren Wege bis hierher geschafft, und mit diesen beschoß man nun einen Felsenweg, der sich hinaufwand und von den Negern verschanzt war. Hier entwickelte sich also erst die eigentliche Schlacht, denn alles, was bis jetzt geschehen war, konnte nur Vorpostengefecht genannt werden. Wenn die Rauchwolken, welche das Thal umhüllten, von einem Windstoße weggejagt wurden, konnte man deutlich die

Massen der schwarzen Vertheidiger des Passes erblicken, wie sie lauernd hinter den Felsen und Bäumen lagen, zielend ihre Gewehre losdrückten, oder in dichten Knäueln vorwärts drängten, um den weißen Soldaten einen Vortheil zu entreißen und am Fuße des Berges in wüthendem Handgemenge zusammentrafen. Die furchtbare Uebermacht der Bajonette und die taktischen Künste der Weißen warfen immer wieder von Neuem ihre blinde Wuth zurück und Haufen von Leichen thürmten sich auf, ohne daß es den Soldaten gelang, in die Wälder einzubrechen und den Paß zu gewinnen. Auf den Gipfeln der Felsen standen bemalte Priester, die wundersame Räucherungen und Opfer den Fetischen brachten; ihre Prophezeihungen belebten den Muth der Conjoneger und ihr Geheul übertönte zuweilen selbst den Donner des Geschützes. Flüchtige Schaaren von Weibern und Kindern jagten dabei auf den jenseitigen Höhen umher, und bald sah man sie den Kämpfenden Stärkungen zutragen, oder Patronen, die von ihnen gefertigt waren, bald erblickte man unglückliche Gefangene in ihrer Mitte, die unter wildem Jubel einem schrecklichen Schicksal entgegengeführt wurden. An einem zerstörten Meierhofe hielt der Generalstab, dem nun de Chapelet sich näherte, nachdem er seinen Sapeuren befohlen hatte, ihn auf dem Platze, wo er sie verließ, zu erwarten.

»Nun, Kapitain, rief ihm der commandirende General entgegen, was denken Sie von der Sache; werden

wir das Gesindel wohl aus dieser festen Stellnng vertreiben können?«

De Chapelet machte die Honneurs, dann antwortete er: »Ich denke, wir sind jetzt mit der Hauptmacht der Neger zusammengetroffen. Auch glaube ich, daß sie Leute bei sich haben müssen, die etwas vom Kriegshandwerk verstehen, denn alles zeugt von einer wohlgetroffenen Anordnung. Wir sind ermüdet durch die vielfältigen Vorpostengefechte und es scheint mir nicht rathsam, diesen gutvertheidigten Paß mit unsern erschöpften Truppen erstürmen zu wollen.«

»Dieses lernen wir nun schon seit einer Stunde einsehen, Kapitain« entgegnete der General, »aber wir wollen Ihren Rath hören?«

»Haben Sie nichts Näheres über die Art und Weise erfahren können, wie die Neger den Paß verschanzt haben?«

»Nur das wissen wir, was wir von hier aus sehen können. Weiter oben muß jedoch eine Schanze angelegt worden sein, denn von dort aus spielte schweres Geschütz gegen uns;« rief der Kommandant ungeduldig.

De Chapelet schwieg einige Augenblicke, dann sprach er: »Sollte nicht ein nächtlicher Ueberfall zum Ziele führen?«

Nach augenblicklichem Beginnen gab der General dem Adjutanten den Befehl, den Kampf einstellen zu lassen und feste Sammelpunke einzunehmen. Dann

wendete er sich freundlich zu de Chapelet und sagte: »Ihr Rath war gut und Sie selbst sollen ihn ausführen. Ihre Sapeure sollen die Verhacke fortschaffen und unsere Bajonette sollen Euch schützen. Wir haben jetzt diesen wilden Kriegern bereits eine tüchtige Lektion gegeben, die morgen noch besser kommen soll.«

Sechstes Kapitel.

Der Ueberfall und der nächtliche Kampf.

Unmittelbar hinter dem Punkte, auf welchem sich die Offiziere befanden, lagen die Ruinen einer eingeäscherten Plantage. Hierher führte der kommandirende General seine Begleiter und hier, mitten auf dem Schlachtfeld wurde ein ländliches und einfaches Mittagsmahl, wie es auf dem Platze zu haben war, aufgetragen. Die Truppen kehrten zurück, nachdem starke Vorposten aufgestellt waren und man alle nur erdenklichen Sicherheitsmaßregeln getroffen hatte. Das Geschütz wurde in eine Batterie aufgefahren und gähnte mit den Mündungen nach dem gegenüberliegenden Walde Sobald sich dort Neger sehen ließen, wurde eines der Stücke auf sie gerichtet und bald belehrten sie

die wohltreffenden Kugeln blutig, daß es gerathen sei, in dem Wald sich verborgen zu halten.

Es war jetzt etwa fünf Uhr des Abends, als große Züge Maulthiere, von Reiterei und Fußvolk eskortirt, Mundvorrath und Munition aus der Stadt herbeiführten. Da entstand plötzlich all' das fröhliche Treiben eines Feldlagers und bald loderten die Flammen, an denen die Soldaten sich ihre Speisen kochten. Das Gelärm, der Gesang der an den Feuern gelagerten Krieger, mischte sich mit dem Knattern des Gewehrfeuers, das von den Jägern nach den Vorposten der Neger unterhalten wurde und welches einzelne Kanonenschüsse dröhnend unterbrachen. Die Feldmusiken spielten und mitten unter dem Graußen und dem heißen Jammer der Schlacht, die ihre gräßlichen Spuren diesem unglücklichen Gefilde aufgedrückt hatte, regte sich der muntere Sinn des französischen Kriegsvolks.

De Chapelet hatte sich einen Augenblick von dem Gelage losgerissen, welches in den Ruinen sich eröffnet hatte und war zu den Kanonen gegangen, bei denen die Artilleristen lagerten, während Einzelne derselben Wache hielten und die gegenüberstehende waldige Höhe des Kapberges im Auge behielten. Von diesem Punkte aus konnte man so ziemlich die Stellung der Neger errathen. Der Berg mochte sich noch etwa fünf hundert Fuß über das Thal erheben. Seine Spitze war kahl und mit den Ruinen der Gebäude besetzt. Hier wim-

melte es von schwarzen Gestalten, während tiefer unten in einer langen Reihe feine Rauchsäulen die dort lagernden Neger verriethen. Nach der entgegengesetzten Seite hin hing der Capberg mit den Mornen zusammen, die fast unersteiglich waren, während die Neger auf dem Rücken des Gebirgs einen bequemen und gefahrlosen Weg zum Rückzuge offen hatten. Gewiß dreißig tausend Schwarze waren hier versammelt und de Chapelet begriff die Gefahr, in welcher sich das kleine Heer befand, wenn es umringt und von der Capstadt abgeschnitten wurde. Es befestigte sich bei ihm der Gedanke, daß es gut sein würde, nicht weiter zu gehen und es mit der Vertreibung der Neger von der Höhe des Berges auf diesem Punkte beendet sein zu lassen. Nur im freien Felde durften die Franzosen sich mit der Ueberzahl der Schwarzen messen, denn dort kam die taktische Kunst der Tapferkeit zu Hilfe, während die unbehilflichen und undisciplinirten Massen der Feinde durch die Gewalt der Geschütze und die Wucht der Reiterangriffe immer geworfen werden mußten. Hier fand gerade das Gegentheil statt. Die Reiterei war auf dem schwierigen Terrain nicht zu gebrauchen und das Fußvolk kämpfte Mann gegen Mann und erlag so trotz aller Tapferkeit einem barbarischen und überzähligen Feinde. Wenn der nächtliche Angriff nichts half, so war es besser die errungenen Vortheile wieder aufzugeben die Truppen in die Ebene zurückzuführen und zu ver-

ſuchen, ob man die Neger nicht in dieſe herablocken könnte.

Als de Chapelet ſo gut als möglich, ſich mit den Umgebungen bekannt gemacht hatte, wollte er zurückkehren zum Mahle, als er plötzlich neben ſich einen Offizier in der Uniform der franzöſiſchen Nationalgarde erblickte, der ihn bedeutungsvoll anſah. Der Kapitain achtete kaum auf dieſe gewöhnliche Erſcheinung und wollte den Platz verlaſſen. Doch ſah er dem Krieger noch in das Geſicht und brach plötzlich in einen Ruf des Erſtaunens aus. Neben ihm ſtand der Marquis von Borel.

»Mein Kapitain,« rief dieſer, indem er die Hand an den Federhut legte.

»Herr Marquis« ſprach de Chapelet, welches Wunder, ich ſehe Sie in unſern Reihen?

»Ja, mein Herr, ich kämpfe jetzt mit Ihnen, nachdem ich durch die Revolte um Hab und Gut gebracht worden und nur durch ein Wunder dem Tode entronnen bin.«

»Wirklich, ich fürchtete für Ihr Leben. Doch laſſen Sie hören, wie es Ihnen erging, ſeitdem wir uns nicht mehr ſahen.«

»Sie wiſſen, Kapitain, daß ich durch unſern Zwiſt erhitzt, Breda bald nach Ihnen verließ, um mich nach meiner Plantage zu begeben. Ich war allein, nur von einem meiner Sclaven begleitet und kehrte langſam rei-

tend nach meiner Beſitzung zurück. Der Weg dahin beträgt von Breda noch vier Stunden und ich mochte etwa zwei Drittheile davon zurückgelegt haben, als ich plötzlich ein Feuerzeichen am Himmel bemerkte, dem mit gräßlicher Schnelligkeit eines nach dem andern folgte. Der hinter mir reitende Neger mußte bereits vom Ausbruch der Verſchwörung unterrichtet ſein, denn er bog ſeitwärts vom Wege ab, gab dem Pferde die Sporen und jagte wie toll den Mornen zu. Ehe ich mich von meiner Betroffenheit erholte, war er verſchwunden.

Da ich mich in der Nähe von Marmelade befand, wo ſo eben der Lärm begann und die Mühlen in Brand geſteckt wurden, ſo begriff ich ſchnell, was im Werke war und ging mit mir zu Rathe, was ich jetzt thun könnte, um mein Leben zu retten. Mir wohl bewußt, daß ich von den beſonders gegen mich erbitterten Sclaven keine Schonung zu erwarten haben würde, gab ich meinem Roſſe die Sporen und ſuchte die Anhöhen zu erreichen. Bald ſtand ich auf einem der nächſten Hügel, von wo aus ich eine weite Ausſicht über die Savannen hatte. Ach! dieſer Blick lehrte mir, daß ich in demſelben Augenblick um mein Vermögen gebracht wurde. Ich erkannte ſehr wohl die Gegend, wo meine Beſitzungen lagen; ich ſah eines der Gebäude nach dem andern in Flammen aufgehen, ſelbſt die Hütten meiner Neger, ja ſogar meine Felder, meine koſtbaren Baumpflanzungen — alles das wurde mit unerhörter unnatür-

licher Wuth zerstört. Die von Libertas zu Ihnen gesprochenen Worte: »Wir stehen auf einem Vulkan, der uns vernichtet, wenn er zum Ausbruche kommt,« fielen mir ein und der Anblick dieser Scene, der die Wahrheit dieses prophetischen Satzes so schrecklich bethätigte, setzte mich in wilde Verzweiflung. Ja, Kapitain, ich war ein ruinirter, zu Grunde gerichteter Mann und ich vergoß in diesem Augenblicke Thränen, Thränen des Schmerzes und der Wuth! Der Dolch eines jener Rasenden würde, wenn er mich durchbohrt hätte, mir ein willkommener Gast gewesen sein.«

»Ich finde Ihren Schmerz gerecht, mein Herr Marquis, sprach de Chapelet sanft, Sie hatten nicht so sehr geirrt, als Sie die Neger eines maßlosen Rachedurstes und wilder thierischer Zerstörungswuth beschuldigten. Doch, fahren Sie fort, wie retteten Sie ihr Leben?«

»Gestatten Sie, von mir zuletzt zu sprechen, mein Kapitain, denn was liegt an einem Dasein, welches vereinzelt und alles dessen beraubt, was uns lieb und theuer ist, nicht mehr geschätzt, sondern nur gleich einer beschwerlichen Last getragen werden muß. Das Theuerste was ich auf dieser Welt hatte, mein Weib, meine Kinder, sie waren damals gerade nach Leogane gegangen, um dort für einige Tage bei lieben Verwandten zu verweilen. An sie dachte ich nicht; zwar konnte ich mir ihre Angst, ihr Entsetzen vorstellen; und bedauerte, nichts zu ihrem Troste thun zu können; aber doch wa-

ren sie unter den Kanonen jenes Ortes und hinter schützenden Wällen vor der mordgierigen Faust der Neger sicher. Ach! mein Kapitain, ich sollte schrecklich enttäuscht werden.

De Chapelet schwieg und erwartete ängstlich, was er hören würde. Der Marquis wendete sich ab, um seine Thränen zu verbergen. Dann faßte er sich und fuhr mit dumpfer Stimme fort:

»Durch einen Trauerfall, der meine Verwandten betroffen hatte, war meine Gattin bestimmt worden, an demselben Abend, wo ich mit Ihnen bei Libertas zusammentraf, nach der Plantage zurückzukehren. Da ich meinem Verwalter gesagt hatte, daß ich in derselben Nacht von Breda wieder zurückkehren würde, so sendete man keinen Boten, um mich von der Ankunft meiner Familie auf der Plantage zu unterrichten, sondern man hoffte, mich beim Nachhausekommen durch den unerwarteten Anblick meiner Lieben auf das Angenehmste zu überraschen. Als Mitternacht vorüber war, glaubte meine Gattin nicht mehr, mich erwarten zu können und begab sich zur Ruhe. Doch, wie gräßlich mußte ihr Erwachen gewesen sein. Die aufrührerischen Neger steckten das Haus an fünfzig Stellen zugleich in Brand und als die Flammen loderten und ihr fürchterliches Prasseln die Meinen erweckte, als sie jammernd an den Fenstern erschienen und nach Hilfe riefen, da . . .

»Allmächtiger Gott! rief de Chapelet, von Schauern geschüttelt, »was werde ich hören!«

»Da trieb man sie mit Flintenschüssen hinweg und das Element verzehrte ihre Gebeine!« endete Borel mit einem gräßlichen Ausdruck starrer Verzweiflung.

»Und ich, endete Borel mit brechender Stimme, ich stand in demselben Augenblicke eine Stunde davon entfernt und sah die Flammen, wie sie mein Eigenthum, mein armes Weib und meine unschuldigen Kinder verzehrten.« Ein Strom von Thränen stürzte ihm sodann aus den Augen; er bedeckte sein Gesicht mit dem Tuche und weinte bitterlich.

De Chapelet ergriff den Verzweifelnden am Arme, führte ihn aus dem Kreise der Soldaten, die den Negern die fürchterlichste Rache schwuren, deren Worte und Gegenwart aber nur wenig geeignet waren, dem Unglücklichen Trost zu bieten. Dann ging er mit ihm dem Walde zu, wo die Vorpostenkette in einer langen Reihe aufgestellt war und hier floßen von seinen Lippen die mildesten Worte der Theilnahme. Der Marquis faßte sich endlich und de Chapelet sprach:

»Fahren Sie fort, mein Freund, ich bin neugierig zu erfahren, wie Sie selbst sich retteten.«

»Ich verließ bald darauf den Hügel und ritt längs des Waldes hin, um mich so an der Ebene vorüber zu schleichen und nach dem Kap zu kommen. Allein je mehr sich der Morgen nahte und je weiter ich kam, desto größer ward die Gefahr. Auf allen Punkten lo-

derten die verzehrenden Flammen, überall tönte mir das thierische Geheul der Neger entgegen und ich erkannte bald, daß es zweifelhaft sei, ob ich mich würde ihren Nachstellungen entziehen können. Ich vernahm nämlich Pferdegetrapp hinter mir. Man hatte meine Spur gefunden, oder der Bediente, welcher mich verlassen hatte, verrieth mich an die Neger. Genug, ich sprang vom Pferde, jagte dasselbe durch einige Hiebe in die Flucht und drang in das zu meiner Linken beginnende Dickicht ein. Da ich oftmals jagend dasselbe bis in die Mornen durchstreift hatte und hier besser Bescheid mußte, als die Neger selbst, so gelang es mir, nach einem zwölfstündigen Marsch durch die verborgensten und abgelegensten Theile der Wildniß bis zur Capstadt zu gelangen. Hier traf ich einen alten, treuen Neger, der nichts mit den Mördern gemein haben mochte. Durch seine Erzählung und durch briefliche Nachrichten von meinen Verwandten erfuhr ich das gräßliche Ende meiner Lieben und erhielt die Gewißheit meines Ruins. Zugleich fand ich hier Freunde, die gleich mir um Hab und Gut gekommen waren. Wir stellten uns in den Reihen der Nationalgarde und nun, mein Kapitain suche ich den Tod, damit er mich von einem Dasein erlöse, das für mich ohne Werth ist, und welches mir zur Qual wird, je länger ich gezwungen bin, es zu tragen.«

De Chapelet schwieg. Der Schmerz des Unglücklichen war groß, und er wußte nicht, was

er einem Manne zum Troste sagen sollte, der den Glauben an die göttliche Vorsehung und ihre leitende Hand entweder nie besaß, oder längst aufgegeben hatte. Um so mehr mußte er ihn beklagen, da ihm selbst das fehlte, was den Christen im Leiden Muth gibt und aufrecht erhalten kann, der Glaube und das Vertrauen zu Gott, der da nichts in der Welt geschehen lässet, ohne daß es mit seinen weisen Absichten übereinstimmt. Endlich sprach er:

»Warum, Herr Marquis, warum kamen Sie nicht sogleich zu mir? Die Theilnahme eines Freundes mußte Ihnen Bedürfniß sein und vielleicht hätte ich mich Ihnen auch in anderer Hinsicht nützlich erweisen können.«

»Ich erkenne Ihre gute Meinung, mein Kapitain, aber ich wüßte nicht, was Sie für mich thun könnten, noch auch, was ich bedürfen sollte. Ich befinde mich jetzt völlig in der Lage, die ich wünschen kann. Ich sehe den Tod vor Augen und kann wenigstens einiges thun, um mich für den fürchterlichen Verlust, den ich erlitten habe, zu rächen.«

»Aber das Vaterland, dem wir alle dienen, es muß und wird Sie für Ihre erlittenen Verluste entschädigen. Ja, mein Herr Marquis, bald werden wir im Stande sein, Ihnen ihre Güter zurückzugeben. Es müssen große Summen herbeigeschafft werden, um den Pflanzern die Mittel zu bieten, das Zerstörte wieder anzubauen. In dieser Hinsicht können Ihnen mein Rath und meine Verbindungen von Nutzen sein.«

»Frankreich hat mich arm gemacht, mein Kapitain, entgegnete der Marquis stolz. Doch dieses ist das Wenigste, es hat mich auch unglücklich gemacht. Das Leben meiner Lieben, die dem wahnsinnigen Dekrete der Nationalversammlung zu Paris als Opfer gefallen sind, das Leben all der Tausende, die mit ihrem Blute diese rasenden Beschlüsse büßen mußten — alles dieses kann Frankreich nicht ersetzen. Darum mein Herr, will ich, darum will der verarmte Rest der Plantagenbesitzer durch den Tod auf dem Schlachtfeld das Mutterland von dem beständigen Vorwurf befreien, der ihm unser Dasein sein muß. Wenn wir unter der Erde liegen, so ist Niemand mehr vorhanden, der um Gerechtigkeit und um Ersatz rufen kann. Nein, wir wollen nichts von Frankreich, wir wünschen nur ein Grab in dem schönen Lande, das wir gebaut und zum Paradies gemacht haben, und das in einer Nacht durch Frankreichs Schuld in eine Wüste verwandelt worden ist.«

De Chapelet schwieg, obwohl er fühlte, daß der Vorwurf des Mannes sein Vaterland ungerecht treffe. Das Dekret der Nationalversammlung hatte zwar die Freiheit der Neger, so wie überhaupt die persönliche Freiheit aller Menschen angeordnet, der die Rechte der Menschheit schändenden Sclaverei ein Ende gemacht und die edle Absicht der großen Männer, welche voll Humanität und Feuereifer rücksichtslos gegen die angemaßten Rechte der Kasten diesen großen Gedanken

dachten und ausführten, konnte nur durch Lüge und Ungerechtigkeit verkleinert werden. Aber man hatte nicht im Traume gedacht, daß die Neger sich selbst auf solch' grausame Weise Recht verschaffen, oder an ihren bisherigen Gebietern eine so barbarische Rache nehmen würden. Man hatte vielmehr bereits darüber nachgesonnen, wie man die Pflanzer entschädigen und aus den Negersclaven fleißige und tüchtige Arbeiter bilden wollte. Das durch die wilde, heiße Rachgier der Sclaven angerichtete Unglück ließ schnell selbst die eifrigsten Negerfreunde bereuen, was man gethan hatte und die Gegner konnten jetzt triumphiren, denn ihre prophetischen Worte, »daß die Neger die Freiheit zum Verderben der Creolen benützen und die herrliche Colonie in eine Wüste verwandeln würden,« waren buchstäblich in Erfüllung gegangen.

Dennoch waren die Beschlüsse des Nationalconvents den Grundsätzen des natürlichen Rechtes angemessen und selbst die grausame Rache der Neger konnte, wenn auch nicht entschuldigt, doch wenigstens nicht grundlos genannt werden.

Wie hätte man auch von Menschen ohne Erziehung und Bildung, ohne Kenntnisse und ohne die Einflüsse einer Religion, welche Milde und Feindesliebe predigt, gegen diejenigen Schonung erwarten sollen, die sie mit Füßen traten, schlechter, als das Vieh, behandelten, und mit der kältesten und wildesten Grausamkeit gegen sie

verfuhren? Die Neger wußten, daß ihnen durch den Convent die Freiheit garantirt war, und daß sie widerrechtlich von ihren grausamen Gebietern in Ketten gehalten wurden. Da durchbrach ihr natürlicher Ungestüm und das heiße afrikanische Blut die Schranken und wer hätte eine zügellose Rotte entfesselter haßerfüllter Tieger zur Schonung gegen ihre Feinde zwingen können?

Alles dieses überlegte de Chapelet, als der Marquis das harte Wort gegen Frankreich aussprach. Er bedachte auch, daß man dem Unglück etwas zu Gute halten müsse, denn es macht selbst die Besten ungerecht. Aber dennoch fühlte er sich schwer gekränkt durch die harte Rede des Unglücklichen, schwerer als an jenem Abend, wo dieser im Gefühle der Macht und Sicherheit mit Worten des Verrathes und der Drohung gegen das Mutterland frevelte. Diese Erwägungen veranlaßten ihn, den letzten Versuch zu machen, um den Marquis von Borel mit dem verkannten Vaterlande zu versöhnen.

»Ich fühle mit Ihnen, Herr Marquis und Niemand kann den schrecklichen Vorfall und alle seine traurigen Folgen mehr beklagen, als ich. Frankreich wird widerhallen vom Geschrei der Rache und bald wird eine Flotte landen, und Truppen ans Land setzen, so daß wir stark genug sein werden, diese verwegene und verbrecherische Rotte zu züchtigen. Aber der Vorwurf, daß

Frankreich dieſe wilde That veranlaßt habe und an Ihrem Unglück ſchuld ſei, dieſer Vorwurf, mein Herr, iſt gewiß ungerecht.«

»Ungerecht, Kapitain!« rief der Marquis ſchneidend. O Gott, Sie haben nicht Hab und Gut, Weib und Kind in dieſer zweiten Bartholomäusnacht verloren. Dieſe Beſtien haben Sie nicht unglücklich gemacht, wie mich und hundert Andere. Wie könnten Sie die Leiden fühlen, die meine Bruſt ſeit Wochen zerfleiſchen!«

»Noch einmal, Herr Marquis, widerhole ich mein Wort: Frankreich und der erhabene Beſchluß des Convents veranlaßten dieſe blutige That nicht!« entgegnete de Chapelet ſanft.

»Ich begreife Sie nicht,« mein Herr, ſprach der Marquis bitter. Sie läugnen nicht, daß Frankreich durch die wahnſinnigen Beſchlüſſe den Negern ihre Freiheit ankündigte und alſo den Funken in die Pulvermaſſen ſchleuderte und widerſprechen doch, daß die Exploſion, welche darnach nothwendig erfolgen mußte, durch Frankreichs Schuld entſtanden ſei?«

De Chapelet lächelte; dann entgegnete er, was er früher ſchon gedacht hatte und ließ dem verkannten Mutterlande die Gerechtigkeit widerfahren, welche es verdiente. Aber Borel war zu ſehr verknöchert in den Grundſätzen, welchen er ſeit ſeiner Jugend anhing und de Chapelet erkannte ſtaunend, daß dieſer Mann nichts vergeſſen und daß auch er durch das Unglück nichts gelernt hatte.

So trennten sich hier diese zwei Männer, so verschieden in ihren Ansichten, um sich zum Kampfe vorzubereiten. Der eine focht als Soldat, gehorsam seinem Vaterlande, und seine Meinung, die den Negern Gerechtigkeit widerfahren ließ, hinderte ihn nicht, seiner Pflicht zu gehorchen. Er kämpfte gegen die Neger, ohne sie zu hassen und bewunderte ihre aufrichtige Tapferkeit.

Der andere focht in den Reihen der Franzosen, voll Haß gegen das Vaterland und voll der wildesten unersättlichsten Rachgierde gegen die Neger, die ihm sein Theuerstes geraubt hatten.

Beide trennten sich und jeder dachte, als er den Gefährten verließ: wie thöricht es sei, so unerschütterlich falschen Grundsätzen anzuhängen?

De Chapelet kehrte jetzt zu dem zerstörten Meierhofe zurück, wo lautes Gelächter ihm entgegenschallte und fast unbemerkt, wie er gegangen war, trat er in den Kreis von Offizieren, die ein zerlumptes dunkelfarbiges Weib umstanden, welche in einfältiger Art und höchst erschrocken die Bruchstücke ihrer Leiden erzählte. Eine streifende Patrouille hatte sie zwischen Felsen und Gebüschen versteckt gefunden und in's Hauptquartier gebracht, wo sie nun zitternd und kaum der Worte fähig bald um Gnade und Erbarmen bat, bald in eintöniger geschwätziger Weise die an sie gestellten Fragen beantwortete.

»Also hier waren sie alle, in diesem Hause?« fragte der Commandant.

»Ja, als es noch ein Haus war, Massa General,« erwiederte die Alte. »Still, hier war die Thür, dort die große Küche, da ging es nach dem Zimmer des Massa, blanke Wände, schöne Spiegel, Massa, o he, o he! und alles zu Asche worden.«

Sie sah sich um, streckte die magern Hände empor, die sie schallend zusammen schlug und brach in das seltsam kichernde Gurgeln der Neger aus, das Erstaunen und Freude ausdrückt.

»Das alte Geschöpf ist wahnsinnig geworden,« rief einer der Offiziere. »Hör doch, du alte widerliche Hexe, wir fragen ja nicht nach deinem Massa, sondern nach den Negern, die ihn ermordeten. Wer war es? wie hieß er, der teuflische Hund?«

Die Alte sah ihn mit den stieren Augen lange gedankenlos an, dann fiel sie plötzlich auf die Kniee und rutschte zu den Füßen des Offiziers. »Nicht schlagen, Massa,« heulte sie, nicht Kopfabschneiden arme Messaline, gut Massa; Messaline alles thun, Massa gut sein, gut Massa!

Man beruhigte das Weib und erklärte ihr nochmals, was man von ihr zu wissen wünschte. Endlich strich sie sich das krause, schmutzig schwarze Haar von der Stirne und sagte dann schnell und ohne zu stocken:

»Meſſaline war eine treue Dienerin; ſie war frei, ihr Vater war aus der Klaſſe Sekétra, *) ihre Mutter eine Marabou. **) Maſſa Paradole hatte ſie frei gegeben und Meſſaline liebte den Maſſa und die Kinder. Nun war es Nacht und Meſſaline ſchlief leiſe, da hörte ſie die Thüre zerbrechen. Ein Schrei tönte herauf und eine Stimme rief: Brennt nieder und den Maſſa bindet feſt und bringt ihn her. — O! wie flogen die Feuer von Gummiholz! Meſſaline ſah hinaus; ſchwarze Männer führten den Maſſa in Stricken und ſtießen ihn blutig. Da ergriff ſie die Knaben und führte ſie in den Wald. Vier waren es, Maſſa, o Meſſaline liebte ſie!«

»Höre auf, rief der Commandant rauh, du haſt genug erzählt und ich kenne die nichtswürdige That des Ungeheuers Jeannot. Die vier Kinder kamen weinend zurück, um das Leben des Vaters zu erflehen und warfen ſich der Beſtie zu Füßen, der ſie langſam ermorden und ſo den unglücklichen Vater fünfmal ſterben ließ.« — Aber dann, Meſſaline, beſinne dich, was geſchah dann mit dir, geſtern, wo warſt du geſtern?«

Das Weib ſah ihn ſtarr an, dann ſagte ſie: »Hier.« »Und wer war denn bei dir in dieſen Trümmern?«

»O Maſſa,« flüſterte ſie, »ſchwarze Männer in

---

*) Sekétra, eine der vielen Kaſten unter den Negern.

**) Ein Negervolk an der Goldküſte.

bunten Röcken, mit Gold bedeckt, o he! wie die Massa's angethan, und weiße Massa's mit Bärten und goldenen Ketten, die sie nahmen und den schwarzen Brüdern umhingen.

»Und weißt du nicht, was sie sprachen?« fragte der Commandant.

Die Alte sagte: Dort lag die alte Messaline unter dem Schutt hinter der hohen Mauer und Niemand kümmerte sich um sie. Da kamen Priester und sprachen und die weißen Männer sprachen und die schwarzen Brüder schrieen sehr. Es lebe der König! schrieen sie, wir wollen alle die weißen Massa's todtschlagen. Und die weißen Männer lachten und wiesen auf die Stadt und sagten: Schlagt todt, schlagt todt, der große König wird lachen und Gold geben. Laßt die Massa's nur heraufkommmen auf die Berge, dann haben die schwarzen Brüder am Meere Zeit, ihre Stadt zu verbrennen und ihre Krieger sind alle verloren.«

Eine tiefe Stille herrschte in dem Kreise. Endlich sprach einer der Oberoffiziere: »Es läßt sich nicht läugnen, daß wir hier unnütz fechten und unserer Leute Blut versprützen. Trieben wir auch diese zahlreichen Schaaren bis in die spanischen Mornen, was nützte es uns? Wir haben keine Nachrichten aus dem Süden und noch immer hören wir das Kanonenfeuer von den Batterien der Stadt. Wie, wenn dieses schwarze Weib recht hätte; wenn der Angriff der Neger darauf berechnet

war, uns hinauszulocken und ihre Schlachthaufen nun über die ſchwach vertheidigte Capſtadt herfielen?«

»Wir werden nicht zurückkehren, bis wir den Paß erſtürmt, die Neger von der Höhe des Berges vertrieben und dieſen gefährlichen Punkt ſo wohl befeſtigt und beſetzt haben, daß er nicht mehr in ihre Hände fallen kann. Dieſe Nacht muß darüber entſcheiden . . .

»Was iſt das?« riefen mehrere Stimmen, während Einzelne mit einem Ausdruck von Schauder nach der Höhe des Capberges deuteten.

Alle ſahen hinauf. Die Offiziere nahmen ihre Fernrohre zur Hand.

Eine dichtgedrängte Maſſe von Negern heulte und tanzte auf den äußerſten Felſen des Capberges, die im letzten Scheine des Abends glühten. Sie ſchwangen ihre Beile und Säbel, die in der Abendröthe blitzten und umringten einen kleinen Haufen weißer Menſchen, die ihre Gefangenen waren. Durch die Fernrohre der Offiziere ließ ſich jede Bewegung, faſt die Züge der Einzelnen erkennen, aber ein Schrei der Rache und des Schmerzes lief durch die Reihen der Franzoſen, als dieſe Gebundenen und Verſtümmelten mit Jubel an den Rand der Klippe geführt und dann hinabgeſtürzt wurden.«

Die wilden Neger hatten jetzt ihr ſchreckliches Geſchäft beendet. Wildere Rache kochte noch im Heere der Franzoſen über dieſe gegen alle Menſchlichkeit und

alles Völkerrecht in ihrem Angesicht verübte Grausamkeit. Auch die Europäer vergaßen jetzt, daß sie diesen Barbaren als Christen nicht Böses mit Bösem hätten vergelten sollen und 150 Neger, welche man gefangen genommen hatte, wurden vor dem Lager in einer Reihe aufgehängt.

Sobald der Commandant den fürchterlichen Befehl dazu ertheilt hatte, verlangte er das schwarze Weib wieder zu sehen. Allein die Negerin war spurlos verschwunden. Hätten die Offiziere gewußt, daß die angebliche Messaline ein verkappter Negerspion war, der ihre ganze Unterredung behorcht hatte und nun auf dem Wege war, um den Negern die Nachricht von dem beabsichtigten Ueberfall zu bringen, welch' ein Glück würde es für so viele Menschen gewesen sein.

In der tiefen Stille der Nacht sammelte sich die Sturmcolonne, an deren Spitze sich de Chapelet mit den Sapeuren befand. Die Grausamkeiten dieses Tages hatten die Wuth der Franzosen auf das Aeußerste getrieben; jede Brust athmete nur Rache und die Befehle der Oberen erschienen als überflüssig. Schweigend ging es nun den Felsenspalt hinauf, der in manchen Windungen sich fortsetzte und von steilen, schwarzen Wänden eingeschlossen war. Die Verhaue am Eingange waren verlassen und wurden leicht beseitigt. Jeder strebte eilig die Höhe zu erreichen und Gefahren zu entgehen, die ein banges Gefühl weissagte. Mit jedem Schritt

vorwärts erleichterten sich die Herzen und ein leises, frohes Murmeln lief durch die Reihen, daß die Neger wohl in der Stille abgezogen seien und diese furchtbare Stellung verlassen hätten.

Plötzlich aber dröhnte von der Höhe des Passes ein Kanonenschuß aus der Redoute, die ihn verschloß und — wie von Zauberhand angezündet — flammten zahllose Fackeln zu beiden Seiten des Felsenpasses. Ein tausendstimmiges Geschrei und Geheul mischte sich mit dem rollenden Feuer der Neger, das aus allen Seiten, aus Büschen und Klüften hervorbrach, während Weiber und Kinder große Steine von der Höhe niederrollten. Es gehörte der Haß und die Tapferkeit dieser Krieger dazu, um standhaft vorzudringen, aber rückwärts zu fliehen war gefahrvoller vielleicht, als den kurzen Weg bis zur Höhe anzustürmen. Ein gleicher Geist schien nun alle zu beseelen und wie viele auch fallen mochten, wie unmöglich es gewesen wäre, gegen ein disciplinirtes Heer auf Sieg zu hoffen, die Verachtung gegen die Schwarzen und ihre Ungeschicklichkeit im Gebrauch der Feuerwaffen erleichterten das Gelingen. De Chapelet, seine Krieger ermuthigend, eilte ihnen voran und so war er der Erste, welcher die Redoute erstieg. Von der Höhe des Walles in das dichte Getümmel fliehender, oder verzweifelnder Menschen springend überließ er sich ganz der Gewalt des Augenblicks. Ein furchtbarer Kampf raste um ihn. Die Aexte der Sapeure und die Bayonette der

Grenadiere fanden einen furchtbaren Widerstand. Ein dichtgedrängter Schlachtkeil der Neger warf sich ihnen entgegen; es war an kein Entkommen zu denken. Kampfgierige Schaaren drängten die Vorderen, die willenlos oft mit verzweiflungsvollem Sträuben in die spitzen Eisen gestoßen wurden. Andere Massen drängten sich von der Höhe des Weges herab in den Hohlweg hinein und trieben den Rest der Colonne zurück. Zugleich entbrannte unten im Thale die Schlacht, denn aus allen Gebüschen stürzten die Afrikaner, nun ihrerseits Ueberfall und Angriff mit Angriff erwiedernd. Von allen Seiten war Nacht und Schrecken, Feuerstrahlen der losgeschossenen Gewehre, die auf einen Augenblick den Schauplatz erhellten und die wilden, umdampften Gesichter der Kämpfer, das Aechzen und Röcheln der Verwundeten und das Siegesgeschrei der rasenden Neger. De Chapelet hatte vergebens eine blutige Arbeit gethan; er sah seine Sapeure ermatten, weichen, sah ihre starre Reihe trennen, dann sah er die bärtigen Männer vereinzelt niederreißen und gefangen nehmen. Plötzlich erblickte er sich mitten unter Afrikanern, die die blutigen Hände nach ihm ausstreckten. Aber des schrecklichen Looses gedenkend, das seiner wartete, beschloß er, zu sterben und sein Leben so theuer als möglich, zu verkaufen. Einen freudigen Schlachtruf ausstoßend hieb er mit übermenschlicher Kraft in die dichtgedrängten Feinde. Die schwere scharfe Waffe zischte tödtlich durch die Nachtluft; es gab

Platz und schon hoffte er, sich durchzuschlagen — da streckte sich ein langes spanisches Gewehr bis dicht zu seinem Haupte heran. Der Schuß ging los; Blut und Gehirn sprützte umher und mit zerschmettertem Haupte sank der edle, stolze Sohn Frankreichs auf die Brustwehr der Redoute.

Nicht so glücklich, als de Chapelet, war der neben ihm Fechtende, ein Offizier der Grenadiere der Nationalgarde. Mit Wuth und Anstrengung widerstand er den Negern und ein unsichtbarer Rachegeist schien die Spitze seines Degens zu lenken, denn mit kaltblütiger und dennoch sicherer Ruhe durchstach er die robusten, fleischigen Leiber seiner Gegner, die Mann vor Mann vor ihm niedersanken. Endlich gelang es einem der herkulischen Schwarzen, ihn zu fassen und nun war sein Schicksal entschieden. Eine helle gebietende Stimme rief so kräftig daß sie das Kampfgeheul übertönte: »Fasset ihn, haltet ihn fest und wagt es nicht, ihn zu tödten; bei Eurem Leben, wagt es nicht: er ist mein, ich will ihn lebendig haben.«

Die Schwarzen gehorchten knirschend. Man schleppte den Mann hinter die Massen der Kämpfenden; es trat ein augenblicklicher Stillstand ein, als diese starke helle Stimme ertönte und diesen Moment benützten mehrere Sapeure, welche diese ganze Scene mit angesehen hatten, zur Flucht. Sie sprangen auf Leben und Tod durch die Schlucht hinab und erreichten glücklich noch die Reihen der Franzosen.

Hier hatte ein wilder, aber kurzer Kampf getobt. Das Geſchütz wüthete in den Reihen der aus dem Walde hervorſtürzenden Neger. Dieſer kurze Kampf koſtete ihnen mehr, als fünf hundert Gefangene und noch eine größere Anzahl Todte, denn keine Kartätſche, keine Flintenkugel verfehlte bei der fürchterlichen Nähe des Schuſſes ihres Ziels. Die Reiterei hieb ein und das günſtige flache Terrain krönte ihre Anſtrengungen mit Erfolg. Die Neger wichen heulend und wagten es nicht wieder, aus dem Walde hervorzubrechen.

Da der Ueberfall nichts geholfen, ſondern man nur den Verluſt einer großen Anzahl tapferer Kameraden zu bejammern hatte, ſo wurde beſchloſſen, auf eine andere Weiſe den Verſuch zu erneuern, die Neger aus ihrer Stellung zu vertreiben. Die gefangenen Neger wurden nach der Stadt eskortirt und man zwang ſie durch fürchterliche Mißhandlungen, Belagerungsgeſchütz auf den Platz zu ſchaffen. Des andern Tages gegen Mittag ſpielten die erſten Bomben und Haubitzgranaden in den Forſt und nach der Höhe des Berges. Zugleich eröffneten die Franzoſen ein Kanonenfeuer in die Waldungen. Die gräßlichen Wirkungen der zerſpringenden mit unauslöſchlichem Feuer gefüllten Eiſenkugeln und das Zerſchmettern der Bäume durch das Geſchütz, zwang die Neger, den Platz zu verlaſſen. Unter dem beſtändigen Feuer der Batterien erſtiegen die Grenadiere des

Caps die Höhe des Berges; hier wurden Schanzen aufgeworfen, mit Geschütz versehen und eine entschlossene Besatzung unter einem tüchtigen Offizier sicherte den gefährlichen Punkt vor jedem Angriff der Neger. Zwei Tage nachher landeten mehrere Regimenter Hilfstruppen, welche man aus benachbarten Colonien herbeigeschafft hatte und nun war man im Stande, sich erfolgreicher gegen die Angriffe der Neger zu vertheidigen.

Wer war denn jener Offizier der Nationalgarde, der neben de Chapelet so tapfer focht? Und wer war denn derjenige, welcher in einem so schrecklichen Augenblicke den Negern so gebieterisch Schonung gebot? Dieses, lieber Leser, wirst du im nächsten Kapitel erfahren.

Siebentes Kapitel.

Toussaint Breda und der Marquis von Borel.

Die Neger wichen zurück in die Mornen. Sie tödteten vorher alle Gefangenen bis auf Einen, der gefesselt wie ein wildes Thier und auf ein Maulthier gebunden, mit dem Heerhaufen geführt wurde. Es war dieses jener Mann, dessen man sich mit so großer Mühe lebendig versicherte, der so tapfer und mit so großer Tollkühnheit gekämpft hatte. Unsere Leser kennen ihn;

es war der Marquis von Borel, und derjenige, dem er es verdankte, daß er noch athmete; derjenige, dem die Neger so willig gehorchten, selbst im dichtesten nächtlichen Schlachtgewühl, vor dessen Machtwort selbst ihre heißen, flammenden Leidenschaften weichen mußten: dieser wunderbar mächtige Mann war Toussaint Breda.

Zwei Menschen, die sich mit glühendem Haß seit Jahren verfolgten, die einander nicht sehen konnten, ohne von der heißesten wildesten Wuth fast verzehrt zu werden, waren in diesem grausamen Kampfe auf einander gestoßen und die Vorsehung hatte es gefügt, daß derjenige, welcher lange in den Ketten der Sclaverei gefangen lag, der die Verfolgungen, den grausamsten Hohn, die tiefste Verachtung hatte stumm und ohne zu murren, ertragen müssen — daß dieser gedrückte, verfolgte und gemißhandelte Sclave jetzt seinen Dränger in seine Gewalt bekommen mußte. Der Marquis von Borel war der grausamste Feind der Neger gewesen; und unter allen Sclaven war ihm Toussaint Breda der Verhaßteste. Die Gunst, welche Bayou de Libertas dem armen schwarzen Manne zu Theil werden ließ, mußte auf einer unerschütterlichen Grundlage ruhen; Toussaint mußte sie sehr wohl verdienen und durch ein musterhaftes Benehmen sich zu erhalten wissen, denn die beständigen Intriguen seines mächtigen Feindes würden ihn bald darum gebracht haben.

Borel haßte den Neger aus aller Kraft seiner lei-

denſchaftlichen Seele, weil Touſſaint ſich durch geiſtige Bildung über die Maſſe ſeiner unglücklichen ſchwarzen Brüder erhob, und weil Borel Verſtand genug hatte, um ſeine Vorzüge zu erkennen und einen gefährlichen Feind aller angemaßten Rechte der Weißen in ihm zu ahnen.

Touſſaint haßte aber noch heißer in dem Marquis den unerbittlichen Feind ſeiner ſchwergedrückten Kaſte; denjenigen, der faſt allein durch ſeine Intriguen den Negern die ihnen von Gott verliehenen und von allen vernünftigen und gerechten Menſchen eingeräumten Rechte auf die perſönliche Freiheit vorenthielt und verkümmerte.

Der Haß dieſer beiden durch gleich große geiſtige Eigenſchaften ſich auszeichnenden Männer war alſo nicht gemeine Perſönlichkeit, ſondern es war ein Haß, aus Grundſätzen entſprungen, die beide bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen wollten und die ſich ſchroff gegenüberſtanden.

Touſſaint und der Marquis von Borel waren die Brennpunkte dieſes Kampfes. Der eine kämpfte für, der andere gegen die Freiheit der Neger, jeder für ſeine Kaſte, jeder mit gleicher Kraft, mit gleicher Ausdauer und Anſtrengung.

Jetzt hatte der Neger den grimmigſten Feind der Schwarzen in ſeiner Gewalt. Er ritt auf dem milchweißen Roß neben dem ohnmächtigen Borel und ſein Auge ruhte mit verzehrendem Feuer auf dem Gefangenen.

So sieht der Tieger auf das Opfer, das sich unter seiner Tatze windet!

Nicht lange hernach kam man auf dem Platze an, woselbst das Lager der Neger sich befand. Hier war Hochwald im eigentlichen Sinne des Wortes. Ungeheuere Stämme riesiger Bäume wurzelten in der üppigen Erde und das rauschende dichte Blätterdach wehrte dem Mondlicht den Zudrang und mußte selbst die blaue Helle des Tages in ein düsteres Halbdunkel verwandeln. Man warf den ohnmächtigen Borel vom Maulthier herab an die Erde, schnürte ihn mit grausamer Gewalt an die mächtige aus dem Boden hervorstechende Wurzel eines Baumes und mehrere Neger bemühten sich. Feuer anzumachen.

Die Kälte und Feuchtigkeit, welche ihn zugleich durchdrangen, riefen sein Bewußtsein zurück. Als er die Augen aufschlug, lag er an dem Feuer von Moos und Reisig ausgestreckt. Seine Uniform war ihm ausgezogen worden und nur durch Toussaints Vermittlung hatte man ihm die wenigen übrigen Kleider gelassen, um mit denselben seine Blöße zu bedecken. In halb bewußtlosem Zustande lag er willenlos und starrte durch die Zweige eines ungeheuren Baumes nach dem Himmel; doch das dichte Grün der Blättermassen gestattete dem gestirnten Firmamente keinen Blick in die Waldnacht.

Borel wollte den Kopf erheben, aber unsägliche Schmerzen machten ihm dieses zur Unmöglichkeit; er

wollte die Arme ausstrecken, aber sie waren mit einem Strick von Palmenbast fest zusammengeschnürt. Da kehrte sein Bewußtsein mit schrecklicher Klarheit zurück, und er begriff schaudernd, daß er ein Gefangener der Neger, seiner grimmigsten Feinde, war.

Jetzt warf er einen Blick auf seine nächsten Umgebungen. Rechts vor ihm saß an der Erde auf einer dort für ihn ausgebreiteten Schabracke ein Neger, dessen Gesicht er nicht zu sehen vermochte. An der andern Seite des Feuers lagen mehrere im Gefecht verwundete Schwarze zwischen Weibern, die ihre Wunden verbanden und ihn mit hölliſchem Grinsen ansahen. Er wendete den Kopf ab von diesen Furien, die zuweilen aufsprangen und sich ihm näherten, um ihn mit Hohn und Schmach zu überhäufen, bis der neben ihm sitzende Neger sie durch seinen drohend aufgehobenen Arm wieder verscheuchte. Durch die dicken Stämme der Bäume gehindert, drang der Schein anderer Feuer, die in der Nähe brannten, nur schwach heran. Doch konnte der Marquis bemerken, daß dichte Massen bewaffneter Neger um dieselben lagen und daß die Flammen im hellen Metall zahlloser Gewehre blitzten, welche man rings um die Stämme der Bäume gestellt hatte.

In der nächsten Umgebung herrschte tiefe Stille, welche nur durch das Stöhnen und die Seufzer der Verwundeten unterbrochen wurde. Aber aus entfern-

ter liegenden Theilen des Forstes drang das eintönige wilde Geheul der Afrikaner heran.

Der Marquis von Borel hatte jetzt seine Beobachtungen beendet. Er war ein stolzer, muthiger Mann und wußte, daß an kein Entrinnen zu denken sei. Er hatte gehört und gesehen, was die Gefangenen der Neger erwartete und er konnte demnach vermuthen, welches Loos ihn treffen dürfte, ihn, in dem der Brennpunkt des Hasses der schwarzen Kaste sich vereinigte. Doch kein Seufzer drang aus seiner Brust. In stiller Resignation und Entschlossenheit schloß er die Augen und suchte sich mit kräftiger Seele an den Gedanken eines nahen und qualvollen Todes zu gewöhnen.

So verfloß die Nacht; der Wald erhellte sich; man sah die mit Rauchwolken vermischten Dünste gelblichweiß, gleich Wolken von Pulverdampf unter dem Blätterdach ziehen und langsam durch dasselbe emporsteigen. Frische Windstöße schüttelten die Wipfel und ein Guß klatschender Thautropfen fiel auf die Erde und auf die unten lagernden Menschen herab. Da sprang der grauhaarige Neger, der bisher Borel den Rücken zugewendet hatte, auf, daß die Metallketten und Waffen, welche er trug, tönend klirrten und bestieg ein hinter dem Baum stehendes milchweißes Roß. Man brachte auf seinen Befehl das Maulthier wieder heran, hob Borel auf dasselbe, und schnürte ihn fest. Borel sah nun den Neger an und erblaßte — es war Toussaint.

Der Neger ergriff die Zügel des Maulthiers und führte daſſelbe ſammt dem Marquis mit ſich fort tiefer hinein in das Gebirge. Es ging ſteil aufwärts, mehrere Stunden lang. Dann wendete ſich Touſſaint auf einem felſig kahlen Gebirgsgrat zur Rechten und jagte mit halsbrechender Schnelligkeit hinab in ein tiefes Thal, in welchem ein Waldſtrom braußte. Dieſem entlang lief ein ſchmaler Weg um die Felſen und ſo gelangte man in ein grünes Thal, das auf drei Seiten von Felſen eingeſchloſſen, auf der vierten eine dichte erhabene Waldung zeigte, in welcher ſich der Strom verlor. Mitten auf einer grünen Wieſe ſtand eine verfallene Kapelle. Borel erkannte den Ort. Er war früher oft hier geweſen. Der Strom ergoß ſich unweit dieſes Platzes in die See und man konnte von hier binnen einer Stunde nach der Capſtadt gelangen. Hier waren früher Plantagen und große Weideplätze für das Zuchtvieh geweſen; aber man hatte ſie veröden laſſen müſſen denn die Gegend iſt zu ungeſund und der ſumpfige Boden erzeugt tödtliche Ausdünſtungen. Die Kraft der Vegetation hatte jetzt alles mit dichter Waldung überzogen.

Touſſaint band ſein Pferd und das Maulthier an einem Baume feſt, ſchnitt die Stricke entzwei, mit welchen der Marquis auf daſſelbe gebunden war und befahl ihm durch eine Bewegung mit der Hand abzuſteigen.

Als Borel, aufs Aeußerſte erſtaunt und überraſcht,

seinen Willen befolgt hatte, schnitt Toussaint auch die Bastseile entzwei und gab dem Marquis den freien Gebrauch seiner Glieder wieder. Dann trat er ihm näher und sah ihm mit den großen dunkeln und ausdrucksvollen Augen in das Gesicht.

Borel war äußerst betroffen. Trotz seiner seltenen Geistesgegenwart und aller hohen Bildung, die er unstreitig besaß, verwirrte ihn dieses Benehmen des gehaßten Feindes dergestalt, daß er die Augen vor Toussaints Blick niederschlagen mußte. Toussaint, der dies bemerkte, sagte ruhig:

»Fürchten Sie nichts mehr, Herr Marquis. Sie sind frei! Hier steht Ihr Maulthier; dort ist der Weg nach dem Cap. Binnen einer Stunde können Sie die Stadt erreichen und ich bürge Ihnen dafür, Sie werden auf Ihrem Wege keinen Feind treffen!«

Borel entgegnete keine Sylbe. Die Gewalt des Augenblicks, die Ueberraschung und zugleich das beschämende Gefühl, Leben und Freiheit dem gehaßtesten und verachtetsten seiner Feinde zu verdanken; dann die Folgen aller bereits erduldeten Leiden, die Qualen und die Aufregungen der letzten Stunden — alles dieses brach seine Kraft; er stürzte wie vom Blitz getroffen zu Boden.

Der Neger fühlte, was in der Brust dieses Mannes vorging; er lächelte befriedigt und sah mit stolzem Selbstbewußtsein den gedemüthigten Feind zu seinen Füßen

liegen. Doch nur einen Augenblick genoß er diesen Triumph; dann eilte er zum rauschenden Wasser, holte eine Flasche davon und rieb dem Ohnmächtigen die Stirne und die Schläfe. Borel kam langsam wieder zu sich und nun flößte ihm der heilkundige Neger aus einer Phiole stärkende Tropfen ein, die seine Kraft schnell wieder belebten. Borel erhob sich und sah mit irrem Blick den Neger an.

»Man hat Sie Ihres Eigenthums beraubt, Herr Marquis; gestatten Sie mir, Ihnen ein Darlehen zu machen;« fuhr Toussaint fort, indem er einen Rock und Mantel über das Maulthier legte, und einen Säbel, Pistolen, nebst einem Säckchen voll Munition und einer schweren Geldbörse an den Sattel band.

Alles dieses sah Borel, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, auch nur eine Sylbe zu erwiedern. Haß und Bewunderung, angeerbte Vorurtheile und Dankbarkeit, kämpften in seiner zerrissenen Brust.

»Nachdem ich jetzt gethan habe, was in meiner Macht steht — und das ist freilich nur wenig — fuhr Toussaint fort, »muß ich Sie auffordern, dieses Land zu verlassen. Ja, Herr Marquis, in der Hoffnung, daß Sie guten Rath annehmen werden, nachdem Sie Gott so schwer geprüft hat, habe ich Ihr Leben gerettet. Gehen Sie nach Nordamerika. Ihre Talente und die Mittel, über welche Sie noch immer gebieten, sichern Ihnen dort ein erträgliches Dasein, während hier Ihr

Leben ſtets bedroht iſt. Zum zweitenmale vermöchte ich Sie nicht vor dem gerechten Grimm meiner Brüder zu ſchützen!«

»In Newyork finden Sie Bayou de Libertas und andere Freunde,« fuhr er fort. »Ich weiß, daß in der Bai ein Kauffahrer liegt, der binnen wenigen Tagen nach den vereinigten Staaten unter Segel geht. Er wird Sie ſchnell aus einem Lande führen, das für Sie nichts, als beſtändige Veranlaſſungen zu herben Erinnerungen darbietet.«

Borel ſchwieg lange und Touſſaint ging auf dem Platze nachdenkend auf und nieder, um ihm Zeit zu laſſen, ſich zu ſammeln. Endlich ſprach der Marquis kalt:

»Ich bewundere Dich aufrichtig, Touſſaint. Du haſt von dem, was Du gelernt haſt, einen guten Gebrauch gemacht und — Du haſt feurige Kohlen auf mein Haupt geſammelt. Ja, Touſſaint, ich geſtehe dir, ich verdiente es nicht um Dich, daß Du alſo an mir handelſt. Ich verſah mich eines ganz andern.«

»Die Religion, und das Beiſpiel des Erlöſers lehrt mich, das Böſe, das mir meine Feinde thun, mit Gutem zu vergelten, mein Herr Marquis, verſetzte Touſſaint ruhig und ernſt. Alles dieſes kann man aber nicht lernen, mein Herr, ſondern es muß erlebt und durch ernſtes Gebet und Flehen zum Vater des Lichtes errungen werden.«

»Vortrefflich, sprach Borel spöttisch, du entfaltest ja eine ganz neue Seite deiner Fähigkeiten; welch' einen herrlichen Prediger würdest du geben?«

»Sie glauben nicht an das Walten einer göttlichen Vorsehung, mein Herr, fuhr Toussaint ruhig fort. Die Hand Gottes warf sie zu Boden und richtet sie in diesem Moment wieder auf, ohne daß Ihr verhärteter Sinn dadurch erweicht worden wäre.«

»Du bist ein Philosoph, Toussaint, aber nach einer veralteten Weise. Der Zufall gab mich in Deine Hand und Du bist klug genug, durch eine eben so vernünftige als weise Schonung mich Dir zu verbinden. Nun wohl, Toussaint, ich werde meine Schuld nicht vergessen . . .

Toussaint erhob abwehrend die Hand; eine unaussprechlich tiefe Verachtung drückte sich in seinen häßlichen Zügen aus.

»Höre mich an, Toussaint, rief Borel heftig,« ehe du urtheilst. Der Marquis von Borel ist der Mann nicht, der in einem solchen Augenblick Scherz treibt.«

Toussaint blieb stehen, ohne weiter ein Zeichen von Theilnahme kund zu geben und Borel fuhr fort:

»Vor wenigen Stunden noch war das Leben für mich ohne Werth, Toussaint. Man hat mir ja nicht sehr viel gethan! Deine christlichen und gesitteten Brüder haben mein Weib und meine Kinder in den Flammen meines Hauses umkommen lassen und meine Besitzungen verwüstet. Das alles thaten sie, weil ich ihnen ein

ſtrenger, aber ein gerechter Herr war, Touſſaint. Ja, ich haßte die Neger, aber ich haßte nicht ihre Perſonen, ſondern ihre Wildheit und ihre thieriſch grauſame Sinnesart, ihre Trägheit und Unfähigkeit zur Arbeit und zu allem, was den Menſchen über das Thier erhebt. Ich haßte auch Dich, Touſſaint, weil ich eher, als irgend ein Menſch, den Gedanken in Deiner Bruſt las, dieſe Halbmenſchen zu befreien und gegen uns zu hetzen; weil ich wußte, daß Du auf den Trümmern unſeres Eigenthums Dir eine Herrſchaft erbauen wollteſt, daß Du durch das Mordgetümmel die Krone eines Negerreichs ſchimmern ſaheſt, und keck die Hand nach derſelben ausſtreckteſt. Deßhalb, Touſſaint haßte ich Dich. Ich ſehe Dich jetzt auf dem Pfade, den Du Dir gezeichnet. Was iſt dieſer Jean Francois, den die Neger mit dem lächerlichen Titel »Obergeneral« traktiren? Er iſt das Werkzeug in der klugen Hand des Kutſchers Touſſaint Breda. Wenn Dir der Augenblick günſtig ſcheint, ſo wirſt Du ihn bei Seite werfen, wie das Kind die Puppe, wenn es des Spielzeugs müde iſt, und dann wird Touſſaint Breda, der König von Hayti, die Zügel eines Negerreichs übernehmen.«

Touſſaint ſchwieg und ſah ſtumm nach den Felſen. Der Marquis fixirte ihn und fuhr dann fort:

»Das iſt bereits zur Hälfte eingetroffen. Die Ebene des Caps, die Mornen, das ganze Land bis zur ſpaniſchen Grenze ſind in Euren Händen und wer wird es Euch

entreißen? Dieſe Franzoſen? — Das gelbe Fieber iſt Euer ſchrecklicher Bundesgenoſſe und wird beſſer in ihren Reihen aufräumen, als die Kugeln und Bajonette Deiner Brüder. Alles das bedachteſt Du mit klugem Sinne, Touſſaint. Ich las in Deiner Seele und darum haßte ich Dich!«

Mein Leben danke ich jetzt Dir. Glaube nicht, daß ich das Walten einer höheren Hand verkenne. Das Geſchick rettete mich aber gewiß durch Deine Sorge nicht umſonſt vor dem Tode. Ich muß noch zu etwas Seltenem beſtimmt ſein und darum nehme ich Dein Geſchenk dankbar an. Nur muß ich dabei bitten, daß Du Dich nicht für ſo ſehr klug hältſt, mich durch ein ſüßlich religiöſes Geſchwätz hinters Licht führen zu wollen. Du handelſt wie ein kluger und verſtändiger Mann, der ſich über die Thorheiten der Menſchen erhaben weiß, und alles, was da geſchieht, zu ſeinem Vortheil benützt. Aber Du biſt mir nicht zu ſchlau und ich kenne ganz gut die Abſicht, welche dieſe Deine mit ſo vielem Pomp angekündigte edle Handlung leitete.«

»Touſſaint legte die Arme übereinander und ſah dem Redner mit einem gemiſchten Ausdruck von Spott und Verachtung ins Geſicht; aber er entgegnete keine Sylbe.

»Du lächelſt? ſprach Borel höhniſch. Nein, Touſſaint! mich betrügt man nicht. Ich kenne alle Beweggründe, welche Deine Handlung leiteten.«

»Laß hören, kluger Marquis, schlauberechnender Borel, und welche waren es denn?« entgegnete der Neger voll der tiefsten Verachtung.

»Auf alle Fälle bereitet sich ein gescheidter Mensch vor,« rief Borel spöttisch. »Du weißt denn doch noch nicht ganz gewiß, ob die rohe Tapferkeit Deiner Brüder siegen wird und selbst wenn dieses gewiß wäre, so bist Du doch nicht sicher, ob die Neger Dir nicht eben so untreu sein werden, als ihren früheren Herren. Die mannigfaltigen Wechselfälle dieses Krieges und Deine Erfahrungen lehren Dich, selbst beim größten Glück nicht wie ein tolles Rennpferd gerade fortzuschießen, sondern auf besondere Umstände vorbereitet zu sein. Eine Hinterthür willst Du Dir offen lassen, um zu rechter Zeit entschlüpfen zu können. Du weißt, Toussaint, daß ich noch immer ein Mann von Vermögen bin, daß ich genug Einfluß besitze um selbst den Anführer der Neger retten zu können, falls er in unsere Gewalt fiele. Nun, Toussaint, endete Borel mit dem ärgsten Hohn, ich bin jetzt Dein Schuldner und mein Wort ist Bürgschaft genug für dich, daß ich meine Schuld einst abtragen will und auch abtragen werde.«

»Deine Berechnung ist schlau und ganz so tückisch,« erwiederte Toussaint ruhig, »wie Du selbst durch und durch tückisch, boshaft und nichtswürdig bist. So hast Du auch berechnet, durch welche Mittel Du die Beschlüsse des Convents umgehen könntest. Deine Rechnung war falsch, Borel! Das Blut der Weißen, das Blut deines

Weibes und deiner Kinder löschte Deine falschen Zahlen aus. So wirst Du fortfahren, Dich selbst und Andere zu betrügen; ich kenne Dich, ich. Ja, Borel, ich kenne Dein falsches Herz. Stünde ich vor Dir, wie Du jetzt vor mir, Du würdest für mich keine Gnade, kein Erbarmen haben.« Geh hin, und erwarte jetzt, ob Deine Schlüsse wahr oder trügerisch sind. Doch zuvor höre nochmals meine Warnung. Verlaß dieses Land, Verräther an Deinem König und an der gekränkten Menschheit, die Du unter deine Füße tratst. Toussaint Breda schützte Dich, weil er seine Hand nicht mit dem Blute eines Narren und Wahnwitzigen beflecken wollte. Er bedarf Deines Schutzes nicht, Thor, denn im umgekehrten Falle wüßte Toussaint Breda zu sterben.

Der Marquis sah den Neger stolz vor sich stehen. Der Blick des schwarzen Mannes schien ihn zu durchbohren, zu vernichten. Dann sprang Toussaint auf sein Pferd und verschwand in den Waldungen und Felsen der Mornen.

Borel stand allein im Thale, beschämt, vernichtet und auf das Tiefste gekränkt. Die Verachtung des Negers entwürdigte ihn vor sich selbst. Er sah sich durchschaut, erkannt, besser erkannt, als er sich selbst bisher kennen gelernt hatte und diese Wahrnehmung drückte ihn aufs Tiefste nieder. Endlich bestieg er sein Maulthier und schlug den Weg nach der Capstadt ein, die er glücklich am Abend dieses Tages erreichte.

Achtes Kapitel.

Jean Francois und die Abgesandten der Spanier. Geschichtliche Nachrichten über die Kriegsereignisse.

Toussaint Breda kehrte, erfüllt mit Verachtung gegen den Menschen, den er so eben verlassen hatte, denselben Weg nach dem Lager zurück. Bald traf er wieder bei den Vorposten ein, die sich in einer langen Reihe durch das Thal zogen und durch die düstere Waldung. Er sah wehmüthig auf das verschiedene Treiben um sich her. Vor ihm lag das schwarze Heer, rings umgaben ihn Menschenmassen, die in Erdhütten, oder vor demselben lagen, nackt oder mit den Resten europäischer Kleider und Uniformen, die sie irgendwo erbeutet hatten, phantastisch bekleidet. Dann kam er an Waffenplätze, wo man Uebungen anstellte und die Neger an die taktischen Künste der europäischen Kriegszucht zu gewöhnen suchte; dann wieder sah er schwarze Kanoniere an leichten Geschützen stehen, bei ihnen spanische Unteroffiziere, die mit einem Gemisch von spanischen, creolischen und Congoflüchen ihren Lehrlingen die Kunst des Ladens und die Bedienung der Kanonen überhaupt beizubringen suchten. Kinder, Weiber und Greise hockten überall in widerlichen Gruppen umher, oder sie schwärmten in dichten Haufen. Ihre klagenden Gesänge, ihre

Spiele, ihre Tänze, ihr Elend und ihr Hunger — alles bewegte sich dicht nebeneinander. Brutale Scenen wechselten mit Scherz und Lachen, Fröhlichkeit und Gesang mit Schlägereien, Streiten, Diebereien und allen Ausbrüchen der rohen Natur von Menschen, die durch kein gesetzliches Band bezwungen, sich ganz den Eingebungen ihrer nächsten Laune überließen.

Toussaint sah mit einem Gemisch von Widerwillen und Theilnahme auf dieses Treiben. Dann beschleunigte er von einem ernsten Gedanken bewegt die Tritte seines Thieres und erreichte eine kunstlos aus Baumzweigen errichtete Hütte, welche er bewohnte. Hier traf er seine Familie, dann den Neger Jallo mit dessen beiden Söhnen Barka und Jumina. Nachdem er die Seinigen begrüßt und einige Augenblicke sich dem Familienleben hingegeben hatte, wurde er durch einen Neger ins Hauptquartier gerufen. Hier traf er mitten unter den Negern ein starkes Commando spanischer Grenzdragoner, auf hohen, knochigen Pferden. In ihren braunen Kollets mit grünem Kragen sahen sie unter diesen zerlumpten nackten Banden wie Wesen einer andern Welt aus. Ihre Tüchtigkeit und Ordnung in allen Dingen bildete den grellsten Gegensatz zu dem Gesindel, das sich zu ihren Füßen umhertrieb. Diese bärtigen stolzen Reiter hielten mit gezogenen Pallaschen, wie Statuen an dem Eingange des großen Zeltes, welches der Obergeneral Jean François bewohnte, und in ihren grimmigen Blicken war

die tiefſte Verachtung gegen das ſchwarze Volk zu leſen. Der ſpaniſche Ernſt veränderte ſich durch kein Freudengeſchrei und durch keine der tauſend Fragen, welche die geſchwätzigen Neger an ſie richteten. Sie hielten in ihrer Mitte einige reichgeſchirrte Roſſe, deren Reiter von Rang ſein mußten, und bewachten mehrere Wagen, die, wie es ſchien mit Geräthen aller Art beladen waren.

Touſſaint warf ſein prüfendes Auge auf ſie und zog dann mit ſeinem Begleiter durch die Wachen in das Zelt, das ganz mit Oberoffizieren der Neger erfüllt war. Hier ſah man Jean Francois, dann den wilden grauſamen Deſſalines, Moſes, Charles Belair und andere Neger, die Einfluß und Anſehen beſaßen. Als Touſſaint erſchien, erheiterten ſich aller Blicke und ein beifälliges Murmeln lief durch die Verſammlung.

Touſſaint ſah verwundert umher. Die meiſten Negeroffiziere waren mit prächtigen und glänzenden Uniformen angethan, beſonders Jean Francois. Die Uniform eines ſpaniſchen Generals mit der reichſten Goldſtickerei überladen, umſchloß ſeine hohe ſchöne Geſtalt; ein prachtvoller Federhut, ein goldenes Schwert und hohe Stiefel mit goldenen Sporen verwandelten den Neger in den mit kriegeriſcher Pracht geſchmückten Heerführer.

»Wo warſt Du, mein Bruder Touſſaint, vergebens ſuchten Dich meine Leute im Lager;« rief der Obergeneral.

»Ich war auswärts, mein Bruder Jean Francois,« entgegnete Touſſaint ruhig.

»Sr. Excellenz, Don Alonſo, wünſchte nicht ohne Deine Gegenwart wichtige Depeſchen zu eröffnen, welche der Gouverneur des ſpaniſchen Antheils von St. Domingo durch ihn an uns geſendet hat. Ich ſelbſt erwartete Dich, um Deinen Rath in den wichtigen Angelegenheiten nicht entbehren zu müſſen, mit welchen uns Sr. Excellenz bekannt machen ſoll. Bemühe Dich vorher in mein Schlafgemach, damit Du bekleidet mit den Abzeichen Deiner neuen Würde als Brigadegeneral, der Verſammlung beiwohnen kannſt.

Touſſaint ſah den Obergeneral ernſt an. In ſeiner Miene lag ein leiſer Spott über die Förmlichkeit, der er ſich unterwerfen ſollte. Doch er bedachte ſich keinen Augenblick und erſchien nach kurzer Zeit in der glänzend goldgeſtickten grünen Uniform.

Er nahm ſodann auf dem ihm angewieſenen Sitze zur Seite des Obergenerals Platz.

Gegenüber ſaßen ein Civilkommiſſär, ein Dominikanerprior und mehrere Geiſtliche niederer Stufen, dann ein General in ſpaniſcher Uniform, ſammt ſeinen Adjutanten und Begleitungsoffizieren. Jetzt erhob ſich der General Don Alonſo und ſprach mit feierlicher Stimme:

»Meine tapfern Freunde! Gott und die heilige Jungfrau haben eure Waffen geſegnet. Die ſchändlichen

Tyrannen, welche den heiligen Namen des Königs und die Religion verspotten, sind besiegt und in den Städten eingeschlossen. Bald werden sie völlig bezwungen und das ganze Land wird in Euren Händen seyn. Ihr werdet dann die Früchte Eurer Anstrengungen genießen und das Glück freier Menschen, denen ein fruchtbarer Boden und ein reicher Handel mit seinen kostbaren Erzeugnissen unbestritten gehört, wird Euch in vollem Maaße zu Theil werden. Sr. Excellenz, Don Almonas, der Gouverneur von Spanisch Domingo sieht das Gelingen Eurer Anstrengungen mit Wohlgefallen, läßt Euch durch mich und die mir beigegebenen Abgesandten die aufrichtigsten Glückwünsche sagen und hat die von Euch vollbrachten Heldenthaten an Sr. Majestät, unsern allergnädigsten König und Herrn mit der von Euch wohlverdienten lobenden Anerkennung berichtet.«

Hier schwieg der Redner einen Augenblick; dann fuhr er mit erhöhter Stimme fort:

»Der Bruder unsers allergnädigsten Königs, Sr. Majestät, Ludwig XVI. von Frankreich ist, wie Euch nicht unbekannt, von seinen rebellischen Unterthanen gefangen genommen und in das Gefängniß geworfen worden. Alle Völker Europa's haben zu den Waffen gegriffen, um diesen Frevel zu rächen. Gott wird für den gemißhandelten König streiten und die gotteslängnerischen Franzosen wie die Raubthiere der Wüste mit Feuer und Schwert von der Erde vertilgen lassen.«

»Nicht minder strafbar sind aber Eure ehemaligen grausamen Herren, diese Creolen, denen Ihr jüngst erst das sich angemaßte Recht über Euch und die Freiheit Eurer Personen entrissen habt. Sie sind mit den verruchten Rotten in Frankreich verbunden; sie haben die Bildnisse ihres und Eures Königs verbrannt, seine Diener und Beamten verjagt, Bäume errichtet mit Flaggen, welche sie anbeten und Christus den Erlöser, die gnadenreiche Gottesmutter, alle Heiligen, ja selbst Gott, der diese Welt erschaffen, verspottet und wie Heiden verflucht.

»Wehe, Wehe! riefen die Priester mit dumpfer Stimme, sie sind verflucht in Ewigkeit.«

Diese feierlichen Worte machten den tiefsten Eindruck auf die Neger, deren Augen von Muth und Entschlossenheit leuchteten.

»Auch Spanien kann diesen Freveln nicht gleichgiltig zusehen. Der König ist der Bruder des gemißhandelten Königs von Frankreich, und darf nicht zugeben, daß ihm ein Leid zugefügt werde. Er ist aber zugleich Schutzherr der heiligen Religion, und muß den mit derselben getriebenen Frevel rächen. Spanien hat den Rebellen den Krieg erklärt und ich bin hier, um Euch zu erklären, daß wir ein Schutz- und Trutzbündniß errichten wollen und gemeinsam die Feinde Gottes und der Menschen von der Erde zu vertilgen. Frei und offen kann Euch Spanien jetzt jeden Beistand leisten.

Die Gnade unſeres Königs iſt unermeßlich. Er gewährt Euch ſeinen Schutz und erhebt Euch zu dem Range, den die Euch überſendeten Uniformen bezeichnen.

Jetzt trat er auf Jean Francois zu, überreichte ihm ein verſiegeltes Pergament, gab ihm den Hut, um ſich damit das Haupt zu bedecken und ſprach:

»Sennor Jean Francois, im Namen Sr. Majeſtät Karls des Vierten von Spanien und beider Indien ernenne ich Sie zum Generallieutenant des Königreichs und zum oberſten Chef des Negerheeres. Sie werden richten über Leben und Tod, die Treue und Tapferkeit belohnen, die Feigheit und den Verrath ſtrafen. Empfangen Sie hier aus meinen Händen die Urkunde Ihrer Ernennung zum General des Reiches, zum Granden der erſten Klaſſe mit dem Titel eines Marquis von St. Domingo und zum Ritter des goldenen Vließes, deſſen Kette und Inſignien ich Ihnen überreiche. — Knien Sie nieder!«

Jean Francois fiel nieder auf ſeine Knie, zugleich mit ihm die Prieſter und rund umher alle Neger, die mit unausſprechlicher Ueberraſchung dieſer Scene beiwohnten. Der Civilkommiſſär öffnete jetzt ein Käſtchen von rothem goldbedecktem Maroquin. Der General hing Jean Francois die Kette und die prachtvollen Inſignien des Ordens um und ſprach ſodann:

»Erheben Sie ſich, Excellenz Don Juan Francisco, Marquis von Domingo!« Die

Prieſter riefen laut den Segen des Himmels über den mit ſo hoher Würde bekleideten Neger herab und unter den Negern erhob ſich ein unermeßlicher Jubelruf der ſich ſchnell über die Tauſende verbreitete, die ſich außen vor dem Zelt neugierig verſammelt hatten.

Als es wieder ruhig ward, ſtand der Prior der Dominikaner auf und hielt eine ſalbungsvolle Rede. Er gedachte der großen Ehre, die Gott durch den König von Spanien Jean Francois erzeigt hatte und forderte ihn auf, ſeiner hohen Stellung gemäß nun auch ein treuer Bundesgenoſſe, ein dankbarer und gehorſamer Unterthan ſeines Wohlthäters zu ſein. Geſchickt lenkte er hin auf das loſe Band, das bis jetzt zwiſchen den Spaniern und Negern beſtanden habe und zuletzt forderte er Jean Francois auf, in ſeinem Namen und im Namen ſämmtlicher Neger und des ganzen Heeres dem König von Spanien Treue zu ſchwören.

Das Oberkleid abwerfend ſtand er in der reichen Kleidung der katholiſchen Prieſter da. In der Hand hielt er ein Krucifix und nun fragte er den vor ihm Knieenden, »ob er wiſſe, was er jetzt thun ſolle und ob er ein treuer und gehorſamer Diener des Königs, ſeines Wohlthäters ſein wolle?«

Jean Francois war bewältigt von der Macht des Augenblicks und dem unerwarteten Glück, das über ihn ausgeſchüttet worden war. Er bedachte ſich keinen Augenblick und ſprach mit lauter, feſter Stimme: »Ja!«

Der Prieſter ſprach ihm nun die Eidesformel vor, indem er ihm beide Hände auf das Krucifix legen ließ. Alle Anweſenden knieten nieder. Die tiefſte Stille herrſchte, während Jean Francois den bindenden Eid nachſprach. Alle waren erbaut, gerührt, glücklich; aber nur Einer empfand das Gewicht dieſer ernſten Stunde ganz. Dieſer Eine war Touſſaint Breda. Er fühlte, daß nun Spanien Herr von Domingo wäre, daß ſie alle ſpaniſche Soldaten ſeien, den Intereſſen Spaniens dienen müßten und daß die Colonie für Frankreich auf immer verloren war. Touſſaint erkannte die Falle, in welche man Jean Francois gelockt hatte und in dieſem Augenblick hatte der neue Obergeneral ſein Herz mit dieſem auch ſeine beſten Dienſte eingebüßt.

* * *

Die unglückliche, ſchöne Inſel St. Domingo, auf der ſich alle dieſe Begebenheiten ereigneten, ward nun durch den fürchterlichſten blutigſten Krieg zerfleiſcht und faſt gänzlich verwüſtet. Im Süden kämpften die Mulatten unter der Anführung des Rigaud, eines gelben Pflanzers, eines Abkömmlings von einem Weißen und einer Negerin, um die Herrſchaft. Dieſe Mulatten wollten die Herrſchaft der Franzoſen und die Freiheit der Neger nicht dulden. Im Norden hielten ſich die Creolen und franzöſiſchen Heere, die aus dem Mutterlande geſendet wurden, mühſam gegen die Neger und Spanier, und gegen die Gewalt der Mulatten. Das

Innere war in den Händen der Spanier und Neger. Schlachten und Gefechte wurden geliefert; Blut floß in Strömen; aber alles war umsonst, man kam zu keinem Ziele. Jean Francois war ein Knecht der Spanier, es zeigte sich, daß er wohl ein tapferer Soldat, aber nicht ein fähiger Kopf war, ein tüchtiger ausgezeichneter Mann, der die Massen, welche er befehligte, auch gehörig hätte regieren und leiten können. Zwar behielten die Neger meist die Oberhand, aber ihre Siege wurden nicht benützt, weil ihr Anführer es nicht verstand und Toussaint hatte wohl einen klugen Rath, aber keinen Mann in dem Obergeneral, der seine Anschläge ausführen wollte und konnte. So verflossen viele, viele Monate und die Verwirrung ward immer größer; Frankreich hatte inzwischen seinen König gemordet. Die Revolutionsmänner sendeten Commissäre und Botschafter nach Domingo, um die Colonie für das Mutterland zu retten. Aber selbst die Creolen achteten nicht mehr auf die Befehle der Nationalversammlung, oder der Männer, welche in Frankreich an der Spitze standen. Man machte Versöhnungsversuche; aber sie mißlangen durch die Heftigkeit und Erbitterung der Parteien und die Verwirrung und das Elend stiegen immer mehr.

England warf nun seine Augen auf diese zerrissene Insel. Die dort kämpfenden Parteien gaben genug Gelegenheit zu Intriguen aller Art. Bald landete ein Heer und eine englische Flotte unterstützte die Anstren-

gungen der englischen Truppen. Ein neuer Anlaß zu noch gräßlicherer Verwirrung war dadurch gegeben und das Elend eines vielspaltigen Kampfes wuchs riesengroß.

Toussaint Breda fühlte, daß alle Anstrengungen der Neger umsonst gewesen waren. Mit blutender Seele betrachtete er sein verwüstetes Vaterland; mit Unwillen fügte er sich unter die Befehle eines Mannes, wie Jean Francois, der sich den Genüssen hingab, ohne daß die Leiden und das Elend seiner Brüder sein Herz gerührt hätten. Jean Francois war jetzt ein strengerer Herr seiner schwarzen Brüder, als selbst die Creolen, deren Sclaven sie früher gewesen waren. Er war ein Knecht der Spanier; er verspritzte das Blut der Neger, um die Gunst des spanischen Hofes sich zu erwerben, aber er that nichts, um ihnen zur ersehnten Ruhe und Freiheit zu verhelfen. Jean Francois hatte sich einen Titel, Reichthümer und Freunde erworben und er vergaß in seinem Glück, daß ihn ein bedrängtes Volk von Brüdern mit seinem Herzblut zu dieser Stufe des Glückes und der Macht erhoben hatte, um einst durch seine Hilfe Frieden nach so großen Leiden zu erhalten.

Das alles sah Toussaint und sein Herz blutete. Er bedachte was geschehen müßte, um diesem schrecklichen Zustande ein Ende zu machen und in seiner Brust reifte ein großer Gedanke.

Er suchte die Gesinnung der vornehmsten Negeroffiziere zu erforschen und fand, daß sie ihm gleich ge-

ſinnt waren. Die Gefühle neigten ſich zum alten, früher ſo ſehr geliebten Mutterlande hin. Touſſaint und ſeine Brüder waren Franzoſen; ſie dankten Frankreichs Bürgern ihre Freiheit. Franzoſen hatten die große Idee der Freiheit aller Menſchen ausgeſprochen. Frankreich hatte noch immer die Arme verſöhnend für die Neger offen gehalten. Es verſprach fortwährend mitten im Krieg und Kampf, ſie als ſeine ſchwarzen Bürger zu lieben und zu ehren, während Spanien in ſeinen Colonieen die Neger an der Kette hielt und ſich durch Touſſaints und ſeiner Brüder Hilfe nur in den Beſitz des franzöſiſchen Domingo ſetzen wollte, um neue Sclavenketten für die Neger zu ſchmieden. Da reifte der Entſchluß in Touſſaint, mit Frankreich Friede zu ſchließen und ſich dem alten, noch immer heißgeliebten, dem Vaterlande der Freiheit und des Ruhms in die Arme zu werfen Aber vorerſt wollte er Jean Francois hören.

Er begab ſich zu dem Obergeneral und begann mit ihm eine Unterredung über den Stand der Dinge. Jean Francois ahndete nicht, weßhalb Touſſaint ſeine Meinung hören wollte, und ſprach unumwunden ſeine Zufriedenheit mit ſeinem Looſe, ſeine Anhänglichkeit an Spanien und ſeinen feſten Entſchluß aus, unter allen Umſtänden dem Fürſten, dem er Treue geſchworen und der ihn ſo hoch erhoben hatte, treu zu bleiben.

»Du würdeſt Dich alſo niemals mit den Franzoſen verſtändigen?« fragte Touſſaint.

»Und böten ſie mir alle Schätze der Erde,« rief Jean Francois, »es würde nie geſchehen. Ich bin der Diener eines großen Königs, ich bin ein Edelmann, ein Ritter, wie könnte ich das alles gegen den elenden Namen eines Bürgers vertauſchen, der mich nicht allein mit den hochmüthigen Weißen, ſondern auch mit jedem armen Neger gleichſtellt.« Nein Touſſaint, fuhr er fort: »wir ſind nicht darum General und Oberanführer geworden, um unſere Anſprüche für ein paar Träume der Ketzer und Königsmörder aufzugeben. Freiheit! o wohl, wir wollen frei und glücklich ſein, und wir ſind es in der Gnade eines großen Königs. Dieſer Haufe von Negern aber, welche Thieren mehr als Menſchen gleichen, muß beherrſcht, gezüchtigt werden, damit ſie gehorſam und arbeitſam ſind. Für ſie gibt es keine Freiheit. Wenn die Franzoſen vertrieben ſind, mein Bruder, dann theilen wir uns in das Land. Die Neger müſſen für uns arbeiten, wir ſind die treuen Diener des Königs von Spanien und dann werden wir Freiheit, Glück und Frieden finden.«

Touſſaint hatte genug gehört. Er verachtete dieſen Elenden auf das Tiefſte, der für ſeine armen Brüder kein Herz hatte, ſondern nur für ſeinen Vortheil handelte. Er verließ ihn und in der Nacht ging ein Bote nach dem andern aus ſeiner Wohnung ab. Touſſaint Breda wollte einen andern Weg gehen und er bereitete alles entſchloſſen und klug vor.

Längst galt er im Heere alles, während man Jean Francois verachtete. Touſſaints Name war gefeiert. Wer Klagen hatte, kam zu ihm. Er war der Fürſprecher, der Beſchützer und Freund der Unterdrückten. Alle umfaßten ihn mit Liebe und Ehrfurcht. Er ſtrafte und belohnte mit Gerechtigkeit und Weisheit und ſein Ausſpruch ſchlichtete allen Streit und verſöhnte alle Parteien. Er tröſtete die Kranken und Betrübten, er war fröhlich mit den Fröhlichen. Seine Weisheit wurde bewundert und ſeine Güte. Begeiſterte Blicke, Freudengeſchrei und Gebet folgte ihm, wo er ſich zeigte. Touſſaint hatte beſchloſſen, zu den Franzoſen überzugehen, mehrere ſeiner vertrauteſten Freunde mit ihm; er wußte, daß ihm die Neger folgen würden und er führte kühn ſeinen Entſchluß aus.

Neuntes Kapitel.

Touſſaint l'Ouverture vereinigt ſich mit dem Heere Frankreichs.

Zwei Tage ſpäter ritt ein Mann auf einem weißen Roß in ein düſteres Thal. Ihm folgten ſechs vertraute berittene Neger, denen er auf den Anhöhen Plätze anwieß, um die höher liegende Umgegend zu bewachen. Er allein verfolgte dann ſeinen Weg in die enge Schlucht

und nachdem er einen freien Platz erreicht hatte, sprang er vom Pferde und band dasselbe an einen Baum. Es war Toussaint und hier erwartete er Botschaft vom französischen Generalgouverneur.

Die Nacht brach an. Toussaint machte unter dem Baume Feuer an und harrte des Boten. Es war still in der einsamen Schlucht; nur das Rauschen der Bäume war zu vernehmen.

So stand Toussaint fast zwei Stunden, versunken in tiefe Gedanken. Nur zuweilen bückte er sich, um einiges Reisig zum Feuer zu legen.

Plötzlich vernahm er in der Ferne Pferdegetrapp. Bald kam aus der Tiefe des Thales ein Reiter in der Uniform eines französischen Husaren. Toussaint rief ihn an und der Fremde antwortete mit dem Losungswort: **Dieu donné la France!**

Freudig entgegnete der Neger: »Und schütze Frankreichs schwarze Bürger! Gott sei gelobt, daß Sie kommen. Wo ist der Adjutant, den mir General de la Veaux zu senden versprach?«

Der Offizier grüßte ehrerbietig. »Sogleich, mein General, wird er erscheinen. Die Vorsicht gebot ihm, zurückzubleiben. Ich eile, ihn von Ihrer Anwesenheit zu benachrichtigen.«

Mit diesen Worten steckte er die Pistole in die Halfter, wendete sein Roß und sprengte davon. Einen Augenblick nachher erschienen vier französische Offiziere,

begleitet von einem Detaſchement von Huſaren, die im Hintergrunde der Schlucht hielten.

Touſſaint erwartete ſie unter dem Baume. Er zog den Hut und grüßte würdevoll, als die Abgeſandten mit militäriſcher Ehrenbezeugung ſich vor ihn ſtellten.

»Iſt alles bereit?« fragte Touſſaint mit voller, feſter Stimme.

»Alles, mein General,« entgegnete der Adjutant. Hier iſt das Schreiben des Generalgouverneurs und hier ſind die näheren Beſtimmungen meines Vorgeſetzten, des Generals und Bürgers de la Veaux.«

»Geben Sie, Bürger, rief Touſſaint, indem er voll Freude nach den beiden Schreiben griff. Dann kniete er nieder, öffnete ſie und las aufmerkſam und mit ſichtbarer Rührung. Die Offiziere ſtanden ſtumm und mit entblößtem Haupte um das Feuer.

Jetzt erhob ſich Touſſaint. Sein Auge ſtrahlte, Thränen glänzten in demſelben.

»So iſt es alſo der feſte Wille des Generalgouverneurs, uns allen völlig gleiche Rechte mit den weißen Bürgern Frankreichs zu bewilligen und die Offiziere und Soldaten des Heeres im Rang zu laſſen, den ſie bekleiden?«

»Ja, mein General, ich verbürge mich mit meinem Leben und meiner Ehre« rief ein ältlicher Offizier, der dicht mit dem Mantel verhüllt war.

»Wer ſind Sie, mein Bürger?« fragte Touſſaint,

dem der gebietende Blick des Mannes und die Entschiedenheit, mit der er sprach, gefielen.

Der Fremde warf den Mantel zurück und — vor Toussaint stand ein Mann in der prachtvollen Uniform der französischen Generalität.

»Ich bin La Veaux, General Toussaint und ich segne die Stunde, in welcher ich so glücklich bin, Sie kennen zu lernen, «rief er mit bewegter Stimme. An mein Herz, Bürger Toussaint, mein Freund, mein Bruder!«

Ueberwältigt von stürmischen Gefühlen, sanken sich beide Männer an die Brust. Die Offiziere waren Zeugen dieser Scene und die Gewalt dieses Augenblicks war so groß, daß sie ihre Thränen nicht zurückhalten konnten.

Toussaint riß sich endlich los und sprach: »Mein General, eilen Sie jetzt zurück und erwarten Sie mich. Ich gehe, um Ihnen das Negerheer zuzuführen. Ohne Kampf wird es nicht möglich sein, doch — die Vorsehung wird mein Werk gelingen lassen. Es ist alles vorbereitet und ich hoffe, noch vor der Morgendämmerung bei Ihnen zu sein. Dann wollen wir vereint alle Feinde Frankreichs vernichten und bald wird der Frieden und die Ruhe die matten Kämpfer lohnen.«

Nach einem innigen Abschiede verließ de la Veaux mit seinen Begleitern das Thal. Auch Toussaint kehrte zurück und erreichte unbemerkt und wohlbehalten das spanische Lager.

Seine Familie bewohnte hier ein auf einem Hügel gelegenes Haus und er traf die Versammelten beim Abendmahle. Toussaint überblickte sie und da er diejenigen fand, welche er hieher bestellt hatte, so sprach er zu Dessalines und den übrigen Offizieren:

»Jetzt meine Freunde, Entschlossenheit und Vorsicht. Alles ist bereit! An die Spitze Eurer Truppen. Die Colonne von viertausend Mann, welche ich kommandire, bewegt sich in diesem Augenblick der Grenze zu. Du, Dessalines, vereinigst Dich mit uns und die achthundert schwarzen Jäger werden Dir folgen.«

Die schwarzen Offiziere ergriffen ihre Hüte und Waffen und stürzten hinaus. Toussaints Gattin und ihre Nichten standen voll Erstaunen und Schrecken. Er lächelte und sprach:

»Unser Mahl ist zu Ende; die nöthigen Pferde und Maulthiere hat Jallo bereit gehalten. Sie erwarten Euch; in zehn Minuten müssen wir auf dem Wege sein.«

Diese letzten Worte brachten eine noch größere Bewegung unter den Damen hervor. Sie waren geneigt, das Ganze für Scherz zu halten. Nur Toussaints Gattin sah ihm den vollen Ernst an und bat, doch erst das Nöthigste packen zu dürfen.

»Nichts, gar nichts von Allem soll mitgenommen werden. Laß alles, wie es ist; lösche kein Licht, schließe keine Thüre, sie müssen drüben glauben, wir säßen hier ruhig beim Mahle und ließen es uns wohl sein.«

Noch zögerten die Damen, aber Touſſaint drängte und ſo fügten ſie ſich denn ängſtlich und widerſtrebend in die Nothwendigkeit, gingen hinab und beſtiegen die Maulthiere jammernd. Touſſaint blieb unter der Thüre ſtehen und ſagte:

»Kein Wort, kein Laut; nichts iſt in dieſer Nacht gefährlicher, als eine ſchwatzhafte Zunge. Euer Leben hängt von Euerm Schweigen ab.«

Dieſe mit tiefem Ernſt geſprochenen Worte reichten hin, um alle verſtummen zu machen. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung und eine kleine Abtheilung Bewaffneter, den treuen Diener Touſſaints, Mars Plaiſir an der Spitze, ſchloß ſich an. Ohne einen Laut ging es eilig die Höhen hinab und unten ſtieß man auf eine Kolonne von ſchweigenden Geſtalten. Es war Deſſalines mit ſeiner wilden Schaar.

In dem Augenblick, wo man ſie erreichte, erſcholl ein Waffenlärm, ein Rufen mehrerer Stimmen, der raſche Tritt einer geſchloſſenen Maſſe und das Stampfen und Schnauben von Pferden, die ſich vom entgegengeſetzten Ende des Thales zu nahen ſchienen.

Touſſaint, der jetzt die Seinen erreicht hatte, murmelte betroffen:

»Was iſt das? Ein Verrath! Zur Erde meine Brüder.«

Die Schaar, die ihn umgab, folgte ſogleich dem Befehle, und legte ſich auf den Boden nieder. Die zu

Pferde hielten schweigend und hörten ängstlich den Lärm an, der sich vor ihnen erhob. Die gewöhnlichen Anrufungen durch Wachen erfolgten; die beiden verschiedenen Abtheilungen waren zusammengetroffen; Dessalines stand an der Spitze der Seinigen.

»Wer da?« rief der Vorposten der Jäger.

»Spanier!« rief ein Mann laut durch die Nacht. Toussaint kannte die Stimme. Es war ein alter Obrist.

»Wer seid Ihr?« rief er laut. »Warum seid Ihr bei Nacht hier? Wer befehligt Euch?«

»Dessalines! rief die rauhe Stimme dieses Anführers. »Was wollt Ihr in Limbé?«

»Hier ist Macaya, erwiederte der Spanier näher heranreitend. »Gut, daß wir Euch treffen, Dassalines, wir haben den eiligsten Auftrag für Euch von Marquis Jean Francois und Don Alonso, die Euch und General Toussaint eiligst sprechen wollen, um —

In diesem Augenblick wurde die Rede unterbrochen; ein lauter Schrei nach Hilfe, ein Fall erfolgte und dann hörte man Dessalines rufen:

»Haut sie nieder! nieder mit all diesen spanischen Hunden!«

Ein schreckliches Getümmel erfolgte, und obwohl kaum einige Schüsse fielen und selbst das sonst so wilde Angriffsgeschrei der Neger unterblieb, hörte doch jeder, daß ein mörderisches Gefecht statt hatte. Die Spanier

waren überraſcht, getrennt, umringt und fielen faſt wehrlos unter den Streichen ihrer Bundesgenoſſen. Touſſaint rief den Seinen zu, ſeitwärts gegen die Berge hin ihren Weg zu nehmen. Dieſe ſetzten ſich in Bewegung; die kleine Schutzwache der treuen Aradas umringte und leitete die Maulthiere, auf denen die Frauen ſaßen, und bald ging es über das Hügelland hin, denn ſelbſt die klugen vom Gewehrfeuer erſchreckten Thiere wurden durch den richtigen Inſtinkt getrieben, einen Ort zu fliehen, wo ihr Leben bedroht war.

Bald befanden ſie ſich ferne vom Orte des Kampfes, im Schooß der Berge und jetzt befahl Touſſaint den Wachen, die Füße der Maulthiere zu umbinden, damit der Tritt ihrer Hufe auf dem felſigen Boden nicht zu hören ſei. Zugleich ermahnte er alle, jeden Laut zu vermeiden und ſelbſt bei der drohendſten Gefahr ſich nicht ſelbſt zu verrathen.

»Haben wir denn jetzt noch Gefahren zu befürchten?« fragte Touſſaints Gattin.

»Dort hinauf müſſet ihr,« entgegnete Touſſaint auf die Felſen zeigend. »Wie leicht ſtrauchelt eines der Thiere und ein Schrei des erſchrockenen Reiters, ein Laut, ein Schnauben kann uns den ſpaniſchen Wachen verrathen.«

Während er ſprach, hatten die Neger den Maulthieren Beutel von Baſtgeflecht über die Füße gezogen, die beſonders dazu beſtimmt und bereitet waren. Das

ſpaniſche Maulthier der Berge iſt ein kluges, vorſichtiges und treues Geſchöpf. Es tritt nur dann auf, wenn es an gefährlicher Stelle mit dem Vorderfuß den Stein, der vor ihm liegt, unterſucht hat, ob er auch feſt und ſicher liegt und unter dem Huf nicht weichen kann. Dann ſetzt es an engen Stellen Fuß vor Fuß und wendet den Kopf ſeitwärts gegen die ſteile Felswand. Sicher bringt es ſeinen Reiter hinauf auf die Höhe des Gebirgs. Es iſt gut, an den gefährlichſten Stellen das Thier allein und ohne daß man es lenkt, klettern zu laſſen. Deßhalb ſchließt auch der Reiter in ſolchen Augenblicken das Auge, um den Schwindel und die Angſt beim Anblick der Abgründe zu vermeiden und überläßt ſich getroſt ſeinem Thiere, das langſam und mit äußerſter Vorſicht hinaufſchreitet.

»Jetzt gehabt Euch wohl,« rief Touſſaint, Mars Plaiſir und meine Arradas werden Euch ſicher an den Ort bringen, wo wir uns wieder ſehen. Ich muß hinab, um meine Colonne in dieſer Nacht zu führen. Schweigt, dann geht alles glücklich.«

Wie ein Schatten verſchwand er in der Nacht. Wir wollen nun dem Marſche der Frauen folgen, die durch das Gebirg auf einem mit den Vorpoſten der Spanier beſetzten heimlichen und nicht gefahrloſen Weg nach dem franzöſiſchen Gebiete zogen.

Im Gefunkel der Sterne, die immer heller aus dem Bergdufte traten, ging es unter dem Schirm einer

Waldleiste den Felsen hinan. Bald aber hörte dieser Schutz auf und die Thiere bewegten sich mit ihren Reitern in einer langen Linie zwischen zwei hohen Felsengipfeln hin. Oben sahen sie Licht auf beiden Seiten. Es waren spanische Blockhäuser, die eine Strasse bewachten, welche sich von hier aus in die Ebene zum Meere hinabsenkte. Sie durchkreuzten den Weg und eben so vorsichtig leise zogen sie einen nackten jähen Felsen hinan. Plötzlich stand Mars Plaisir, der den Zug führte, stille, und betrachtete einen schwarzen Punkt, der beweglich hin- und herschwankte. Jetzt hielten alle und in diesem Augenblick hörte man auch das Klirren eines Gewehres, und die tiefen Töne einer Stimme, die ein Liedchen vor sich hin brummte. Gleich darauf aber schwieg die Wache und schrie mit dem spanischen Anrufe:

»Quien va allée?! — Alto ahi!« (Wer kommt da?! Steht!)

Der ganze stille Zug stand in der That. Nur einer der Arradas warf sich leise zu Boden und verschwand langsam kriechend in der Nacht.

»Quien va allée?! wiederholte die Schildwache indem sie ein paar Schritte näher trat, und das Gewehr feuerfertig machte. Deutlich hörte man das Krachen des Hahnes, den der Soldat spannte. Jetzt legte er an, um nach dem Zuge zu feuern.

In diesem Augenblick stieß der Spanier einen tiefen

Seufzer aus; das Gewehr stürzte klirrend in den Abgrund neben ihm, er wankte einen Augenblick und dann rollte er langsam über den Abhang hin und fiel, ohne weiter einen Laut von sich zu geben, hinab in die Schlucht.

Plötzlich kam der Arrada wieder heran und flüsterte Mars Plaisir einige Worte zu, worauf dieser den Weg fortsetzte.

Diese ganze Scene trug sich so schnell zu und mit so wenig Geräusch, daß die erschreckten Frauen erst, nachdem sie eine weite Strecke zurückgelegt hatten, völlig den schauderhaften Zusammenhang begriffen.

»Mars Plaisir, sprach Toussaints Gattin leise, was ist aus der Wache geworden?«

»Er ist todt!« entgegnete der Diener, indem er auf den Abgrund zeigte, »der Arrada hat ihn erdolcht und hinabgestürzt.«

»O Gott, mußte denn diese grausame That geschehen!« rief die ängstliche Frau, konnten wir nicht einen andern Weg einschlagen?«

»Entweder er, oder wir, Madame. Hier blieb keine Wahl,« entgegnete der treue Diener. »Wenn der Arrada die Wache nicht aus dem Wege geräumt hätte, so brannte der Soldat im nächsten Augenblick sein Gewehr auf uns ab. Droben, — bei diesen Worten zeigte der Neger auf die beleuchteten Kuppen der Felsen — droben liegt eine Compagnie Spanier; da ist eine Batterie er-

richtet und dem Schusse der Wache würde der Donner der Lärmkanone gefolgt sein. Alles wäre wach geworden und man hätte uns entweder getödtet, oder gefangen genommen.«

»Aber der arme Mensch! Er sang ein fröhliches Liedchen und dachte an keine Gefahr! Ach und jetzt liegt er ermordet im Abgrunde. Welch' ein schreckliches Loos!« rief Toussaints Gattin voll Mitleid und Abscheu.

»Das ist der Krieg, Madame!« sprach Mars Plaisir kalt. »Doch jetzt stille, bis wir an ihnen vorbei sind, damit nicht noch mehr Blut unnütz vergossen wird.«

Schnell und vorsichtig wurden die Maulthiere mit ihren zitternden aber schweigenden Reiterinnen über den Felsengrund geleitet und nun ging es jäh hinab in eine schwarze finstere Schlucht, wo ein einziger Fehltritt der Thiere diese unfehlbar zerschmettert haben würde. Glücklicherweise bildete jedoch der Felsen keine glatte Fläche, sondern eine Reihe von Schichtungen und Geschieben die tafelförmig auflagen, wie lange unregelmäßige Stufen, und bald rollte auch ein kleines Bergwasser darüber hin, das den röthlichen Lehm und Schutt der Insel reichlich mit sich führte, auf welchem die Thiere festeren Fuß fassen konnten. Je tiefer man kam, desto finsterer und schauriger ward die Schlucht, aber auch um so sicherer das Gelingen des Wagestücks. Noch zweimal sah man spanische Wachen auf den Höhen im hellen Lichte des aufgehenden Mondes, doch Mars Plaisir spottete ihrer

und ſchrie ihnen laut einen guten Abend zu. Der Ton ſtieg dumpf aus der brauſenden Schlucht hinauf und die Wächter mochten ihn eher für das Werk boshafter Teufel halten, als für eine menſchliche Stimme. Tiefer, als hundert Fuß lief der Spalt zwiſchen ſenkrechten Wänden hin. Die kleinen Bergwaſſer ſtürzten alle hinein und füllten ihn aus, halb entwurzelte Bäume hingen darüber, unten lag eine Nacht voll Schrecken und oben ſtrahlte das helle Licht des Mondes auf die hohen Kronen der Waldrieſen. Wer hätte ahnen können, daß eine kleine Anzahl flüchtender Frauen und ihre Begleiter hier einen Weg in das Land des Feindes ſuchten? Wenige Trümmer, von den niederhängenden Felſen abgelöſt, hätten hingereicht, Alle zu begraben. Aber muthig ging es weiter durch das ſchäumende Waſſer, bis man einen Punkt erreichte, wo es leichter war, die Höhe zu erklimmen. Hier, von aller Gefahr befreit, erklärte Mars Plaiſir fröhlich, daß man jetzt nur wenige Höhen noch zu erklimmen hätte, um in die Ebene des Nordens hinabzuſehen. Eine kurze Friſt reichte zur Erholung hin und raſch ging es auf das Ziel los. Der Wald mit ſeinen mondglänzenden Stämmen flog vorüber, und endlich öffnete ſich der Blick, gerade, als der erſte, grauröthliche Schimmer die öſtlichen Säume färbte, und in den erbleichenden Mondſtrahlen die Haufen der Neger ſichtbar wurden, welche aus den fernen, höheren Bergen hervorbrachen. Drei hinter-

einander fallende Schüsse wurden von den Arradas erwiedert und rasch durchjagten jetzt die Reiterinnen die Ebene, in deren Mitte Toussaint Breda sie an der Spitze seines Schlachthaufens schon erwartete. Ein dunkler, weitflatternder Mantel umhüllte ihn und sein milchweißes Roß.

Da ging die Sonne auf und ihr erster Strahl blitzte auf eine große dreifarbige Fahne, welche mitten in der dichten Negerschaar enthüllt wurde. Der Wind trieb das große glänzende Panier weit durch die Luft. Da versammelten sich alle Anführer der Neger um Toussaint, der begeistert die Hände nach dem Panier der Freiheit und des Ruhms ausstreckte und mit lauter Stimme rief:

»Vive la France! Vive la Revolution! Vive la Liberté!«

Ein unaussprechlicher Jubel brach aus und viele tausend rauhe kräftige Stimmen hallten diesen freudigen Ruf nach. — Als sich das Geschrei legte, sendete Toussaint einige Offiziere ab, um den General la Veaux von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Aber bald kehrten diese in Begleitung des ganzen französischen Generalstabes zurück. Schnell ließ Toussaint die Seinen sich aufstellen um den Befehlshaber der Franzosen mit allen militärischen Ehren, die ihm gebührten, zu empfangen. Als la Veaux nahte, wirbelten die Trommeln und ein tausendstimmiges Vivat empfing ihn.

Da zog der alte berühmte Krieger den Hut und begrüßte die Tausende, die ihm Toussaint zuführte achtungsvoll. Dann sprang er vom Pferde und ging Toussaint entgegen, der gleichfalls abgestiegen war und sprach:

»So gewiß, mein General, als diese Farben unserer Fahne der Freiheit allen Menschen voranwehen sollen, so gewiß werden Sie groß und glücklich, und ein Erlöser und Erretter Ihres Volkes gepriesen werden und Ihr Name, ein Sinnbild aller Menschentugend, unverlöschlich in den Tafeln der Geschichte glänzen!«

Er konnte vor Freude und Rührung nicht weiter sprechen. Stumm sank er in Toussaints Arme und erst nach einigen Augenblicken sagte dieser:

»Diese heilige Freiheit wird immer meine Führerin sein, ich will sie ewig lieben! Aber sollte ich jemals vergessen, daß ich ihr erster Sohn bin, so möge mich der geringste meiner Brüder daran mahnen, mich zurückrufen, und ich werde willig der wahren Tugend folgen!«

La Veaux umarmte ihn nochmals und dann alle Anführer der Neger nach der Reihe. Dann sprach er:

»Jetzt, mein General, lassen Sie uns aufbrechen, denn Ihre weißen Brüder, die Franzosen, sehnen sich nach so großen Leiden diesen schönen Augenblick der Versöhnung mit ihren schwarzen Brüdern zu feiern. Ich eile Ihnen voran, um alles auf Ihre Ankunft vorzubereiten.«

La Veaux sprengte blos von einem Adjutanten begleitet davon, während die Neger sich in Marsch setzten und die französischen Generale und Adjutanten sich mit den Anführern der Neger an die Spitze der Colonnen stellten. Unter hellem Trommelschlag und mit wehenden dreifarbigen Fahnen ging es dem französischen Lager zu.

Hier war la Veaux schon angelangt, und als sich die frohe Nachricht nun verbreitete, daß viele tausend Neger aus den Bergen gekommen wären, in Freundschaft und Frieden, daß sie streiten wollten für Freiheit und Republik als französische Bürger, und Spanier und Engländer verjagen helfen: da erwachte das leichtentzündliche Blut. Der Taumel der Begeisterung und die glühenden Freiheitsideen ergriffen Jung und Alt, Vornehme und Geringe. Man brach frische Palmenzweige und Rosen und Jasmin, die in die Läufe der Flinten gesteckt wurden. Das Freudengeschrei und mehr noch die Thränen auf allen Gesichtern zeugten von dem tief empfundenen Gedanken an die gerettete Majestät des Vaterlandes. Diese tapfern Krieger, welche seit Monaten für dessen Ruhm kämpften, und dabei den eigenen unsterblichen errungen hatten; sie die ohne Schuhe und Kleider, ohne Brod, und selbst, seit Wochen schon, ohne Flintensteine und Pulver, nicht verzagt, sondern freudig geschworen hatten, zu sterben, streckten nun, wo die Rettungssonne aufging, weinend die Arme aus und wußten nichts zu sagen, als das Eine: Es lebe das Vater-

land!« — Vergessen war der Hunger, der auf den abgezehrten Gesichtern lag, vergessen die dumpfe Gewißheit des Todes, der noch vor wenigen Augenblicken seine Sichel über alle diese Opfer des Elends schwang. Sie umklammerten die Hände ihres Vaters de la Veaux, die Knie ihrer alten Offiziere, und stürzten dem General nach und den Musikchören, welche ohne Befehl die Freiheitshymne zu spielen begannen. —

Die Neger zogen unterdeß, von Toussaint und dem vereinigten Neger- und französischen Generalstab angeführt, heran und erblickten mit Bestürzung die Massen der weißen Soldaten, welche gegen sie anrückten. Aber bald gewahrte man die grünen Friedenszweige, die Rosen und Blumen und das laute tausendstimmige Geschrei: »Willkommen, Brüder, willkommen, Bürger der Freiheit! Willkommen, Franzosen! Die Reihen waren schnell durchbrochen, Neger und Weiße sanken sich in die Arme und küßten sich schreiend und weinend und Liebesworte stammelnd. Die armen Schwarzen, so lange entwöhnt, in den Franzosen Freunde zu erkennen, aber dankbar für diese Liebe der weißen Männer, plünderten ihre ärmliche Nacktheit, wie sie konnten, um Liebeszeichen zu verschenken, und die weißen Söhne der Republik vergalten diese Geschenke durch andere, welche, so gering sie auch in ihren Augen sein mochten, wie Knöpfe, kleine Messer, alte Kleidungsstücke und selbst das unbrauchbarste Fleckchen Leder, doch bei ihren schwarzen Waffen-

brüdern einen Werth fanden, der gewöhnlich ein gellendes Freudengeschrei und Zeichen der ausgelassensten Dankbarkeit zur Folge hatte. Viele mußten zurückgehalten werden, damit sie ihren Wohlthätern nicht die Füße küßten. Andere sah man niederknieen und betheuern, daß sie die unterthänigen Diener und Knechte ihrer Freunde aus dem großen Lande Republik seien. Schwüre wurden mit Begeisterung gethan, daß es gar nicht wahr sei, was die Spanier und ihre schwarzen Brüder sagten, daß der Teufel nämlich, der Vater aller dieser fürchterlichen Wesen, aus dem Republikanerlande wäre, die lange Krallen an den Händen hätten, oft sich von Menschenfleisch nährten und entsetzlich stänken.

Bald war auch das Lager der Schauplatz eines Festtages der neuen Brüderschaft. Der Obergeneral ließ die spärlichen Vorrathskammern öffnen, die kleinen Brodportionen verdoppeln, die letzten Stücke Vieh schlachten, Zitronen, Bananen, Reis, Rum und Wein wurde so reichlich, als möglich, gespendet, und nun regten sich Wirthe und Gäste. Alle waren voll Freude und junger Hoffnung. Es sammelten sich auch aus der Umgegend viele verlaufene und hoffnungslose Menschen, denen der Lebensfunke neu angeregt wurde. Mischlinge von aller Farbe, der Troß der Weiber und die Reste jener stolzen Bewohner, die es ehemals als eine schreckliche Beleidigung geahndet haben würden, hätte Jemand ihnen zugemuthet, einen Augenblick in dieser verachteten

Gesellschaft zu sein. Alle kamen sie aus Port de Pair herbei, wo sich eine zitternde, kranke und abgemagerte Menge als in dem letzten Asyl zusammengedrängt hatte. — Man sah darunter mehrere, die einmal große Herren in prachtvollen Kleidern gewesen waren und nichts mit ihren Sclaven gesprochen hatten, als die schrecklichen Worte: Spannt die Schurken in die Schwebe und fünfzig Hiebe! oder: Legt Kugelketten an seine Füße! oder andere verhängnißvolle Bluturtheile. Nun standen sie mit gierigen Blicken an den Feuern, wo die Speisen kochten, welche sie sonst wohl kaum für ihre Hunde gut genug hielten, und baten leise um die Erlaubniß, ein klein wenig mitessen zu dürfen, weil sie viele Tage schon keinen warmen Bissen in den Mund gebracht hätten. Einige trafen auch ihre ehemaligen Sclaven wieder, und die Geschichtsschreiber wissen es als einen Beweis der gutmüthigen Natur dieser schwarzen, unwissenden Menschen zu rühmen, daß sie, statt des Elendes ihrer Tyrannen zu spotten, Thränen über deren jämmerlichen Anblick weinten und mit ihnen theilten, was sie besaßen. Ueberhaupt erwachte jetzt die afrikanische Leidenschaft nur, wenn in der Schlacht das Blut sich erhitzte, denn die allgemeine Raserei des Aufruhrs war vorüber.

Im Laufe desselben Tages zeigten sich auch schon die Spuren des Abfalls eines Mannes, der von diesem Augenblicke an das Schicksal der Colonie in seiner Hand hielt. Von den Bergen strömten die Neger in Schaaren

herunter und vergebens ſuchten die Spanier und ihr Schützling Jean Francois die Grenzen zu ſichern. Ganze Haufen ſchafften ſich gewaltſam einen Weg, der über Leichen ging und ſchon am Abend waren zehntauſend Neger für Frankreich. Nach wenigen Augenblicken hatte ſich Touſſaints Ausſpruch vollkommen beſtätigt. Mehr als Hundert Tauſend Neger ſtanden unter ſeinem Befehl, bereit auf Leben und Tod jede ſeiner Unternehmungen auszuführen. Unter ſolchen Ausſichten begann der Krieg gegen die Spanier und Engländer.

Touſſaint fühlte, welche Hoffnungen das Vaterland und ſeine Brüder auf ihn ſetzten und er ſchwur, alle ſeine Kraft daran zu wenden, ſie mit Gottes Hilfe zu erfüllen. Jetzt warf er alle Erinnerungen an eine ſchmachvolle Vergangenheit voll Leiden und Knechtſchaft ſtolz von ſich. Selbſt den Namen, der ihn und Andere beſtändig an jene böſe Zeit erinnerte, legte er öffentlich ab. Von nun an wurde er unter dem neuen bezeichnenden und ehrenvollen Namen:

Touſſaint l'Ouverture

geachtet und von den Feinden gefürchtet!

Eilftes Kapitel.

Touſſaint beſiegt die Engländer und Spanier, erobert das Gebiet derſelben und wird Obergeneral von St. Domingo. Touſſaint und Napoleon Buonaparte. Touſſaints ſegensvolle Thätigkeit. Borels Moroverſuch und ſein Ende.

Frankreich, in welchem dazumal der nachherige Kaiſer Napoleon Buonaparte als Direktor im Verein mit zwei andern Männern die Regierung leitete, bewieß ſich gegen Touſſaint nicht undankbar. Der große Neger hatte bald den neben ihm fechtenden franzöſiſchen Generalen gelehrt, wie man in Domingo und namentlich mit Negern Krieg führen müſſe und die Franzoſen, denen die ſchwarzen Soldaten nie willig und eifrig gehorchten, unterwarfen ſich halb freiwillig, halb gezwungen dem Genius des großen Mannes. Eine Feſtung, eine Stadt nach der andern ergab ſich. Schlachten wurden geſchlagen, Citadellen durch Stürme eingenommen, das Gebirg, das Flachland — alles wurde erobert und die Heere der Engländer und Spanier wichen hoffnungslos dem Andrang der Neger, die mit Begeiſterung für die Freiheit und für ihren großen Anführer ſtritten. Das ganze ſpaniſche Gebiet wurde erobert, die Engländer wurden verjagt und nach Verlauf weniger Jahre war die ganze Inſel St. Domingo in Touſſaints

Gewalt. Nur der Süden war noch von Rigaud und den Mulatten besetzt, die dort mit unwandelbarer Treue für das Interesse der französischen Republik, aber mit abwechselndem Glück gefochten hatten.

Als Napoleon jedoch erkannte, zu welcher Macht und zu welchem Ansehen Toussaint l'Ouverture gelangt war, fürchtete er, daß der Neger dieselbe zu seinem Vortheile mißbrauchen könnte. Toussaint hatte, wie jeder geniale Mensch, der sich durch seine großen Eigenschaften aus dem Staube emporschwingt, Feinde, die ihn grimmig haßten. Diese Menschen suchten alles, was er that, zu verkleinern, sie bemühten sich, ihm durch Hindernisse, welche sie ihm in den Weg zu legen suchten, wehe zu thun; sie waren erfindungsreich und boshaft genug, um das Gelingen seiner großen Entwürfe zu hindern; sie verläumdeten ihn; sie errangen sich in Frankreich Einfluß, stellten dort alles, was Toussaint that, in einem falschen Lichte dar und — Napoleon, ohnehin neidisch auf den Ruhm des Mannes, der für Frankreich die große Colonie gerettet hatte, dachte kleinlich genug, um Toussaint zu hassen und ihm den Untergang zu bereiten.

Alles das wußte Toussaint. Es kränkte ihn, mit Undank belohnt zu werden; er kannte seine Feinde — aber er that, als ob er sie nicht bemerke. Unerschüttert ging er seinen Weg. Domingo war in seiner Hand; es war eine Wüste geworden; aber auf seinen Befehl

verwandelten sich die verheerten Gefilde in blühende Fluren. Ohne auf den Unterschied der Farbe oder der politschen Denkungsweise zu achten, war ihm jeder geschickte, tüchtige und brauchbare Mann willkommen und fand in Domingo passende Anstellung. Die Neger mußten arbeiten, aber sie wurden dafür bezahlt, besser, als die Taglöhner in Europa. Es wurde das ganze Land in Kreise, diese in Distrikte und diese wieder in kleinere Abtheilungen getheilt. Man baute Dörfer, Wohnungen, Mühlen, Fabriken. Dann Zucker, Kaffee, Reis, Tabak, alle nur erdenklichen Lebensmittel und Colonialwaaren und die Felder lieferten unaussprechlich reiche Erndten. Da bevölkerte sich das Land, die Neger fingen an, das Glück des freien Eigenthums zu fühlen; sie gewöhnten sich an das geregelte Leben fleißiger Arbeiter und eine bessere Zeit kehrte in Domingo ein. Gegen träge Vagabunden, oder gegen Menschen, die gegen die Gesetze frevelten, handelte Toussaint mit eiserner Strenge. Seine rechte Hand war Dessalines. Dieser fürchterliche Mann übte eine Polizei in Domingo, die sich mit der besten europäischen vergleichen durfte. Toussaint selbst war unermüdet thätig. Er flog von einem Ende der Insel zum andern, half, belehrte, ermunterte, drohte, strafte, wo und wie es nöthig war und überraschend schnell zeigten sich die Folgen seiner segnenden Thätigkeit.

Schiffe belebten die Häfen und Rheden. Ein neuer, ausgebreiteter Handel fing an, Gold und Schätze nach Domingo zu führen. Das Innere der Insel wurde von Strassen durchzogen, die von den müssigen Soldaten gebaut werden mußten. Eine ungeheuere Regsamkeit belebte jetzt die Fluren dieses schönen Landes und die Seele all' dieser Thätigkeit war Toussaint.

Die Nachrichten von dieser schönen Veränderung verbreiteten sich im Mutterlande. Man fühlte, welche Verdienste Toussaint sich durch seine wohlthätigen Einrichtungen und durch sein energisches Handeln erwarb und man hätte nur gewünscht, daß er nach den Vorschriften handeln möchte, die man ihm ertheilte, oder nach dem Willen der Commissäre, die man ihm zusendete. Das that Toussaint aber nicht und er konnte und durfte es nicht thun. Man beurtheilte in Frankreich den Stand der Dinge falsch und die Vorschriften, welche man Toussaint ertheilte, waren entweder unpassend, oder würden zum Verderben des Landes gereicht haben. Die Commissäre, welche aus Frankreich kamen, verstanden nichts von der Regierung der Colonie, von der Behandlung der Neger. Toussaint ertheilte ihnen gerne seinen Rath, aber sie verachteten denselben hochmüthig. Dann trafen sie die verkehrtesten Anordnungen, die ganz dem entgegengesetzt waren, was Toussaint mit weisem bedächtigem Sinne gethan hatte. Da gab es wilde Scenen. Es folgten Empörungen, die nur durch Waf-

fengewalt oder Blutvergießen unterdrückt werden konnten und am Ende blieb ihnen nichts übrig, als mit Schmach und Vorwürfen beladen nach ihrem Vaterlande zurückzukehren.

Touſſaints Macht befeſtigte ſich inzwiſchen mehr und mehr. Er ſtand allein in Domingo da. Selbſt Rigaud und die Farbigen beugten ſich vor ſeiner Macht und verließen, nachdem ſie völlig überwunden waren, die Inſel. Die Zahl von Touſſaints Feinden vermehrte ſich dadurch, ihr Einfluß wurde größer und je mehr ſich die Macht des Negers in Domingo hob und befeſtigte, deſto tiefer ſank ſein Stern in Frankreich.

Napoleon hatte Touſſaint zum Rang eines Obergenerals und Befehlshabers von St. Domingo erhoben. Touſſaints beide Söhne waren in Frankreich, um dort ihre Bildung zu erhalten. Jetzt erkannte er, daß der Neger zu viele Gewalt beſitze und daß es Zeit ſei, ihn zu ſtürzen. Der Augenblick, wo dieſes geſchehen konnte, nahte heran. England und Frankreich ſchloſſen Frieden und eine große Flotte ſollte nun ein franzöſiſches Heer nach Domingo führen, um die Colonie dem Vaterlande zu ſichern und die Gewalt aus Touſſaints Händen zu nehmen.

Damit jedoch der ſtolze Neger keinen Grund haben möchte, ungehorſam zu ſein, ſo ſendete Napoleon mit der Flotte als Gouverneur von Domingo ſeinen eigenen Schwager Leclerc. Zugleich gingen Touſſaints

Söhne, die ihre Bildung vollendet hatten, mit der Flotte nach Domingo ab, damit der Vater die Falle nicht merken ſollte, welche ihm gelegt wurde.

Leclerc hatte mündlich von ſeinem Schwager den beſtimmteſten Befehl erhalten, Touſſaint entweder mit Gewalt, oder durch Liſt gefangen zu nehmen und ihn nach Frankreich zu ſenden. Zugleich war ihm jedoch eingeſchärft worden, die äußerſte Vorſicht zu gebrauchen, vorerſt den Obergeneral mit aller Achtung zu behandeln und ihn behutſam zur Niederlegung ſeiner Gewalt mit Beibehaltung aller ſeiner Würden und ſeines geſammten Eigenthums zu bereden. Unter dem Vorwande, »mit Touſſaints Hilfe und Beiſtand alles weiter zu führen,« ſollte Leclerc die Zügel der Regierung in Domingo übernehmen, die Inſel beruhigen, die letzten Reſte einer unglücklichen Zeit vertilgen und die Freiheit der Bürger ohne Unterſchied ſichern »Der Generalkapitain Leclerc kommt nicht,« hieß es in dem Schreiben Napoleons an Touſſaint »um Ihnen den Platz zu entreißen, den ſie ſo würdig einnehmen. Er will den Ruhm mit Ihnen theilen, die ſchwarzen Bürger Frankreichs zu beglücken und Sie ſollen an ſeiner Seite ſtehen, um ſein erſter Rathgeber, ſein Freund, ſein Vertrauter zu ſein. Er dagegen, ſoll Ihre Erfahrungen und Ihre Weisheit benützen zum Wohle der Colonie und Sie wie einen Vater ehren. Ich liebe und achte Sie, »ſchloß Buonaparte, »ich bewundere Ihren Ruhm! Mag das Schickſal Sie

noch lange für Frankreich erhalten. Domingo bedarf Ihrer! Das Vaterland wird nie vergessen, was es Ihnen schuldig ist!«

Toussaint wußte von allem, was in Frankreich geschah. Er schrieb lange vorher Briefe an den ersten Consul, um sich gegen die Verläumdungen seiner Feinde zu rechtfertigen und alles, was bisher auf seine Anordnung in Domingo geschehen war, als nothwendig und ersprießlich für das Heil der Colonie darzustellen. Aber Napoleon hatte beschlossen, ihn zu verderben und beantwortete diese Briefe nicht.

Als nun Toussaint erkannte, daß der erste Consul nicht redlich und aufrichtig gegen ihn handelte, beschloß er noch vor Ankunft der Flotte, für seine eigene Sicherheit und für das Wohl der Colonie zu sorgen, so gut es in seiner Macht stünde. Er hatte Grund genug, besorgt zu sein und war klug genug, um einem Manne, wie Buonaparte, nicht zu trauen.

Daß aber auch in Domingo Feinde lebten, die von seiner Unbezwinglichkeit fest überzeugt waren, und ihn zu verderben wünschten, sollte Toussaint noch vor Ankunft der Flotte erfahren.

Er hatte sich in Port au Prince, einer Stadt im westlichen Theile der Insel, ein prachtvolles Hotel gebaut. Hier wohnte er, wie ein Fürst, ohne Nebenbuhler und auf der Höhe seiner Herrschaft und seines Ruhms entfaltete sich erst recht sein wunderbares Genie. In

ununterbrochener Thätigkeit ſah man den ſeltenen Mann tauſend verſchiedene Dinge zugleich betreiben, und weil er faſt mit zauberhafter Schnelligkeit die ganze Inſel durchflog, ungeahndet an den fernſten Punkten erſchien und eben ſo ſpurlos wieder verſchwand, war der Ruf ſeiner übernatürlichen Künſte bei ſeinem ſchwarzen Volke immer feſter geworden. Hier verſammelte ſich um ihn ein kleiner Hof, ſeine Generale und oberſten Beamten nebſt ihren Gattinnen und Töchtern und hier fand Jeder bei ihm Audienz und Zutritt, der ſeiner Hilfe oder ſeines Rathes bedurfte.

Das Bewußtſein der Verdienſte, welche er ſich um alle Einwohner der Inſel erworben hatte und ein natürlicher Muth ließen ihn keine Gefahr, keinen tückiſchen Mordverſuch fürchten, obwohl einmal im Norden der Inſel in ſeinen Wagen geſchoſſen worden war. Täglich ritt er aus, nur von wenigen Begleitern umgeben und Jedermann kannte und verehrte ihn. Es war eine ſeltſame Figur, der kleine alte Neger, wenn er auf dem großen herrlichen Thiere von ſpaniſchem Blut trabte, und doch lag eine ehrfurchtgebietende Hoheit in dem häßlichen Körper. Er trug eine Generalsuniform, die er jedoch nach ſeinem eigenen Gefallen etwas fantaſtiſch herausgeputzt hatte. Der blaue Rock hatte einen rothen und lang übergeklappten Kragen und rothe Aufſchläge. Acht goldene Litzen kreutzten ſich auf jedem Arm und auf den Schultern lagen ſehr ſchwere goldene Epaulette. Eine Scharlachweſte, und eben ſolche Pantalons bildeten den

weiteren Theil seiner Bekleidung. Auf dem Kopf hatte er einen runden aufgestutzten Hut mit großer Nationalcocarde und einer weißen Feder. Seine Halbstiefel, mit Goldschnur eingefaßt, und mit goldenen Sporen versehen, gaben seinen von Natur sehr kleinen Füßen eine ungemeine Zierlichkeit, welche vielleicht die einzige Schönheit waren, die er aufzuweisen hatte. Nimmt man zu diesem allen ein sehr langes Schwert mit einem Haukorbe und ein paar vortrefflich gearbeitete Pistolen, die er während seiner Kriege im Gürtel trug, so ist das äußere Bild des berühmten Mannes vollendet. Ein Halstuch von blendender Weiße umschlang den Nacken und fiel gewöhnlich mit den Schleifen weit über die aufgeschlagenen Klappen seines Rockes. Dann und wann machte er sich damit zu thun, indem er aus Gewohnheit die Finger zwischen Hals und Tuch legte und daran rückte und zupfte, und dann streichelte er wohl den Kopf seines schönen Pferdes und freute sich dessen Muthes, oder er rückte im Sattel hin und her, der immer mit einem weichen Daunenkissen überdeckt war, das besonders dazu angefertigt wurde.

Im Hotel zeigte sich Toussaint anders gekleidet. Er trug dort einen engen grauen Rock von leichtem Zeuge und Halstuch, Weste und Beinkleider waren von feinster weißester englischer Lederleinwand. So glich er einem reichen Pflanzer und in diesem Anzug empfieng er Fremde, die zu ihm kamen.

Eine sehr gewöhnliche Erscheinung in Toussaints Zirkeln waren jetzt die ehemaligen Pflanzer der Insel, welche, vertrauend auf die Gerechtigkeit und Mäßigung des Obergenerals, kamen, um ihr Eigenthum, die ihnen durch den Aufstand der Neger entrissenen Grundstücke in Anspruch zu nehmen. Toussaint zeigte sich stets geneigt, was noch ermittelt werden, oder, ohne andere Ansprüche zu verletzen, zurückgegeben werden konnte, den rechtmäßigen Eigenthümern wieder zuzustellen. Er verlangte blos von den Gutsbesitzern eine geregelte und eifrig betriebene Wirthschaft, treue Anhänglichkeit an die Verfassung der Insel, gute Bezahlung der Neger die die Grundstücke bearbeiten mußten. Alles dieses geschah mit dem größten Willen und so diente auch diese Einrichtung des großen Mannes zum Segen des ganzen Landes.

Eines Tages hielt Toussaint große Audienz. Eine Masse von Menschen wartete außen und unter diesen befand sich ein Mann in der Kleidung eines amerikanischen Kaufmannes, der den Obergeneral allein zu sprechen wünschte. Der schwarze Adjutant betrachtete ihn aufmerksam. Der Kaufmann war ein hagerer, düster aussehender Mensch mit irrem Blick. Aber seine Rede, sein ganzes Benehmen war das eines gebildeten, ruhigen Mannes, der in jeder Beziehung sich mit Sicherheit und Anstand bewegte. Er meldete Toussaint das Begehren des Fremden und dieser erhielt die Nachricht,

sich gegen eilf Uhr vor Mitternacht im Vorzimmer einzufinden und melden zu lassen.

Der Tag verstrich und auf denselben folgte ein wunderschöner Abend. Toussaint gab an diesem einer Anzahl der vornehmsten Creolen eine Gesellschaft. Zwei Musikchöre wechselten ab und die Gäste des Obergenerals bewegten sich heiter in den prachtvollen Sälen des Hotels.

Der Herr des Hauses hatte jetzt mit all' seinen Gästen ein freundliches Wort gesprochen und jedem auf artige Weise sein Wohlwollen gezeigt. Da trat Mars Plaisir ein und überreichte ihm ein schmutziges Papier, das ohne Siegel oder Adresse in Briefform zusammen gefaltet war.

»Was soll das?« fragte Toussaint den treuen Diener.

»Es ist ein Mann unten, ein gemeiner Hafenarbeiter, der diesen Brief schrieb, da er nicht glaubte, vorgelassen zu werden und es auch nicht rathsam fand, vor Massa zu erscheinen. Deßhalb blieb er bei der Wache und erwartet, nachdem Massa dieses gelesen, weitere Befehle.«

Toussaint öffnete das Papier. Die Schrift, nur wenige Worte, war fast unleserlich; doch entzifferte er mühsam folgende Sätze:

»Das Leben des Obergenerals ist in Gefahr. Der Ueberbringer kann auf Verlangen genauere Auskunft geben.«

Touſſaint zog die Uhr; es war faſt Eilf. Er ſann einen Augenblick; dann ſprach er zu Mars Plaiſir:

»Führe dieſen Menſchen in mein Schlafgemach und ſage ihm, er möge mich dort erwarten, denn ich habe jetzt noch Jemand eine Audienz zu ertheilen.«

»Der Burſche läßt Euch dringend rathen, vorher mit ihm zu ſprechen,« entgegnete Mars Plaiſir lächelnd. »Er ſagte, es würde zu Eurem Glück dienen, wenn Ihr ſo ſchnell als möglich, ihn vorlaſſen wolltet, denn jeder Aufſchub könne die ſchlimmſten Folgen haben.«

Touſſaint bedachte den räthſelhaften Sinn der Worte und ein dunkles Gefühl rieth ihm, den Mann zu ſprechen. Er entgegnete alſo:

»Wohlan, ich werde im nächſten Augenblick in meinem Schlafgemach ſein; führe ihn dorthin, Mars Plaiſir.«

Jetzt kehrte er in den Saal zurück und weilte dort mit unbefangener Miene, als ob nichts vorgefallen wäre. Dann entfernte er ſich unbemerkt und trat plötzlich durch eine verborgene Thüre in ſein Schlafgemach.

Mitten in dem Zimmer ſah er einen ärmlich auf Matroſenart gekleideten Mann, der den Hut in der Hand hielt und ſeinen Eintritt, der vollkommen geräuſchlos war, nicht zu bemerken ſchien.

Touſſaint betrachtete ihn einen Augenblick; dann erregte er ein Geräuſch, ſo daß der Bootsmann aufmerkſam ſich umſah und ihn bemerkte. Erſtaunt neigte er ſich vor dem Obergeneral.

»Du wünschest mich zu sprechen, mein Bürger?« fragte Toussaint ruhig.

»Ja, Bürgergeneral, in einer sehr wichtigen Angelegenheit;« rief der Bootsmann, sichtlich über dieses herablassende Benehmen erfreut!

»Laß hören;« sprach Toussaint, indem er sich in einen Stuhl warf.

»Ich bin ein Franzose, mein General,« rief der Arbeiter, ich diente auf der Flotte, wurde kriegsgefangen und war drei Jahre in England. Dort lernte ich John Bulls Sprache vollkommen genug, um alles verstehen zu können, was man spricht.«

»Heute Morgen fuhr ich müssig zwischen den fremden Kauffahrern herum, um zu sehen, ob ich nicht einige Sou's verdienen könnte. Da rief mich von einem Jankerefahrzeug ein Mann an und befahl mir, ihn nach der Stadt zu bringen. Ich nahm ihn in's Boot und während ich mit ihm über die Wasser des Hafens ruderte, hielt er in englischer Mundart ein Selbstgespräch, aus dem ich ohngefähr Folgendes entnahm:«

»Borel, jetzt schlägt Deine Stunde! Entweder Er, oder Du. Dieser stolze Sclave soll nicht länger triumphiren! Er vertrieb die Creolen, die Engländer, die Mulatten, die Commissäre der wahnwitzigen Republik. Mit allen gelang es ihm! Ich wollte ihn steigen sehen; aber jetzt — jetzt muß er fallen!«

Als er dieſes und vieles Andere, was ich nicht mehr verſtand, vor ſich hin gemurmelt hatte, betrachtete er mich aufmerkſam und mißtrauiſch. Doch ich gab kein Zeichen, daß ich ſeine Reden gehört hätte und ſo langten wir am Molo an. Hier bemerkte ich, als er ſeinen Rock feſter zumachte, daß er mit Piſtolen bewaffnet war, die er ſorgfältig zu verbergen ſuchte. Dann gab er mir Geld, befahl mir, nach Einbruch der Dunkelheit ihn zu erwarten, und verließ mich.«

»Wie ſah der Mann aus, mein Bürger?« fragte Tonſſaint ruhig

»Er war von langer, hagerer Geſtalt; ſein Geſicht war düſter und ſein Auge hatte einen eigenthümlich ſtechenden Blick. Er mochte ohngefähr fünfzig Jahre alt ſein und war nach Art der Newyorker Handelsleute gekleidet.«

»Gut, Bürger,« ſprach Touſſaint, ich werde dich belohnen. Schweig jetzt und komm morgen Abend um dieſelbe Zeit . . .«

»General, meine Nachricht iſt noch nicht zu Ende;« rief der Bootsmann eifrig.

»So eile, und laß mich das Ende vernehmen,« rief Touſſaint ungeduldig.

»Ich war den ganzen Tag im Hafen,« ſprach der Arbeiter und ſah ſpät Abend den Kaufmann nochmals erſcheinen. Er beſtellte mich auf eilf Uhr vor Mitternacht und befahl mir, ein paar tüchtige Gefährten,

auf die er sich verlassen könne, bereit zu halten. Dann verließ er mich.«

»Ich war neugierig zu sehen, wohin dieser Mann gehen würde, warf schnell meinen Mantel über und folgte ihm nach. Unferne Eures Hotels in einer dunkeln Ecke der Strasse, woselbst ich ihn ganz gut, er aber mich nicht bemerken konnte, zog er zwei Pistolen hervor, schüttete frisches Pulver auf die Pfannen und verbarg sie in seinem Kleide. Dann sah er vorsichtig nach allen Seiten und ging nach diesem Palast. Hier sprach er einen Augenblick mit dem wachehaltenden Offizier und wurde sodann eingelassen.«

»Dieses, mein General, veranlaßte mich, durch einen meiner Kameraden, der des Schreibens kundig ist, den Brief, den Ihr erhieltet, aufsetzen zu lassen und mich bei der Wache zu stellen.«

Toussaint hatte während dieser Unterredung kein Zeichen einer besondern Gemüthsbewegung gegeben. Nur als der Bootsmann den Namen »Borel« nannte, zuckte er mit den Händen, als ob er nach dem Schwert greifen wollte. Doch verrieth er ferner durch nichts, daß ihm der Name oder der Stand des Mannes, von dessen verdächtiger Person der Hafenarbeiter redete, näher bekannt wäre.

»Ich danke Dir, mein Bürger,« sprach Toussaint ernst. Es ist sehr möglich, ja mehr als wahrscheinlich, daß Du mir das Leben gerettet hast. Weile jetzt einige

Zeit hier, bis ich Dich rufen lasse. Sieh dann den Mann, den ich Dir vorstellen werde, genau an und sage, ob es derselbe ist, den Du im Boote fuhrst und der jene verbrecherischen Absichten durch seine Worte kund gab. Toussaint l'Ouverture wird Mittel finden, Dich zu belohnen.«

Mit diesen Worten entfernte er sich und ertheilte mehreren seiner Adjutanten geheime Befehle. Die Negeroffiziere entfernten sich, binnen einer Viertelstunde lag ein Kriegsschiff neben dem nordamerikanischen Kaufsahrer und bemächtigte sich des Schiffes und der Mannschaft.

In einem Zimmer des Schlosses ward ein Tisch schwarz behängt und eine große Anzahl Stühle für Offiziere um denselben gestellt. Im Hofe des Hotels marschirte ein Commando schwarzer Chasseure, mit geladenen Carabinern auf und im Hintergrunde desselben sah man mehrere finster aussehende dämonische Gestalten, welche ein Grab bereiteten. Niemand wußte, zu welchem Zweck alle diese fürchterlichen Anstalten getroffen wurden.

Während alles dieses geschah, wartete der schon oben erwähnte Mann im Audienzzimmer Toussaints. Mordgedanken bewegten ihn, während aus dem nächsten Flügel des Schlosses die Töne der Musik herüber drangen und heller Glanz der prachtvollen Beleuchtung auf die Strassen und in den angrenzenden Räumen des Palastes sich verbreitete.

Hätte dieser Mensch gewußt, daß er verrathen wäre, er würde gezittert haben vor dem schrecklichen Loos, das seiner wartete.

Das Vorgemach wurde jetzt durch vier schwarze Gardisten besetzt und nun trat ein Offizier in das Gemach, woselbst der Fremde wartete und näherte sich ihm, um ein Gespräch mit ihm zu beginnen. Toussaint hatte ihm genau vorgeschrieben, was er reden und wie er handeln sollte und der Offizier entledigte sich seines Auftrags mit der größten Geschicklichkeit.

»Mein Herr,« redete er den Fremden an, »der Obergeneral benachrichtigt Sie durch mich, daß es ihm unmöglich ist, Ihnen heute Audienz zu ertheilen.«

Als der Fremde dieses vernahm, zuckte ein Strahl wilder Wuth durch sein Gesicht. Der Offizier der dieses sehr wohl bemerkte, fuhr fort:

»Er wünscht jedoch das, was Sie ihm vorzutragen haben, zu kennen und ich bin deßhalb beauftragt, Sie in ein Zimmer zu bringen, woselbst man Ihre Angelegenheit zu Protokoll nehmen wird.«

Der Fremde war bestürzt, doch verlor er die Fassung nicht und entgegnete:

»Ich bin dem Obergeneral dankbar für diese Aufmerksamkeit, aber das, was ich mit ihm sprechen möchte, kann ich ihm nur mündlich und persönlich mittheilen, weßhalb ich auch von dem Anerbieten, das er mir durch Sie machen lässet, keinen Gebrauch machen kann.«

Der Offizier hatte während dieses Gesprächs den Fremden so genau betrachtet, als es ohne die auffallendste Verletzung der Schicklichkeit und des Anstandes und, ohne Verdacht bei ihm zu erregen, geschehen konnte. Der Amerikaner trug falsches Haar, einen zwar sehr geschickt nachgemachten, aber doch sichtlich falschen Bart und seine Persönlichkeit ward durch alles dieses so entstellt, daß Niemand den Marquis Borel in ihm erkannt haben würde.

Als der Offizier diese Bemerkungen gemacht hatte, entfernte er sich und an seiner Stelle erschienen die vier Gardisten, welche ohne viele Umstände den sich heftig sträubenden Borel fest nahmen.

Jetzt hatte man sich seiner versichert und nun trat der Offizier wieder ein und kommandirte: »Marsch!«

Mühsam schleppten die Gardisten den sich ohnmächtig sträubenden Mann nach dem Zimmer, woselbst ihn Toussaint mit einer Anzahl von Offizieren und Civilrichtern in der Amtstracht am schwarzbehangenen Tisch erwartete. Jetzt erschienen die Gardisten mit dem verkappten Borel und auf den Befehl des Obergenerals wurde er gerade vor den mit schwarzem Tuch bedeckten Tisch gestellt. Im Hintergrunde zeigte sich jetzt der von Toussaint reich belohnte Bootsmann, den wir schon kennen und der Abbe la Haye, ein Geistlicher aus der Stadt.

Der Fremde wurde von den Personen am Tische mit Aufmerksamkeit betrachtet und es herrschte einen

Augenblick eine tiefe Stille im Zimmer, während welcher man sehr deutlich die Töne der Musik im angrenzenden Flügel des Palastes vernehmen konnte. Endlich fragte Toussaint, der von der Verkappung des Fremden noch nicht unterrichtet war, aber von dem Bootsmanne erfuhr, daß es der Rechte sei, und mit Erstaunen die ihm ganz unbekannten Züge desselben betrachtete:

»Wer seid Ihr, Bürger?«

Ehe der Fremde noch antworten konnte, trat der Offizier, welcher ihn verhaftet hatte und zugleich mit ihm eingetreten war, zum Obergeneral und flüsterte ihm einige Worte in das Ohr. Toussaint sah rasch nach dem Gefangenen und wiederholte seine Frage.

»Ich bin Bürger der vereinigten Staaten,« rief Borel, und als solcher nicht Euer Unterthan. Deßhalb richte ich an Euch die Frage: Weßhalb werde ich wie ein Verbrecher gefangen genommen und hierher geschleppt?«

»Man kann Bürger eines andern Staates und zugleich ein sehr strafenswürdiger Verbrecher in diesem Lande sein,« erwiederte Toussaint ruhig. »Ihr seid bewaffnet? Weßhalb.«

Borel erstarrte und entgegnete hierauf keine Sylbe. »Durchsucht ihn!« rief Toussaint den Gardisten zu.

Zwei derselben hielten Borel fest; die andern rissen ihm die Kleider auf und fanden die im verborgenen Gürtel steckenden Pistolen. Man untersuchte sie; sie waren scharf geladen.

Die Schlange hat ihren Stachel verloren, doch möchte ich sie in ihrer wahren Gestalt sehen;« rief Toussaint höhnisch. Man sagt, daß diese Amphibien sich häuten. Zieht dieser Viper die falsche Haut ab!«

Jetzt trat der Offizier hinzu und im Augenblick lagen eine Perücke, ein falscher Backenbart und andere Theile der Vermummung Borels am Boden.

Ueberrascht sprang Toussaint auf. Der gehaßte Feind stand vor ihm. Wie der Anblick eines giftigen Gewürms, so wirkte es auf ihn, als er den verbrecherischen Creolen erkannte.

»Wahnsinniger Bösewicht! Weßhalb kommst Du nach Domingo, das längst Dein Andenken begraben hatte? Du wolltest mich morden?« rief der Obergeneral mit Heftigkeit.

Borel sah ihn mit stechendem Blick an; dann entgegnete er voll wilder Bosheit: »Ja, Sclave, ich wollte die Erde von einem Ungeheuer befreien, das jetzt bis zum Bersten sich aufbläht. Deine Macht wuchs, aber jetzt wirst Du stürzen. Ich gönnte den Parkser Narren den Anblick »des Affen mit der Perücke« *) nicht und wollte Dir durch einen raschen Tod von aller Schmach helfen, die Dich jetzt erwartet. So will ich denn noch einen Dienst Dir

*) Gewöhnlicher Schimpfname der Weißen, den sie Toussaint beilegten.

erweisen, schwarzer Spartakus, wie Dich Deine Anbeter nennen. Flüchte, Toussaint! Die Flotte Frankreichs ist Dir näher, als Du wähnst. Glaube mir, diesesmal wirst Du unterliegen und Deine Rolle ist ausgespielt.«

»Die Deinige auch, Borel!« rief Toussaint leise. »Der Neger Toussaint, den Du quältest und verfolgtest, konnte Dir verzeihen; der Obergeneral muß Deinen Mordversuch strafen. Du hast bekannt, mich tödten zu wollen. Dieses Gericht wird Dein Urtheil sprechen.«

Toussaint stand auf und auf seinen Befehl nahm General Christoph seinen Platz ein. In wenigen Augenblicken war alles beendigt und das Gericht verurtheilte Borel zum Tode.

Jetzt trat der Priester heran und wollte sein Amt verrichten. Aber der Böswicht wieß den frommen Diener Gottes spöttisch ab. Wenige Minuten später krachte eine Salve im Hofe des Hotels und — Borel war nicht mehr!

Zwölftes Kapitel.

Toussaints Ende.

Der Obergeneral war wieder im Saale erschienen; dort ahndete man nichts von dem schrecklichen Ereigniß das in den Räumen des Palastes sich vorbereitete. Die Musik spielte und die fröhliche Gesellschaft bewegte sich ahnungslos nach den reizenden Tönen in den anmuthigen Verschlingungen der einheimischen Tänze. Da verstummte beim Krachen der Gewehre der Klang der Musik; Bestürzung verbreitete sich in den herrlichen Räumen des Saales und plötzlich trat eine tiefe Stille ein.

Toussaint trat bis in die Mitte vor und sprach:

»Fürchten Sie nichts; die Gerechtigkeit hat einen Meuchelmörder auf frischer That bestraft. Es ist nicht der Mühe werth, daß Sie sich dadurch in ihrem Vergnügen stören lassen.«

Er hatte noch nicht geendet, als man, durch das tiefe Schweigen begünstigt, den fernen Donner einer schweren Kanone vernahm.

Der Obergeneral und die Gesellschaft im Saale standen stumm und in mannigfachen Gruppen umher.

Plötzlich wurde die Thüre aufgerissen; ein Of-

fizier des Arsenals trat mit lauter Entschuldigung herein und schritt auf Toussaint zu.

»Obergeneral,« sprach er laut, »ich bringe eine wichtige Nachricht. Die französische Flotte liegt vor dem Hafen und mir folgt ein Offizier auf dem Fusse nach, der so eben in einem Boote gelandet ist und Ihnen Depeschen des Generalkommissärs Leclerc zu übergeben wünscht.«

Man vernahm Waffengeklirr und die eiligen Schritte mehrerer Menschen, welche die Treppe heraufkamen. Um Toussaint schaarten sich jetzt die Generale und Oberbefehlshaber des Negerheeres.

Da rissen die Diener die Flügelthüren auf und ein in prachtvoller mit goldner Stickerei bedeckter Uniform gekleideter Offizier erschien; mit ihm vier Cadetten und zwei Adjutanten in der Uniform der französischen Garde.

Mit sicherem Blick erkannte der Abgesandte Toussaint in seiner bescheidenen Kleidung und trat, nachdem er sich tief verneigt hatte, auf ihn zu.

»Empfangen Sie, Obergeneral, die Depeschen des neuen General Kapitains Leclerc. Ich preiße mich glücklich, der erste auf der Flotte zu sein, der die Ehre hat, Sie kennen zu lernen und den großen Sohn Afrikas zu sehen.«

Toussaint war sichtlich erfreut über diese Huldigung, nahm die Papiere und befahl, die Offiziere während

seiner Abwesenheit mit Wein und Erfrischungen zu bewirthen. Dann verließ er den Saal, mit ihm der Staatssekretär Paskal, Dessalines, Christoph und andere hohe Offiziere.

Die Gesellschaft hatte bestürzt diese Scenen mit angesehen; das Vergnügen war gestört und binnen kurzer Zeit befand sich Niemand mehr im Saale, als die fremden Offiziere und mehrere Neger, welche bei ihnen zurückgeblieben waren. Diese Personen unterhielten sich leise und mit großer Zurückhaltung.

Plötzlich erschien Toussaint mit allen Offizieren, die ihn begleitet hatten. Sein Blick strahlte vor Stolz und Unmuth.

»Wer sind Sie, Bürger?« fragte er den Fremden ernst.

»Mein Name ist Lebrun, ich bin General und von Leclerc abgeordnet, mit Ihnen sofort zu unterhandeln, wie Sie aus den Ihnen überreichten Schreiben ersehen haben werden;« entgegnete der Franzose.

»Ich habe gelesen, was mir der erste Consul und Ihr Befehlshaber schrieben. Aber ich kann nicht in diese seine Forderungen willigen;« entgegnete Toussaint fest.

»Weßhalb nicht, mein General,« sprach Lebrun ängstlich. Bedenken Sie, daß Ihre Weigerung einen Ungehorsam gegen Frankreich und den ersten Consul in sich schließt, daß alles Blut, alle Leiden und Ver-

wüstungen, welche Ihr Vaterland treffen müssen, über Ihr Haupt kommen werden.«

»Nein! mein Herr. Nie werde ich in diese Bedingungen willigen, erwiederte Toussaint. Nur ich allein kann und will hier herrschen, Niemand anders. Ich habe darüber ausführliche Berichte an Napoleon erlassen; er hat mich nicht gehört! Sie kommen nun, um mit Gewalt die Ungerechtigkeit Frankreichs durchzusetzen. Ihr Befehlshaber Leclerc mag es versuchen, aber der erste Schritt, den er an's Land setzt, wird ganz Domingo in Feuer und Flammen setzen.«

»Hören Sie mich, Obergeneral!« rief Lebrun; und ergriff Toussaints Hand. »Frankreich richtet seine Augen auf Sie. Wir kommen als Freunde, als wahre Freunde. Am Bord der Flotte befinden sich Ihre Kinder; Frankreich sendet sie dem Vater zurück, sie sind die Boten der Freundschaft und des Friedens, sie bringen Briefe und Erklärungen des ersten Consuls. Sie aber, mein General, für Sie erblüht eine neue, ruhmvolle Zukunft; Frankreich belohnt die Treue.«

Toussaint blickte wehmüthig vor sich nieder. »Ich bin Vater, ich liebe meine Kinder, aber ich liebe auch mein Volk, das durch mich frei und ich darf sagen: glücklich ist. Ja, mein Herr, wenn ich dem Consul auch Dank für das schuldig bin, was er an meinen Kindern that, so darf ich darüber nicht vergessen, welche Pflichten ich gegen mein Vaterland zu erfüllen habe, das mich

so hoch stellte und alle seine Interessen in meine Hand legte, damit ich redlich an ihm handeln möchte. Sie bringen den Aufruhr in diese kaum beruhigte Insel. Der Schwager des ersten Consuls will hier herrschen, wo man nur mir gehorchen gelernt hat. Die Constitution, die ich meinem Volke gemäß seiner Bedürfnisse gab, will er umstoßen und durch ein Institut ersetzen, das nicht für diese Zone paßt. Ich bin jetzt dem ersten Consul im Wege, denn man glaubt, nur die Zügel, die ich geschaffen habe, übernehmen zu dürfen, um Domingo damit bequem regieren zu können. Deßhalb wird der alte Toussaint bei Seite geschoben, wenn man nicht noch Schlimmeres mit ihm im Sinne hat. Ja, mein Herr, ich weiß, daß mich Buonaparte in Frankreich haben möchte. Aber ich werde erst dann dahin schiffen,« endigte er, indem er auf eine tropische Pflanze deutete, die zum Schmuck auf einer Console stand, wenn man aus diesem Gewächs ein Linienschiff zimmern kann.«

»So wollen Sie also die Flotte und das Heer nicht in den Häfen dieser Insel aufnehmen?« erwiederte Lebrun bestürzt.

»Ich kann keinen Mann in Domingo aufnehmen, der nicht unbedingt unter meine Befehle gestellt wird;« rief Toussaint heftig. »Hier stehen meine Offiziere; fragen Sie diese um Ihre Meinung. Wenn sie sich sämmtlich für Ihr Verlangen entscheiden, so will ich meine

Gewalt augenblicklich in Ihre Hände oder in die Leclerc's niederlegen.«

Lebrun sah die Generale nach der Reihe an; aber er erkannte überall nur Haß und Abneigung. Es entstand eine düstere, ängstliche Stille. Man vernahm das Rollen des Donners in der Ferne und der Sturm fuhr heulend durch die finstern Strassen.

»Das Meer fängt an, unruhig zu werden,« sprach Toussaint kalt; »ich höre den Sturm; Sie werden Mühe haben, glücklich an Bord zu kommen.«

»So muß ich Sie ohne eine freundliche Lösung meiner Aufgabe verlassen,« rief Lebrun drohend; »das Blut, welches jetzt vergossen wird, warum fließt es? Weil Sie General, die Herrschaft Frankreichs nicht anerkennen.«

»Bei Gott, Lebrun,« antwortete Toussaint wilderregt, »ich bin ein guter Franzose. Aber eher ich mich unter die Herrschaft des widerrechtlich mir aufgedrungenen Leclerc beuge, ehe eine Flotte hier landet, um unsere Constitution und unsere Einrichtungen, unsere mit Blut erworbenen Rechte zu vernichten — eher soll die Erde zittern und Domingo zu einer dampfenden und öden Wüste werden.«

* * *

Dieses gewichtige Wort war wenige Tage nachher erfüllt. Beim ersten Kanonenschuß der Flotte, welche wieder absegelte und einige Tage später in der Capstadt

landen wollte, wurde die ganze Stadt in Flammen gesetzt. Sie ward dadurch völlig vernichtet und nun begann ein Krieg, wie ihn die Welt kaum je gesehen. Mit unnatürlicher Wuth kämpften die Neger. Das ganze Land, das sie, vor dem mächtigen Andrang der Franzosen weichend, verlassen mußten, wurde in eine Wüste verwandelt. So trieb man die Neger Schritt vor Schritt nach den Mornen und Domingo mußte völlig erobert werden, aber Toussaints Stern sank von Tag zu Tag. Seine treuesten Gefährten, die Generale Maurepas, Christoph und andere fielen, des Vernichtungskampfes müde, von ihm ab. Nur Belair hielt die höchsten unersteiglichen Gipfel der Mornen besetzt und hier schien sich der Kampf um die Herrschaft zu concentriren. Leclerc hatte Toussaint für vogelfrei und in die Acht erklärt und der große Neger kämpfte bald nur noch um sein Leben. Da erhielt er plötzlich die Nachricht, daß auch Dessalines, auf den er sein ganzes Vertrauen gesetzt hatte, zu den Franzosen übergegangen wäre. Das beugte sein stolzes Herz und er faßte den Entschluß, mit Leclerc zu unterhandeln. Gerne willigte dieser in alle seine Bedingungen.

Wenige Tage später wurde der Friede öffentlich bekannt gemacht. Toussaint legte trotz Leclercs gleißnerischen Bitten die Waffen und alle seine Würden nieder und beschloß, als Privatmann auf seiner Plantage Ennery, eine Stunde von St. Marc hinfort die letzten

Tage seines Lebens zuzubringen. Man versprach ihm Sicherheit und Leclerc verbürgte sich mit seinem Worte dafür.

Da entließ Toussaint, vertrauend auf die Redlichkeit des Generalkapitains, sein tapferes Heer und begab sich als wehrloser Bürger unter den Schutz der französischen Regierung.

Friedensfeste folgten auf dieses große Ereigniß. Toussaints Name ward gefeiert und hochgeehrt. Man schmeichelte dem großen Mann, man holte seinen Rath ein, man that mit einem Worte alles, um ihn recht sicher zu machen. Als aber der rechte Zeitpunkt gekommen schien, als man Toussaint ruhig und ahnungslos im Schooße seiner Familie sah und die Neger friedlich in den Pflanzungen arbeiteten, überfiel plötzlich französisches Militär Toussaints Ruhestätte in Ennery. Man schleppte ihn nach St. Marc, brachte ihn auf ein Linienschiff, das zu gleicher Zeit auf der Rhede erschien und führte ihn nach Frankreich.

Getrennt von seiner Familie, schmachtete der große Neger in dem Kerker von Besançon. Hier in einer gewölbten, düstern Zelle, deren vergittertes Fenster hoch in der dicken Mauer des Thurmes angebracht war, wurde Toussaint l'Ouverture gefangen gehalten. Es war schweigsam und kalt darin, feuchte schwere Luft, welche die Wände klebrig machte. Ein Bett, ein Schrank, einige schwere Holzstühle und ein Tisch war dem Ge-

neralgouverneur von St. Domingo gegeben. Er, der die reiche Colonie dem Staate gerettet hatte, wurde von Buonaparte verrätherisch gefangen genommen und dieß war der Lohn, den man ihm für seine Treue und für seine Verdienste versprochen hatte!

Toussaint klagte nicht, er war geduldig wie ein Weiser. Tage lang saß er stumm in seiner Zelle und las Epiktets Sprüche, die er nicht vergessen hatte. Dann hörte man ihn auf- und niedergehen in der Nacht, und mit sich selbst reden, zärtliche Namen rufen und seufzen. Kälte und Nässe ergriffen feindlich seinen Körper. Oft glühte Fieber in ihm, dann ein tödtlicher Frost, sein Herz schlug matt, seine Glieder verloren die Gelenkigkeit und am Morgen, wenn die Thüre des Gefängnisses geöffnet wurde, fand ihn sein einziger Gefährte, der treue Mars Plaisir, regungslos ausgestreckt. Durch heftiges Reiben mit wollenen Tüchern kehrte das Leben wieder und die stockenden Pulse schlugen von Neuem.

Buonaparte wußte, daß Toussaint seine Schätze in Domingo vergraben hatte. Nach diesem Golde gelüstete ihn. Er sandte General Caffarelli nach Besançon und ließ Toussaint die lockendsten Anerbietungen machen, um die Orte zu erfahren, wo des Negers Reichthümer lagen. Aber Caffarelli bemühte sich vergebens. Toussaint schwieg und der General reisete unverrichteter Dinge wieder ab. Napoleon gerieth jetzt in Wuth; Toussaints

Kerker wurde ihm doppelt schwer gemacht. Selbst der treue Mars Plaisir durfte nicht mehr zu ihm. Von diesem Tage an bemerkten der Commandant und sein Sekretär das Hinscheiden seiner Gesundheit. Der Körper sank nach Vorne über, die Schultern zogen sich zusammen, der große Kopf schien zu schwer, um vom Halse getragen zu werden. — Man schien Theilnahme zu hegen und bot dem Gefangenen ärztlichen Beistand an. Aber in solchen Augenblicken erwachte die Energie seiner Seele. Er sagte lächelnd, daß er gesund sei und trug eine Heiterkeit und Ruhe zur Schau, die er so lange behauptete, bis er allein war und in äußerster Erschöpfung niedersank.

Eines Morgens schloß der Kerkermeister Toussaints Zelle auf. Der Neger lag ruhig mit geschlossenem Munde und Augen im Bette. Der Mann ging hin zu ihm und wollte ihn erwecken; aber Toussaint war verschieden . . .

So endete Toussaint l'Ouverture zu Besançon, wo Napoleon Buonaparte, der erste Consul von Frankreich, der nachmalige Kaiser Napoleon, ihn widerrechtlich gefangen hielt.

Zwanzig Jahre später starb dieser verbrecherische Blutmensch auch auf einer einsamen Insel im atlantischen Ocean, wo ihn Engländer bei denen er Schutz suchte, eben so widerrechtlich gefangen hielten, im Elende! Napoleon starb fluchbedeckt! Toussaint aber lebt im Munde

seines durch ihn befreiten Volkes und in den Annalen der Geschichte ruhmbekränzt. Diesen Ruhm hat er sich wohlerworben, denn er gründet sich auf seine Thaten und auf seine Verdienste um seine bedrängten Brüder, denen er die Freiheit und die Menschenrechte erwarb.

Toussaint war groß als Bürger, als Soldat, als Regent und Beglücker seines Volkes; er war es auch als Mensch. Man hat ihn verrathen, gedemüthigt, die Kränze des Ruhms abgerissen, aller Herrlichkeit entkleidet. Er starb, vom Glück verlassen, den Stempel des Elends auf der sterbenden Lippe.

Aber was er für die Freiheit und das Glück seines Volkes gethan, das konnte ihm der Blutmensch, der ihn mordete, nicht rauben. Darum bleibt auch sein Andenken in Segen.

Buonaparte aber hat sich durch seine Handlungsweise gegen den großen Neger einen unverlöschlichen Schandfleck aufgedrückt.

Die Geschichte ist gerecht. Sie belohnte den edlen Neger durch den Ehrenplatz, den sie seinem Namen in ihren Blättern anweiset, während Buonaparte wie ein blutiges Gespenst, das verheerend durch die Welt fuhr, mit schrecklichen Zügen in ihren Annalen eingezeichnet ist.

Sein Ruhm wurde von erbitterten Völkern zertreten. Toussaint aber leuchtet wie ein heller, reiner Stern durch die Nacht der Kämpfe, die nach ihm Domingos Fluren zerfleischten.

Dort brach ein neuer Krieg aus. Der Fluch verfolgte Leclerc und der Segen wendete sich von seinen Waffen. Ein furchtbarer Bundesgenosse kämpfte mit den wüthenden Negern, die, ihren Vater Toussaint zu rächen, sich in Massen erhoben; das war die Pest von Westindien — das gelbe Fieber. An dieser gräßlichen Krankheit starben die Franzosen zu Tausenden. Kein Mittel half gegen dieses schreckliche Gespenst. Zuerst machte es sich den damit Behafteten durch Angst oder Eigensinn kund, dann folgte Druck in Herz und Kopf, unauslöschlicher Durst, vergebliche Anstrengungen zum Erbrechen. Die Ohren zuckten in seltsamer grauenvoller Weise, das Gesicht färbte sich dunkelroth, glühendes Feuer rollte in allen Adern. Nun ward die Zunge des Kranken dick und schwer, die Haut des Körpers schrumpfte gelbschwarz zusammen, die Lungen gingen in Fäulniß über, sein Athem hauchte die Pest aus. Endlich erschienen die Lippen blau und bedeckten sich mit blutigem Schaum. Das Gesicht verzerrte sich schrecklich, unter Zuckungen stellten sich die letzten Züge ein und endlich erfolgte der Tod.

Nur ein kleiner Rest der Franzosen entging der Vernichtung. Nach ihrer Vertreibung bildete sich eine Republik in Hayti und diese verwandelte sich nachmals in das Kaiserthum des blutigen Dessalines. Aber auch er vermochte die wilde Empörungssucht nicht zu dämpfen. Durch Meuchelmord verlor er sein Leben.

Nach ihm kämpfte der Neger Christoph mit den Mulatten Pethion um die Herrschaft. Aber das unglückliche Land kam zu keinem Frieden.

Frankreich konnte seine schöne Colonie nie wieder erobern; sie ist jetzt auf ewig für das Mutterland verloren, denn die Constitution des neuentstandenen Negerstaats spricht als ersten Grundsatz aus: »die völlige Unabhängigkeit von Hayti« und als zweiten: »daß kein Weißer sich in Domingo als Bürger ansässig machen und Eigenthum erwerben kann.«

Die Neger selbst änderten ihre Sitten sehr zu ihrem Vortheil. Rainsford und auch neuere Reisende geben ihnen das Zeugniß, daß sich bei diesen vormals unterdrückten Menschen seltene Geschicklichkeiten zeigen, die man zuvor nicht geahndet hatte, Vorliebe zu Kenntnissen und Fleiß zur Arbeit. Die Familien lebten in anständigem, nicht übertriebenem Wohlstande. Ueberall herrscht Bruderliebe und allgemeiner Frohsinn unter ihnen.

Das Beispiel, welches die Neger in Domingo ihren schwarzen Brüdern auf andern westindischen Inseln, oder auf dem Festland von Amerika gaben, blieb nicht ohne nachhaltige Wirkung. Im Süden und Norden der vereinigten Staaten brachen Empörungen der Neger aus, um die Freiheit gleich den Negern Domingo's zu erringen. Aber es gelang, sie durch Waffengewalt zu unterdrücken. Die nördliche Hälfte der Freistaaten

von Nordamerika hob die Sclaverei der Neger auf, während diese in den Südstaaten, wie z. B. in Virginien, Kentucki, Teneſſee, Carolina, Georgia, Florida u. ſ. w. noch heut zu Tage beſteht.

Das große England hat ſich auch in dieſer wichtigen Löſung einer ſchwierigen Frage groß gezeigt. England hob die Sclaverei in ſeinen weſtindiſchen Beſitzungen auf, nachdem es vorher bedächtig und behutſam den Grund zur Bildung und Cultur der Neger gelegt hatte. Unermeßliche Summen wurden aufgewendet um die Pflanzer für ihren großen Verluſt zu entſchädigen. Neger durften aus Afrika nicht mehr nach Amerika übergeführt werden. Man hat in neueſter Zeit Verträge geſchloſſen; dieſen gemäß ſollen alle Schiffe anderer Nationen zur Unterdrückung des Sclavenhandels von den engliſchen Kriegsſchiffen durchſucht werden dürfen. Noch ſchweben die Unterhandlungen zwiſchen Frankreich und England, denn erſteres will aus Eiferſucht der engliſchen Marine dieſes Recht über Schiffe, die unter franzöſiſcher Flagge ſegeln, nicht einräumen.

Mag aber auch die Politik erſt nach Jahren dieſen Zweifel entwirren: es ſteht feſt, daß keine Negerſclaverei mehr beſtehen ſoll und dieſes große Wort iſt bald der Wahlſpruch aller Menſchenfreunde aus allen gebildeten Nationen.

Ende.

Digitized by Google

Richard Phant

Digitized by Google

Richard Pha[illegible]

der kleine [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Belehrung und

[illegible]

Jugend und [illegible]

[illegible]

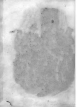
[illegible]

Philipp K[illegible]

[illegible]

Nürnberg.
Verlag der C. H. Zeh'schen Buchhandlung

Digitized by Google



Richard Phantom,

der kleine Schiffbrüchige.

Eine Erzählung

zur Belehrung und Unterhaltung

für die

Jugend und ihre Freunde.

Nach Wilson bearbeitet

von

Philipp Körber.

Mit einem Stahlstich.

Nürnberg.
Verlag der C. H. Zeh'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Erſtes Kapitel.

Die Schiffsgeſellſchaft auf der Mücke. Der Affe und der Haifiſch.

Wenn manche Leute von einer Seefahrt erzählen hören, ſo denken ſie ſich da entweder etwas recht Langweiliges, oder ſie träumen von allerlei ſchreckensvollen Dingen, die nur im Gehirn müſſiger Menſchen beſtehen und nicht in der Wirklichkeit; oder fürs dritte denkt wohl auch Mancher: »das Waſſer hat keinen Balken, drum bleib' ich ſchön auf dem Trockenen« und läßt ſich von Leuten, die zur See geweſen ſind, etwas weiß machen, das, wenn man die Lüge von der Wahrheit ſubtrahirt, in Nichts aufgehet. Ein beſonnener und wißbegieriger Menſch läßt ſich gerne belehren, und glaubt dem Wort vernünftiger Leute, die auch dabei geweſen ſind, »wenns wetterte, und Salzwaſſer geſchmeckt haben.« Dieſe ruhigen und beſonnenen Leute verſichern, daß das Meer ſo wenig Langweiliges für den Freund der Natur, den guten, gefühlvollen Menſchen habe, als das Land, wie denn überhaupt alle Werke Gottes ſo herrlich und mit ſolcher Weisheit geſchaffen ſind, daß man täglich neue Wunder und Schönheiten an ihnen zu entdecken vermag, wenn man ſie nur recht aufmerkſam betrachtet.

Mit den Schrecken des Meeres hat es dagegen allerdings seine Richtigkeit, absonderlich für Leute, denen es nicht recht leicht im Gewissen ist, oder die kein recht inniges und festes Vertrauen zu ihrem Gott und Vater haben. Allein solchen Leuten ist auch zu Lande schlimm zu rathen, denn »der Wind im Wald, das Laub am Baum saust ihnen Entsetzen zu.« Was nun endlich diejenigen betrifft, die aus lauter Vorsicht und Zaghaftigkeit des Juden Sprüchlein nachbeten und den Aufschneidereien gewisser Prahlhänse um so lieber glauben, je gräulicher und fürchterlicher sie ausfallen und je mehr ihnen dabei die Haare zu Berge stehen, so würde es das Beste für sie sein, einmal selbst eine kleine Reise nach Amerika, oder um die ganze Welt herum zu machen; dann könnten sie sich am Besten überzeugen, was an der Sache wahr ist, oder Uebertreibung.

Weil das nun, aus allerlei verschiedenen Gründen nicht jeder thun kann, so ist es wohl auch nicht übel, zu einem guten Buch, das von der Sache handelt, zu greifen, uud deren gibt es recht viele. Die Kinder hören und lesen auch gerne von solchen Dingen, wenn sie nicht zu lang oder für ihre Begriffe zu hoch dargestellt werden. Deßhalb haben wir ihnen in diesen Blättern schon manche wahrheitgetreue und unterhaltende Schilderung gegeben und jenen reihen wir noch diese von Richard Phantom an, die manches Heitere und auch vieles Ernste enthält und welche — wir hoffen es, —

nicht ohne Nutzen und Vergnügen von ihnen aus der Hand gelegt werden soll.

Zuerst also von der Schiffsgesellschaft auf der Mücke.

Die Mücke? — Ja meine lieben Leser, so nannte man ein kleines, einmastiges Kriegsschiff, das an der Küste von Afrika kreutzte, um den Sclavenhändlern aufzulauern.

Die Gesellschaft auf dieser Mücke bestand aus etwa zwanzig englischen Seeleuten, die von einem Lieutenant, der Sprawl hieß, commandirt wurden und einen jungen Engländer als Lootsen bei sich hatten, der die großen afrikanischen Ströme genau kannte, weil er viele Monate lang dort gewesen war und Handel getrieben hatte. Dieser junge Herr besaß ein hübsches Vermögen, eine große Anlage zu lustigen Streichen, viele Neigung zu Abentheuern und hatte sich aus Freundschaft für den Lieutenant Sprawl und weil er sich viel Interessantes und Unterhaltung versprach, dem Zuge auf der Mücke als Lootse angeschlossen. Außerdem hatte er aber noch einen triftigen Grund, die Schiffe seines Onkels, eines reichen englischen Handelsherrn, allein nach Hause fahren zu lassen, und diesen Grund werden unsere Leser sogleich nachher erfahren. Er nannte sich Benjamin Brail, und sein Diener, ein Neger, hieß Quakko. Letzterer war ein

*) Sprich Spraul.

tüchtiger Burſche und hatte auf dem Schiff nur zwei Gefährten ſeiner Farbe, den Segelmacher, der Stichnadel, und den Schiffszimmermann, der Schnitz genannt wurde. Beide waren Neger, aber in ihrem Fach geſchickte Leute.

Von unſerm kleinen Schiffbrüchigen Richard Phantom, können wir jetzt noch nicht ſprechen, weil er dermalen noch in einem Schiff — Gott weiß, wo — auf der See herumſchwimmt. Zu ſeiner Zeit wird der kleine Burſche ſchon zum Vorſchein kommen.

Die Mücke ſchwamm auf dem blauen Meer und baumelte und ritt über die mit Seetang bedeckten Wellen, wie ein galloppirendes Rennpferd. So munter, wie das kleine Schiff, war auch die Geſellſchaft auf demſelben. Da ſaßen auf dem ſchmalen Verdeck der Commandant, dann Benjie — ſo nannte man kurzweg unſern Bekannten Benjamin Brail. — Quakko, ſein Diener, machte ſich in der Nähe ſeines Herrn zu ſchaffen, oder er neckte und hinderte die Matroſen in ihrer Arbeit und ward von dieſen wieder geneckt und hie und da auch ausgezankt. Es war ein ſchöner, müſſiger Abend und Lieutenant Sprawl hatte Luſt, eine hübſche Geſchichte zu hören. Deßhalb begann er:

»Nun, Maſter Benjie, ſagt einmal, weßhalb Ihr Eure angenehme Stellung im Hauſe Eures Onkels verlaſſen habt, um Euch hier auf blauem Waſſer herumzutreiben?«

»Das ist 'ne lange Geschichte, Sprawl,« sprach der junge Mann.

»Gut, wir haben Zeit, sie bis zu Ende zu hören,« entgegnete der Lieutenant, »also spinnt nur getrost Euer Garn ab.«

Benjie dehnte sich auf dem Deck, lehnte sich dann an's Compaßhäuschen und begann: »Ich bin ein geborner Irländer, Sprawl, aber ich wurde in Schottland erzogen, in der Heimath meines Vaters, eines ehemaligen Seemannes, der als Schiffsherr und Supercargo viele Jahre lang sein eigenes Schiff im Handel nach Virginien gefahren hatte. Er starb, als ich siebenzehn Jahre alt war, und ich kam nun als Handelslehrling, in das Comptoir meines Onkels, der ein angesehener Kaufmann in Liverpool ist, wie Euch bekannt.«

»Yes!« sagte Sprawl, der alte Herr; ich kenn' ihn, wie Euch und hätte nimmer gedacht, daß Ihr sein Haus verlassen und Euch bei uns in der Mücke herumtreiben würdet.

»So jung ich war, hatte ich doch während meiner Lehrjahre bereits vier Reisen auf verschiedenen Schiffen in ferne Länder, als nach Westindien, Brasilien, Costa, Firme und den vereinigten Staaten gemacht.«

»Also seid Ihr eine fixe Wasserratte,« rief Sprawl lachend; »da mag Euch das Sitzen vor'm Schreibpulte schlecht behagt haben.«

»Von Natur war ich von jeher ein wilder, gern

umherſtreifender Geſell und deßhalb gefiel mir allerdings das Hin- und Herſchweifen beſſer, als der feſte Sitz am Mahagoni-Dreifuß, um dort über Fakturen, Journal und Kaſſabuch zu grübeln. Deßhalb bat ich meinen Onkel, mich ſtatt eines der älteren Commis, die er fortſenden wollte, um mit zwei Schiffen nach der afrikaniſchen Küſte zu gehen, nach dieſem Beſtimmungsort zu ſchicken. Es ſollte da Goldſtaub und Elephantenzähne eingehandelt und die Ladungen der Fahrzeuge durch Palmöl und Hartholzſtämme vervollſtändigt werden.

»Es war nicht wenig ſchwierig, dieſen Punkt bei meinem Onkel durchzuſetzen, da die außerordentliche Ungeſundheit des Klima's, die Gefahr, von den halbpiratartigen fremden Sclavenhändlern geplündert zu werden (eines verrätheriſchen Angriffs von Seiten der Eingebornen gar nicht zu gedenken) gar ſchweres Bedenken bei meinem würdigen Oheim rege hielten. Dennoch hatte ich es mir vorgenommen, meinen Willen durchzuſetzen und ich fand die Mittel, um meinen Zweck zu erreichen.«

»Uebrigens will ich nicht verhehlen, daß ich wirklich glaube, mein Oheim würde am Ende dennoch meine Abreiſe nicht zugegeben haben, wenn ich ihm nicht einen Poſſen geſpielt hätte, durch den ich ihn um dieſe Zeit in heftigen Zorn gegen mich verſetzte.«

»Bei Gelegenheit ſeines Geburtstagsfeſtes hatte ich, vermöge meines vertrauten Umgangs mit allen Kapi-

tainen und Steuerleuten der Kauffahrerschiffe, ohne meines Oheims Vorwissen in dessen Haus auf der Eyerton-Terasse zwei Kanonen, und eine Menge von Raketen und Schwärmern geschmuggelt. Ich bestach nämlich den Knecht eines Bierbräuers, mir alle diese Gegenstände auf seinem Karren zuzuführen. Nachdem mir dies mit Hülfe zweier junger Matrosen gelungen war, stellte ich die Geschütze — es waren Sechspfünder — im Gartenhäuschen, dicht unter den Fenstern des Speisesaales auf, lud sie tüchtig und zündete, als zur Tafel geklingelt wurde, langsam brennende Lunten an, deren Ende ich an das Zündloch der Kanone geleitet hatte. Dann nahm ich meinen Sitz am Tische, meinem Oheim gegenüber, ein.«

»Mein Onkel ist ein ziemlicher Gutschmecker, wie Ihr wißt, der während der Mahlzeit nie seinen Nachbarn durch Gesprächigkeit beschwerlich fällt, — dießmal nun hatte er seine Suppe und ein Stückchen Fisch verzehrt und führte so eben sein erstes Glas Wein zum Munde, als — Puho! — eine meiner Kanonen losging und der prächtige Burgunder ihm über die weiße Weste hinunterlief. Mein Oheim hatte noch nicht seine Fassung wieder erlangt, als — Pumm! — die Kanone Nummero Zwei erdröhnte und vom Garten herauf eine ganze Sternenwelt von Raketen und römischen Lichtern in die Höhe flog.

»Da sprang der alte Herr wüthend und erschreckt

von seinem Stuhle auf, als ob in dem Polster desselben die Explosion stattgefunden hätte, oder als ob er durch irgend eine Art von Hebel aus seinem Sitze herausgeschnellt worden wäre.«

»Das erste, was er that, war, daß er hinrannte und das Fenster aufriß, als — zisch! — eine brennende Rakete oder ein Schwärmer, ich weiß nicht mehr, ob's die eine, oder der andere war, über seine Schulter hinwegsauste und beinahe in den geöffneten Mund eines alten Dieners hineinfuhr, der statuenähnlich und vor Furcht und Erstaunen starr, am Schenktisch stand. Uebrigens versengte das Ungethüm, das dicht an seinem Kopfe wegfuhr, dem ehrlichen Burschen nur die gepuderte Locke über seinem linken Ohre.

Das Losplatzen der Kanonen konnte ich mir erklären, nicht aber den Irrweg, den die Raketen zu meiner Verwunderung eingeschlagen hatten. Die ins Zimmer gedrungene hatte bei ihrem Dahinsausen alle Gläser, Karaffen und silbernen Credenzteller, ja sogar die Lampe vom Schenktische heruntergeworfen, meinen schutzsuchenden Oheim an das äußerste Ende der Tafel getrieben, und fing dann an, als wäre es des Unheils noch nicht genug, unter dem Tische gleich einer feurigen Schlange, und von dort aus unter allen Stühlen weg aus einem Winkel in den andern zu sprühen und zu zischen, während der alte Diener Peregrin, dessen Eis endlich aufgethauet war, mit mir dem Ungethüm nachtanzte, so

daß unſere Köpfe dabei aneinander ſtießen, unſere Schienbeine ſich an Tiſchen und Stuhlfüßen wund rieben und wir Gläſer und Karaffen auf der Tafel an einander klingen ließen, ohne daß es uns möglich geweſen wäre, der gluthſpeienden Hülſe habhaft zu werden. Der Lärm trieb die ganze Dienerſchaft herauf, gegen welche die böswillige Rakete anflog und durch die Thür ſauſete, wobei ſie eine der Mägde beinahe über den Haufen geworfen hätte, ſo daß alle Dirnen anfingen, zu kreiſchen, als ſollten ſie umgebracht werden. Dann krachte das Unthier treppan, als wollte es die Vorflur des Geſellſchaftszimmers mit ſeinem Beſuche beehren, ſteckte ſeine Schnautze in jede Spalte, krachte und knitterte mit ſeinem Schweife und jagte durch ſein tolles Hin- und Herſprudeln das ganze Heer ſeiner Verfolger in die Flucht. So lief der ganze Haushalt treppauf, treppab, einer brennenden Rakete nach, bis wir alle — nur nicht die Rakete — durch unſer eigenes ſchallendes Gelächter zum Stilleſtehen gebracht wurden.«

»Obwohl es erſichtlich war, daß das heroiſche Feuerwerk ſich nicht lebendig wollte greifen laſſen, erging es ihm doch endlich, wie einem zornmüthigen Menſchen; ſein Braußen legte ſich, es ſprudelte ſich aus und die Hülſe desſelben ward endlich von der alten Köchin erwiſcht, in deren Gebiet einzudringen es gewagt hatte. Die Geſellſchaft kehrte jetzt in den Speiſeſaal zurück, ich auch, aber mit arger Angſt, was mir dieſer Streich eintragen würde.

Mein Onkel hatte sich unterdessen wieder zu Tische gesetzt, sah aber schwarz, wie eine Donnerwolke aus, während der alte Peregrin so steif, als hätte er die Papphülse der Rakete verschluckt, hinter seines Herrn Stuhle stand. Ich setzte mich und fühlte nicht wenig Angst vor den Dingen, die da kommen sollten. Die Todtenstille, welche im Saale herrschte, wurde mir mit jedem Augenblick peinlicher. Endlich schien mein Onkel sich gefaßt und erholt zu haben und begann:«

»Da hatten wir denn ein Pröbchen von Deinem Witze, Benjamin.«

»Es thut mir wahrlich leid, werther Sir,« versetzte ich, und ich bitte sehr um Verzeihung. Ich wollte zur Feier Ihres Geburtstages eine kleine Festlichkeit veranstalten. Zu den Kanonen bekenne ich mich schuldig; wer aber die Raketen anzündete — —«

»Oho, als ob er das nicht wüßte, Er sauberer Musje!« fiel mein Onkel ein.

»Gewiß, lieber Onkel, ich wollte erst Abends ein kleines Feuerwerk veranstalten. Sie müssen durch die verwünschten Ladepfropfen der Kanonen in Brand gerathen sein.«

Es entstand von neuem eine peinliche Pause, während welcher einer unserer Nachbarn fragen ließ, ob sich ein Unfall ereignet hätte.

»Nein, nein,« gab mein Onkel ärgerlich zum Bescheid, — »kein Unfall, nur ein kleines Mißverständniß.«

»Jetzt ward es wieder ſtille; — bald kehrte der alte Diener zurück, der den Beſcheid hinausgetragen hatte und ſprach, indem er eine friſche Flaſche Wein auf den Tiſch ſtellte: der Mann ſagte, »Herrn Pigwells Frau ſei in Ohnmacht gefallen und man könne ſie nimmer zum Bewußtſein bringen und Banks, des Fleiſchers große Heerde Schweine, die neben dem Damm auf dem Anger gehütet wurde, ſei ſcheu geworden und in den Kanal geſprungen. Die Schweine würden wohl alle erſoffen ſein.«

»Da haben wir's, Musje Benjamin!« rief mein Onkel; — jetzt wird der Fleiſcher kommen, und ich werde ihm ſeine Schweine bezahlen müſſen und am Ende muß ich doch Fleiſch von den ertrunkenen Thieren eſſen. Alſo hat Er auf einen Schlag eine Heerde Schweine und Miſtreß Pigwell umgebracht. Wärſt Du doch lieber nach der Küſte von Afrika abgeſegelt, ehe ſich dieß zugetragen hätte. Ich war ein alter Narr, daß ichs nicht zugeben wollte.«

»Lieber Onkel, dazu iſt's noch gar nicht zu ſpät,« antwortete ich ein wenig gereizt. »Jennings liegt ja noch unten vor Anker und ich kann leicht bis morgen reiſefertig ſein. Laſſen Sie mich alſo abſegeln.«

»Meinetwegen kannſt Du zum T**l fahren!« rief mein Oheim voll grimmiger Wuth. »Laß Dich ſo bald nicht wieder vor mir ſehen.«

»Damit war's zu Ende und ich reiſete nach Afrika, ſtatt im Comptoir meine Zeit todtzuſchlagen.«

»Das iſt ne' luſtige Geſchichte, Benjie, ſprach der Lieutenant, der durch die Erzählung des Lootſen in die beſte Laune verſetzt worden war. «Wie kommt es aber daß Ihr Euch hier bei uns jetzt aufhaltet, Benjie?«

»Das iſt eine andere Geſchichte, entgegnete der junge Mann. Seht, das ging ſo zu. Ein alter Freund meines verſtorbenen Vaters, Euer Vorgeſetzter, der Commodore, Sir Olivier Oakplank auf der Fregatte »Gazelle« iſt jetzt der älteſte Offizier an der afrikaniſchen Küſte und da die Zeit herannaht, wo er ſeine Rundreiſe nach Jamaika und der Havannah zu machen hat, bevor er nach England zu neuer Ausrüſtung zurückkehrt, ward beſchloſſen, daß, wenn ich zeitig genug mit Anordnung unſerer Ladungen fertig werden könnte, ich die Fahrt mit ihm zu dem doppelten Zweck machen ſollte, einen Oheim mütterlicher Seite, der in Jamaika anſäſſig iſt und von dem ich etwas zu erwarten habe — hier machte Benjie mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand die Bewegung des Geldzählens — zu beſuchen. Auch ſoll ich in der Havannah gewiſſe Spekulationen in Colonialprodukten unternehmen.«

»Das iſt ſeltſam, Benjie,« rief Sprawl. Wenn Ihr in Weſtindien Geſchäfte und Verwandte habt, die Ihr beſuchen wollt, ſo hättet Ihr beſſer gethan, mit dem nächſten beſten Schiff dorthin zu gehen, als hier zu

bleiben. Wißt, daß es bald nicht zum Allerschönsten gehen wird. Wir werden heiße Tage bekommen und tüchtige Kämpfe.«

»Das weiß ich, ich kenn's aus Erfahrung, Sir. Doch hört mich geduldig an. Wir kamen am Bonnyflusse an, und ich fand bald, daß weder die Gefahren noch die Schwierigkeiten der Expedition übertrieben geschildert worden waren; vielmehr übertraf die Wirklichkeit derselben alles, worauf ich mich gefaßt gemacht hatte. Zuvörderst büßte ich binnen zwei Monaten mehr, als die Hälfte unserer beiden Schiffsmannschaften ein, unter denen sich sogar der Steuermann des einen Schiffes befand. Zweitens ward ich von einer schuftigen spanischen Sclavenpolacre *) geplündert und mißhandelt, die ohne allen Sinn und Verstand uns überfiel, als wir ganz ruhig im Bonnyflusse vor Anker lagen und unsern Handel betrieben.«

»Zum Geier!« rief der Lieutenant, »wie ging das zu?«

»Das weiß ich selbst nicht. Es geschah am hellen Tage, etwa um ein Uhr nach Tisch, während die Sonne den Theer schmolz und eine Hitze zum Ersticken war. Wir vermutheten keine Gefahr, als von den Eingebornen und wir wußten wohl, daß Spanier in der Nähe lagen,

*) Polacre, ein kleines, einmastiges Schiff.

um Sclaven aufzukaufen, sahen sie auch oft an uns vorüberrudern. Deßhalb ließen wir die Dons am Bord kommen, ehe es uns einfiel, ihnen Widerstand zu leisten, und alsdann war es leider zu spät. Als sie jedoch anfingen, einzupacken, was ihnen des Mitnehmens werth schien, da wehrten wir uns und es gab ein Gefecht, in welchem mir die linke Wange mit einer Enterpicke oder einem Bootshacken geschlitzt ward, welches ich durch einen tüchtigen Hieb mit meinem Kurzdegen vergalt, so daß der äußere Mensch des Dons, welcher mich verwundet hatte, sehr übel zugerichtet ward. Ich glaube aber, wir würden sammt und sonders in Stücken zerhauen worden sein, wenn es nicht dem spanischen Kapitain eingefallen wäre, seine Hallunken daran zu erinnern, daß sie nicht Fechtens, sondern Plünderns willen an Bord gekommen wären. Hierdurch hinderte er sie daran, ferner auf unsere Schädel loszuhacken, denn sie fingen an, nach unsern Piastern zu suchen, und steckten uns alle ins Rundhaus, bis sie sich mit allem beladen hatten, was ihnen gefiel.«

»Ungeachtet dieses Mißgeschickes brachte ich doch alles glücklich zu Stande und ich sah die beladenen Schiffe noch vor Ablauf der ihnen anberaumten Zeit nach England unter Segel gehen.«

»Ich begab mich nun zu Sir Olivier, der die Fregatte Gazelle kommandirt. Mein zweimonatlicher Aufenthalt und meine auf den Strömen gesammelten Er-

fahrungen hatten mich zu einem geübten Lootſen gemacht. Da ich nun das Clima nicht fürchtete, ſo trachtete ich immer darnach, daß ich, obwohl es der Dienſtordnung ein wenig zuwiderlief, mit den Booten fahren durfte, wenn ein Zug an die Küſte unternommen ward. Sir Olivier machte Anfangs Schwierigkeiten, aber als er ſah, daß ich den Leuten von Nutzen war und daß es mir Vergnügen machte, dabei zu ſein, ſo legte er mir kein Hinderniß in den Weg. Wäre ich wirklich Offizier der Fregatte geweſen, ſo hätte mich die Dienſtreihe nicht ſo oft treffen können, als ich jetzt dergleichen Unternehmungen mitmachte.«

»Wir hatten hitzige Kämpfe, beſonders als die Gazelle das letzte Mal zur Capküſte kam. Wir holten aus dem Bonnyſtrom eine ſpaniſche Felukke heraus mit ihrer aus Negerſclaven beſtehenden Ladung, wobei wir eine tüchtige Rauferei beſtehen mußten, ſo daß verſchiedene von der Mannſchaft um's Leben kamen. Noch mehrere derſelben ſtarben an der Ruhr und dem Sumpffieber, die ſie ſich aus dem verpeſteten Lande holten. Dieſes eroberte Schiff eignete ſich vortrefflich zum Dienſte auf den ſeichten Strömen. Es wurde bemannt, ein wackerer Schiffslieutenant zum Commandeur erhoben und ich bat um die Erlaubniß, mitfahren zu dürfen, als Lootſe, weil ich mir Unterhaltung und Abentheuer verſprach und — ich bin nun am Ende meiner Lebensgeſchichte angelangt.«

»Sehr wohl, Sir,« entgegnete Sprawl vergnügt; »also Eurer Lust zu Abentheuern verdanken wir Eure Gegenwart? Nun, daran wird's nicht fehlen, will nur wünschen, daß Ihr immer mit heiler Haut davon kommt.«

»Wollens hoffen, werther Sir,« rief Benjie lustig, »wünsche Euch ein Gleiches.

»Um Verlaub, Massa Benjie,« fiel hier Quacko eifrig ein, Ihr von mich, Sergent Quacko, keinen Wort gesagt.«

»Richtig, hätt's bald vergessen. Hier seht, Master Sprawl, meinen Diener, Sergeant Quacko, vom dritten westindischen Regiment Sr. Majestät.«

»Du bist desertirt, Hallunke!« rief Sprawl.

»Ohe! nix desertirt, Massa,« entgegnete der Neger eifrig, indem er eine platte zinnerne Dose aus der Tasche zog und sie dem Lieutenant reichte.

»Was ist das?« fragte Sprawl neugierig.

»Es steckt sein Aschied drinnen, Sir, öffnet nur die Büchse gefälligst;« sprach Benjie.

Der Seemann zog ein beschmutztes, schimmliches Papier heraus und las erstaunt mit lauter Stimme Folgendes:

»Hierdurch wird attestirt, daß der bisherige Korporal Quacko bei dem dritten westindischen Regiment Sr. Majestät seinen Abschied und freie Ueberfahrt nach der afrikanischen Küste erhielt, wohin er zurückzukehren wünscht und zwar mit dem ersten von Sr. Majestät

Schiffen, das nach jener Station abgeht; und ist ihm dies Freipatent in Folge der tapfern und treuen Dienste geworden, die er bei Gelegenheit der unlängst stattgehabten Meuterei leistete, durch welche Major D* das Leben einbüßte. Unterzeichnet u. s. w.«

»Weßhalb verläßt Du denn Dein Vaterland wieder, Quacko?« fragte Sprawl.

»Das mich hab' gut Grund, Massa. Wilde Neger mich massacriren, wenn mich ertappen;« entgegnete der Schwarze pfiffig grinsend.

»Weßhalb wollen sie Dich denn umbringen, deine Landsleute?« rief der Lieutenant lachend.

Dumm Volk, schwarze Männer, Massa, weil mich halten für Spion von Englischmann. Das vor mich nit gut. Mein Weib haben Fetisch geopfert, Massa! Hu, zuerst haben dem armen Frau Beine und Arme abgeschnitten, dann braten und — mumm, mumm — fressen bei Stumpf und Stiel.«

»Zum Geier, Dein Weib haben sie gefressen?«

»Yes, Massa, als wild Niggers mich ansehen als Feind, da auch mein Weib so betrachten. O, Himmel, der Frau mich kosten fünfzig Dollar! — alles hin und ihm braten.«

»Das muß eine saubere Geschichte sein!« rief Sprawl schaudernd. »Erzähle uns, warum sie Dich feindlich behandelten, Quacko.«

Der Neger schilderte zuerst lang und breit in gebrochener englischer Sprache, wie man ihn auf ein Scla-

venschiff geführt und nach Jamaika gebracht hatte; wie er dort als Soldat dienen mußte, Korporal geworden war und endlich als Sergeant den Abschied bekommen hatte, weil durch seine Hilfe die Verschwörung und die Mörder des erschossenen Majors D* entdeckt worden waren. An der Küste seines Vaterlandes angelangt, hätte er einen Mäckler gemacht, sich ein Weib gekauft und ein kleines Vermögen erworben. Endlich sei er den Engländern in dem Gefecht mit spanischen Sclavenhändlern auf der Felukke in die Hände gefallen. Man hätte ihn festgenommen, während sein Weib schwimmend entkam.

Die Neger hätten ihn irriger Weise für den Verbündeten der Engländer gehalten und ihm den Tod geschworen, sein Weib auch wirklich, wie oben schon erwähnt, um's Leben gebracht. Doch wir wollen ihn jetzt selbst sprechen lassen:

»Als mich Englischmann gefangen hatte, sprang mein Frau über Bord und schwimmen an Land. Hu tschokaro, tschokaro sohu! O wer kann glauben, jung Weib hab' so viel Hinterlist! — Ah! queykärre tol de rol jep tuhtelthu — mich Quacko verlassen und ihm gehen zu Eboeschurken. Aber wie es ihr gehen am Land? Uh! Quickquack! Dort stehen ein groß Spitzbub mit lang blank Messer in der Hand. O Himmel! Tucka, tucka — kükrih pikweh. Ach ihm arm Frau, ihm hab verlockt — ihm hab geschmeichelt in Gewalt, ihm wollen kochen, uh! und ihm braten, ihm essen! O! ihm essen

mein Weib — o! ihm koſten mich fünfzig Dollar — o, kickeribu — Rotom!«

So ſchloß Quacko jammernd ſeine Biographie. Sprawl und Benjie lachten über ſeinen Schnickſchnack von Engliſch und ächtem Mandingo, das er ſo ergötzlich untereinander mengte, als plötzlich ein Geſchrei, als ob ein Menſch über Bord gefallen wäre, erſchallte. Man rief: »Ueber Bord, ein Boot ausgeſetzt!«

Sprawl ſprang auf und eilte zum Haufen der Matroſen, die ſich nach der Backbordſeite des kleinen Schiffes tobend und ſchreiend drängten. In der Meinung, es ſei ein Mann über Bord, kommandirte er mit aller Beſorgniß:

»Ruhe Ihr Leute, hebt raſch das kleine Boot aus, ſchnell, jeder ſoll einen Dollar haben wenn Ihr ihn glücklich und wohlbehalten an Bord bringt!«

Da wendete ſich ein alter Bootsmann um, und rief: »O Herr, es iſt kein Menſch in Gefahr, nur der kleine Phantom wird, wenn wir ihn nicht aufhiſſen können, von einem Hai gefreſſen werden.«

»Schafskopf!« brummte der enttäuſchte und erzürnte Lieutenant und wollte ſchon die Leute tüchtig auszanken, als ihn plötzlich Benjie, der indeß hinaus über Bord geſehen hatte, durch ſeinen Zuruf auf andere Gedanken brachte und die Neugierde ſeinen Zorn beſiegte. Er geſellte ſich alſo zu den Matroſen und ſah auch über Bord.

Ein kleiner Affe, den das Schiffsvolk mit dem Namen Phantom belegt hatte, der Liebling aller Matrosen, denen seine Späſſe und Grimaſſen in müſſigen Stunden zur Unterhaltung dienten, hing außen an der Backbordwand des Schiffes an einem Tau, das müſſig in der See nachſchleifte. Hier an derſelben Stelle bemerkte man etwa 6 Fuß unter den Wellen einen dicken, langgeſtreckten Gegenſtand, der vollkommen gleichmäßig mit dem Fahrzeug fortſchwamm. Dieſen Gegenſtand von ſo geheimnißvollem, gefährlichem Ausſehen hatte der Affe zu Geſicht bekommen. Es mochte ihm dabei etwa zu Muthe ſein, wie Eichhörnchen oder kleinen Vögeln, wenn ſie, vom Blick der Klapperſchlange bezaubert, ſinn- und hilflos vor Angſt von ihrem erhöheten Standpunkt auf den Aeſten des Baumes von einem Zweig zum andern ängſtlich piepend und pfeifend herabtaumeln und ſich ſo gleichſam ſelbſt dem Tode im Rachen des Ungeheuers überliefern.

So ſtand es auch mit dem armen Affen Phantom. Dieſer hatte auf der Einfaſſung des Verdecks den dunkeln Gegenſtand erblickt und war an dem nachſchleppenden Tau hinabgeklettert, um neugierig das ihm intereſſante Schauſpiel zu betrachten. Sowie der arme Phantom ſich der Waſſerfläche mehr näherte, kam auch das Ungeheuer mehr nach oben. Ein plumper Kopf mit röthlich ſtechenden Augen zeigte ſich und der Affe entdeckte nun mit Schrecken, daß er ſeine Neugierde

wohl ſchwer würde büßen müſſen. Da fing das kleine Thier ein jämmerliches Gewinſel an, welches durch das Rauſchen der Wellen auf dem Verdeck nur ſchwach vernehmlich war, aber doch endlich von den Matroſen, die die Stimme ihres Lieblings erkannten, gehört wurde. Jetzt rannte alles herbei, um Phantom zu retten. Allein das ging nicht ſo leicht.

Der Affe faßte inzwiſchen neuen Muth. Sein langer Rollſchwanz legte ſich feſt um das Tau, und mit Vorder- und Hinterpfoten ſuchte er rückwärts kletternd aus der gefährlichen Nähe zu entkommen. Allein die geheimnißvolle Gewalt, welche das unter Waſſer ſchwimmende Unthier durch ſeinen Starrblick ausübte, war ſo groß, daß ihm die Glieder den gewohnten raſchen Dienſt verſagten.

Sprawl rief jetzt den Matroſen zu, das Tau ſammt dem Affen an Bord zu ziehen. Allein vergebens; ſobald die Matroſen anzogen, rutſchte der arme Richard an dem ſchlüpfrigen Seil plötzlich hinab und das Waſſer ſpülte jetzt über ſeine kleinen Glieder.

Einen Augenblick zappelte das unglückliche Thier und ſah mit rührender, faſt menſchlicher Angſt nach dem Verdeck, von dem ſo viele, theilnehmende Geſichter ihn anſtarrten. Dann fuhr plötzlich ein dunkler, plumper Körper pfeilſchnell herauf, daß die Waſſer weißſprühend an ſeinen glatten Seiten abrutſchten; ein ellenweiter Rachen voll gräßlicher ſpitzer Zähne öffnete ſich gähnend

und krachend splitterten darin die feinen Gliederchen des Affen. Phantom schien ein zu kleiner Bissen für das Ungeheuer gewesen zu sein, denn als es auf einen Druck das arme Thierchen verschluckt hatte, schoß es nochmals nach dem Tau, biß darnach und riß und zerrte mit solcher Wuth, daß das starke Seil vollkommen auf einen Schlag entzwei borst. Dann fuhr der grimmige Fisch herauf, stülpte den schwalbenschweifartigen Schwanz in die Höhe, schlug auf die See, daß das Wasser haushoch empor spritzte und fuhr dann kopfüber wüthend und rauschend in die Tiefe.

Alles das sahen die Matrosen mit großer Angst und Wuth, ohne ihrem Liebling helfen zu können. Endlich als alles vorüber war, rief einer der muntern Bursche dem Proviantmeister zu: Ohe, Master Thummas (Thomas) streicht 'nen Mann von Eurer Liste, denn die Mücke ist um einen der besten und lustigsten Bursche leichter geworden.

»Armer Phantom!«

Zweites Kapitel.

Schiff ahoi! Beſuch auf einem fremden Fahrzeug. Die Miſſionäre vom Cap. Der Haifiſch bekommt ſeinen Lohn.

Am nächſten Tage erſchien ein Schiff am Horizont und man erkannte ſogleich die Fregatte Gazelle, auf welcher Sir Olivier Oakplank ſeine Flagge als Commodore aufgezogen hatte. Jetzt wars aus mit Lieutenant Sprawl's Commando; es hieß nun, beidrehen und der Fregatte folgen, Signale beobachten und bald hier, bald dorthin ſegeln. Dabei hatten es die Leute auf der Felukke hart, denn die ſchwere Arbeit wollte kein Ende nehmen und die Sonne brannte ihnen die Haut faſt vom Leibe.

Eine Woche lang blieb das Wetter ſchön und der Wind leicht; am achten Tage dagegen zeigte der Steuermann unſerm Benjie, der müſſig auf dem Deck herumſchlenderte, eine ſchwere Wolkenbank, die ſich am Horizont erhob. Allmählig zog dieſe bis zum Zenith herauf, ſo daß es ſchien, als ſchiffte man unter einem ungeheueren ſchwarzen Gewölbe, in deſſen dunkeln Schatten die Fregatte ungefähr eine Meile weit von der Felukke entfernt, ſchon unkennbar zu werden anfing. Benjie ſtand mit mehreren Leuten am Kapſtan und blickte windwärts, um am düſtern Himmel irgend ein Wett-

zeichen zu entdecken. Da erſcholls wie fernherklingende feierliche Muſik, die gleich den Tönen einer Aeolsharfe bald lauter, bald leiſer erklang, bis endlich nichts mehr vernehmbar blieb, als das Rauſchen des Meeres, durch welches die Felukke ſich hinſchob.

»Was meinen Sie, was das iſt, Maſter Benjie?« fragte einer vom Schiffsvolk.

»Ich denk', wir werdens bald genug erfahren, wenn der Wind den Text ſpricht und die ſtürmenden Wellen den Takt dazu ſchlagen;« entgegnete dieſer.

»Alſo meint Ihr, daß der T**l losgeht?« rief ein Anderer.

»Ja, ja, verſetzte Benjamin, doch nehmt Euch in Acht, Mann, daß er Euch nicht mit ſeinen Hörnern aufgabelt, weil ihr ſo leichtfertig ſeinen Namen ausſprecht. Ich mag dergleichen Geſchwirr da oben gar nicht leiden.«

»Gebt acht, ob achtundvierzig Stunden vergehen, und wir haben einen Orkan —«

»Oder keinen« fiel Benjie ein.

»Was gibts da?« fragte Sprawl herzutretend.

»Muſik, Kapitain!« entgegnete Brail.

In dieſem Augenblick wallte auf der Windſeite der Wolkenvorhang empor und ein kaltblauer, ſternenheller Himmel zeigte ſich, deſſen grünlich ſchimmernder Schein verkündete, daß der Mond bald kommen würde.

Da zeigten ſich deutlich die ſchwarzen Segel und hohen Maſte eines großen Schiffes, das in der Ferne erblickt, wie ein Kinderſpielzeug ausſah.

Aus dem dunkeln Meere ſtieg jetzt der Mond herauf und ſchwamm, wie eine Kriſtallkugel am Horizonte, indem er lange, zitternde Lichtſtreifen auf die dunkeln Wellen gleiten ließ.

Das fremde Schiff ſteuerte gerade auf die Felukke los; es war ein Dreimaſter, der alle ſeine Segel beigeſetzt hatte, um von dem ſchwachen Wind ſo viel Nutzen zu ziehen, als nur möglich. Die Seeleute auf der Felukke erhielten jetzt den Befehl, ſich fertig zum Kampfe zu machen. Das war im Augenblick geſchehen und jetzt wartete jeder ſtill der Dinge, die da kommen ſollten.

Und horch! eine leiſe ſanfte, himmliſche Melodie wallte wieder herüber, nur lauter, als zuvor, und zerfloß und hob ſich wieder nach Maßgabe der Stärke oder der Schwäche des Windes. Auf der Felukke war es ſo ſtille geworden, daß man eine Nadel hätte fallen hören können. Mit der größten Aufmerkſamkeit horchten Alle den Tönen. Der hundertſte Pſalm wurde geſungen, man konnte Männer- und Frauenſtimmen unterſcheiden. Bald verhallte der Geſang.

Beim Scheine des Mondes konnte man jetzt entdecken, daß der Fremde die Felukke geſehen haben mußte, denn an ſeinem Bord entſtand plötzlich ein Getümmel,

und Geschrei; Segel wurden angesetzt und das Schiff zur eiligsten Flucht gewendet.

Sprawl ließ nun hinzusteuern und eine Kanone als Wink zum Beilegen abfeuern. Allein statt der Aufforderung Folge zu leisten, beantwortete man den Schuß, und eine Kugel fuhr brummend über das Verdeck der Felukke weg.

»Das ist ein schöner Dank für unsere gute Meinung,« sprach Sprawl ärgerlich. Wo in der Welt hat man jemals gehört, daß ein Schiff, auf welchem Priester, Frauen und andere fromme Leute so schön sangen, so hitzig zum Fechten bereit ist. Doch ich will sie einmal anrufen,« sagte er, indem er das Sprachrohr zur Hand nahm.

»Hilloh, was für 'n Schiff ist das?«

Nach schottischer Weise ward die Antwort durch die Frage gegeben. Man hörte durch die Nacht die Worte: »Was für eine Felukke ist das?«

»Geleitschiff von Sr. Brittischen Majestät Fregatte Gazelle. Beigelegt, damit ich ein Boot an Euren Bord schicken kann;« entgegnete Sprawl.

Das half aber nichts, der Fremde segelte weiter und fing an sich aus dem Staube zu machen.

»Trotz ihres Psalmsingens ist's nicht richtig,« rief Sprawl ärgerlich. Waddings, schließen Sie das Pulvermagazin auf; ich will sie noch einmal anrufen und wenn sie dann nicht still halten, so werde ich ihnen scharf zu Leibe gehen.

»Hilloh, wenn ihr nicht beilegt, so werde ich Feuer geben lassen.«

Es entstand eine Pause und schon wollte Sprawl seine Drohung ausführen, als der Fremde fragte:

»Was ist das für 'n Segel dort unten leewärts?«

Die Antwort lautete: »Die Fregatte Gazelle!«

Der Fremde sah nun ein, daß er nicht entrinnen könnte, legte also bei und Sprawl, Benjie Brail und noch vier Seeleute fuhren zu ihm am Bord.

Als sie auf das Verdeck kamen, fanden sie daselbst große Geschäftigkeit. Drei Karronaden waren losgeschlungen und um dieselben herum stand die schwache Bemannung von etwa dreißig Köpfen. Alles wieß eine sehr große Verwirrung und Unordnung. Zu beiden Seiten des Gangweges standen zwei derbe Bursche mit gezogenen Kurzdegen.

»Warum legten Sie nicht sogleich bei, Sir?« fragte Sprawl zornig.

»Weil ich Argwohn gegen Sie hegte, Sir;« antwortete der Schiffer. Ich sehe jetzt ein, daß ich mich irrte und hoffe, Sie werden es mir nicht übel deuten.«

»Was für ein Schiff?« fragte der Lieutenant weiter, indem er neugierig das Verdeck und die Personen, welche sich auf demselben zeigten, betrachtete.

»Der Hermes,« mit assekurirter Ladung *) nach dem

*) Von Assekuranz, Versicherung des Vermögens bei einer Bank.

Vorgebirg der guten Hoffnung bestimmt. Beliebt es Ihnen, meine Papiere durchzusehen, Sir?« entgegnete der Kauffahrer-Kapitain.

Sprawl und Benjie Brail folgte ihm in die Kajüte und hinterdrein schritten, wie eine Art Leibgarde, mit gezogenem Degen die beiden Männer vom Gangwege. Benjie betrachtete sie. Der Aeltere von ihnen mochte dreißig Jahre zählen; er war ein stämmiger, sonnenverbrannter Mann mit einem entschlossenen, aber keineswegs unangenehmen Gesichtsausdruck. Der jüngere wieß sich minder groß und kräftig und war bleichen Antlitzes. Beide trugen weiße Weithosen und ein buntes Hemd; darin bestand ihre ganze Bekleidung. Daß sie keine Matrosen waren, erkannte man auf den ersten Blick. Doch wer sie eigentlich sein mochten, konnte man nicht ausmitteln. Der Kapitain war ein schöner, etwa fünfzigjähriger Mann mit fast kahlem Kopfe, während das wenige ihm noch übrig gebliebene Haupthaar sich kraus gelockt und kohlenschwarz, wie sein Backenbart, zeigte. Er ging, wie jene Beiden gekleidet, nur daß er außerdem eine blaue Jacke trug. Seine Züge waren überraschend schön, seine Augen funkelnd, seine Stirne wieß sich breit und hoch.

Die Kajüte war behaglich eingerichtet, ohne Prunk zu zeigen. Umher lagen Umschlagetücher und Hauben, woraus man schließen mußte, daß sich Frauenzimmer an Bord befänden.

Sprawl hatte bisher nicht auf dieſe Dinge geachtet, ſondern die Papiere durchgeſehen und viſirt. Dann ergriff er die dabeiliegende Paſſagierliſte und las die Namen der Perſonen, welche ſich auf dem Schiffe befanden.

»Beliebt Ihnen ein Glas Waſſer mit Wein?« fragte der Kapitain, und ließ Wein und Zwieback auftragen. »Unſere Paſſagiere ſind Miſſionäre für die Binnenlandsanſiedlungen auf dem Cap; mähriſche Brüder *) glaube ich, nennt man ihre Sekte. Obwohl ich um ihre Glaubensmeinungen mich nicht kümmere, muß ich doch ſagen, daß ich niemals liebenswürdigere Leute an Bord hatte, wenn ich auch ſchon ſeit dreißig Jahren Paſſagiere auf Kauffarteiſchiffen mitnehme.«

Dem Wunſche des Kapitains gemäß gab ihm Sprawl die genaue Breite an. Als er ſich ſodann zurück auf die Felukke begeben wollte, ſprach der Fremde:

»Es iſt jetzt völlig windſtill; vielleicht erlauben Sie, daß ich Sie meinen Paſſagieren vorſtelle. Sie befinden ſich, wie ich glaube, beim Thee im Rundhauſe auf dem Verdeck.«

Sprawl ging mit ihm hinauf. Die Felukke lag jetzt ſo nahe, daß er ſeinen Leuten zurufen konnte: ſie ſollten ſeitlängs bleiben, er würde bald an Bord kommen.«

Das durch zwei von der Decke herabhängende

---

*) Eine proteſtantiſche Religionsſekte.

Lampen erleuchtete Rundhaus mochte sechszehn Fuß Länge, vorn vierzehn und hinten zehn Fuß Breite messen. Zu beiden Seiten standen Sophas. Das blanke messingene Kamingitter war jetzt mit künstlichen Blumensträußchen geschmückt; in der Mitte stand ein langer Tisch mit Theezeug und aus silberner Theekanne wallte der gewürzreiche Duft empor.

Ein ehrwürdiger Greis in einem weiten, grauen frießenen Nachtgewande, eine große Sammetmütze auf dem Kopfe unter der ihm lange weiße Locken auf die Schultern hervorringelten, saß der Thüre gegenüber auf einem Polstersitze. Dem Anscheine nach hatte er in einer großen Bibel gelesen, die jetzt geschlossen vor ihm lag, während er sich auf dieselbe mit dem Ellenbogen stützte und seine Brille neben sich hatte. Noch nie sah Benjie ein freundlicheres Auge und seine Gesichtszüge deren gesunde Färbung ein kräftiges Alter kund gaben wurden zum sanftesten Wohlwollen durch das Lächeln aufgehellt, mit welchem der Greis einen halbnackten engelähnlichen Knaben von etwa dritthalb Jahren betrachtete, der vor ihm auf dem Tische saß und mit seinem Silberhaare spielte.

Das Kind war ein wunderlieblicher Blondkopf und nur mit einem Cambrikhemdchen bekleidet, das unter der Brust mittelst eines violetten Seidentüchleins zusammengehalten ward. Seine feinen Aermchen und Beinchen waren nackt, sein Kopf war ungemein schön

geformt und zwischen seinen Lippen blickte eine Doppelreihe Perlen hervor.

Benjie und Sprawl grüßten gerührt den ehrwürdigen Greis und sahen dann nach den übrigen Gliedern der Gesellschaft, die sich im Rundhause befand. Zur Seite saßen zwei junge Frauenzimmer; die ältere davon mochte fünfundzwanzig, die jüngere dagegen kaum siebenzehn Jahre zählen. Beide waren sehr einfach gekleidet in leinene Gewänder. Geschmeide trugen sie nicht an sich.

»Ist dieß Ihr Knabe, Madame?« fragte Sprawl die Aeltere. Sie bejahete. »Nun, Gott segne das Kind; ich hab' nie einen so wohlgebildeten kleinen Burschen gesehen,« rief der Lieutenant.

Mit patriarchalischer Herzlichkeit begann der Greis nun ein Gespräch. »Die Aeltere dort, sprach er, ist meine Tochter, jene jüngere meine Nichte und Schwiegertochter und hier sehen Sie meinen Sohn und meinen Neffen und Eidam.«

Letztere beiden waren jene zwei jungen Männer mit den Degen. So kriegerisch sie vorher mit diesen ausgesehen hatten, so friedliebend und freundlich schienen sie jetzt zu sein.

Sprawl und der Kapitain unterhielten sich über den Punkt der See, auf dem man sich befand und Letzterer erkannte zu seinem Befremden, daß er sich in seiner Rechnung geirrt und viel zu weit östlich gekommen

wäre. Benjie, der bemerkte, daß jene Beiden mit ihren nautischen Erörterungen sobald nicht zu Stande kommen würden, nahm die Einladung des Greises an, eine Tasse Thee mit der Familie zu trinken. Das Gespräch dabei war für ihn höchst interessant.

»Sie sehen,« sagte der Alte, daß, wenn es dem Allmächtigen gefallen hat, uns zu Vertriebenen aus unserer Väter Wohnungen zu machen, wir dennoch, gleich den Patriarchen der Vorzeit nicht vereinsamt von dannen zogen.«

»Willst du mit uns?« sagte der kleine schöne Knabe, der allmählig auf dem Tische zu Benjie herangerutscht war und nun die Beinchen in seinen Schooß sinken ließ.

»Nein, mein Junge,« erwiederte Benjie gerührt, ich kann nicht, aber der Himmel segne dich, mein schönes Kind.«

Thränen schossen ihm in die Augen; er dachte an seine Kinderzeit und es erfaßte ihn eine Rührung, die ihn beinahe unfähig machte, zu sprechen.

Das Kind sah es und rief unschuldig: »Du weinst? Bist du unartig Kind gewesen heute, oder weinst du, weil du nicht mitkannst? Mußt nicht weinen!«

Benjie faßte sich und bedeckte das blühende Gesicht des Knaben mit Küssen. Indeß fuhr der Greis fort:

»Von unserm Kapitain hörten Sie bereits, daß wir als Missionäre nach dem Kap gehen. Mein Schwiegersohn und meine Tochter haben die Reise bereits

zweimal gemacht und kennen aus persönlicher Erfahrung den ganzen Umfang des Opfers, das sie bei Vollführung des guten Werkes bringen. Mein Sohn und meine Nichte, die erst kürzlich einander eheligten, waren noch nicht in den Niederlassungen. Doch ist ihnen zur Genüge bekannt, was sie dort vielleicht werden erdulden müssen. Ich meines Theils, ich kehre jetzt zu meinem Zelt in der Wüste, zu gänzlicher Verbannung von allen Freuden und Annehmlichkeiten des gesitteten Lebens, und mit geringer Aussicht zurück, das Land meiner Väter jemals wieder zu sehen. Wohl aber werde ich mein Grab unter der nämlichen Palme finden, unter welcher mein Weib von ihren Mühen ausruhet, nachdem sie sechszehn Jahre lang während meiner Mission unter den Heiden, meine Gattin und nach Gott mein bester Trost auf Erden war. Der Himmel weiß, wie gefüllt mein Leidenskelch gewesen ist, als sie in die Gruft sank, denn sechs Monate lang war in den Niederlassungen alles still gewesen, mehr als fünfzig Familien hatten sich in unserm Bezirk angesiedelt, so daß wir, da die Landessprache uns geläufig geworden war, die Hoffnung hegten, rasche Fortschritte in der Belehrung und Bildung der uns umgebenden Heiden zu machen — da ward ich eines Nachmittags durch lautes Geschrei aufgeschreckt. Eben die Wilden, von denen wir glaubten, daß sie sich für immer an uns geschlossen hätten, weil sie seit so langer Zeit unter uns wohnten, waren im Begriff, unsere

Vorrathskammern zu plündern und unser Korn wegzuschleppen. Mein Neffe und drei andere junge Missionäre thaten ihr Mögliches, sie daran zu verhindern. Ich kam ihnen zur Hilfe. Wir sahen uns genöthigt, unsere Schießgewehre zu gebrauchen, so daß, nachdem wir einige der Ruhestörer verwundet hatten, es uns gelang, die Angreifer aus unserm Bezirke zu vertreiben. Bei jener Gelegenheit aber erhielt meine Frau, die längere Zeit krank gewesen war, eine so heftige Nervenerschütterung, daß sie noch in der nämlichen Woche starb.«

»Und nach allen diesen Leiden kehren Sie dennoch wieder dorthin zurück?« sagte Benjie. »Welch' ein Opfer! Kaum kann ich mir für dasselbe einen erforderlichen Fall denken.«

Der Greis unterbrach ihn.

»Junger Mann, sprach er, ungeachtet all' des Wehes, das ich erlitt, gehe ich doch mit Freuden meinen Weg. Vielleicht nennen mich manche einen Thoren, vielleicht halten mich Andere für überspannt — genug, sie mögen denken, was sie wollen, dennoch traf ich meine Wahl; und obschon ich nur wie eine Stimme in der Wüste bin, obschon unser bisheriges Streben zum Heile der umnachteten Geschöpfe, unter die unser Loos uns geworfen hat, nur wie Tropfen Wassers auf dürren Sand gesprengt, sind, opfere ich doch im vollsten Bewußtsein von dem Werthe dessen, was ich aufgebe, alle

gewöhnlichen Zwecke menschlichen Ehrgeizes auf, gehorche dem mir ins Herz gesenkten Rufe Gottes und ziehe mit den Meinigen fort. Ja, wir gehen nun, komme, was da wolle, Freudenkunde denen zu predigen, die in Finsterniß wandeln. Ich bin fest überzeugt, daß wir hienieden unsern Lohn vermissen, daß wir ihn aber droben finden werden und daß er uns durch Gottes Gnade zu Theil werden wird, davon bin ich zuverlässig überzeugt.«

Benjie war ein leichtsinniger junger Bursche, aber von Herzen gutmüthig und im eigentlichen Sinne des Wortes ein vollkommen religiöser Mensch. Er begriff also sehr gut das Opfer, welches die Missionäre brachten, die Hingebung, mit welcher sie all' den zahllosen Gefahren ihres schweren Amtes entgegengingen, und er bedachte bei sich selbst: Welchen stärkeren Beweis von der Lauterkeit ihrer Absichten können diese Leute geben, als den, daß sie mit Seel' und Leib, mit Hab und Gut sich furchtlos dem Dienste des Höchsten weihen? Und was die Beschuldigung belangt, daß sie Enthusiasten, (überspannte Menschen, die durch Schwärmerei in nähere Verbindung mit Gott kommen zu können glauben), sind so kann kein Mensch sich andauernd dem täglichen Gesellschaftsleben, selbst allen erlaubten Genüssen und unschuldigen Vergnügungen entziehen, ohne in irgend einer Hinsicht ein Enthusiast, oder ein Mensch zu sein, der um eine Idee zu erreichen, alles, was ihn

daran hindern könnte, von ſich abſtreift und zur Seite wirft.

Darin beſteht aber auch allein der wahre Werth des menſchlichen Daſeins und ſo muß Jeder handeln, ſo ſich ganz dem hingeben, was er werden will, wenn er einſtens mit Erfolg dem erwählten Berufe vorſtehen ſoll. Deßhalb ergeht auch an unſere lieben Leſer hier der ernſte Ruf:

»Wählet mit Bedacht, was Ihr einſt in der Welt werden wollt. Prüfet Euch, ob Ihr das Geſchäft oder die bürgerliche Stellung, die Ihr erlernen, oder auf die Ihr Euch vorbereiten wollt, recht innig lieben könnet und ob ſie ganz Eurer Neigung entſpricht. Zieht bei Zeiten Aeltern und Lehrer, die Euch mit all' Euren geiſtigen Anlagen und Fähigkeiten kennen gelernt haben, zu Rathe. Sagt ihnen von Euren Wünſchen und bittet ſie, Euch beizuſtehen in der Wahl Eures künftigen Berufes. Benützet die Schule, wie ihr nur könnt, um recht viel zu lernen und denkt ja nicht: Das brauche ich nicht; oder »das muß ich ja nicht wiſſen, oder auch: Wozu ſollte ich das nöthig haben?« Denn Ihr brauchet alles; nichts iſt zu viel, was Ihr lernet. Ja, Ihr lieben, theuren Leſer, Ihr mögt lernen, ſo viel Ihr wollt, ſo lernt Ihr immer noch zu wenig. Das werdet Ihr nicht eher einſehen, als bis einſt jene Zeit für Euch herannaht, wo Ihr nichts mehr lernen könnt. Man lernt zwar ſpäter auch noch, und darf eigentlich

gar nie aufhören zu lernen, aber da geht es dann ſchwer und Euer Lernen, das Lernen im Jugendalter iſt ein Kinderſpiel, das Lernen im Mannesalter iſt aber eine ſaure, beſchwerliche Arbeit.

Habt Ihr endlich Euch mit Hilfe Eurer Aeltern und Lehrer für einen Beruf entſchieden, dann werfet alles, was Euch am rechten und tüchtigen Lernen hindern könnte, als eine drückende Laſt bei Seite. In Gottes Namen fanget mit Kraft und Feuer an; haltet alles fern von Euch, was Euch von Eurem Berufe abwenden könnte. Den Blick nach Eurem Ziele gerichtet, verſäumet nichts, keine Stunde, keinen Augenblick. Selbſt Eure Erholungsſtunden laſſet zu einer Wiederholungszeit werden, die Euch Nutzen bringt. Wählt Euch einen braven, klugen und frommen Freund Eures Standes, denn nur der, welcher ganz gleichen Beruf und gleiche Lebenszwecke mit Euch verfolgt, ſoll und kann auch geiſtig innig mit Euch verbunden ſein. Mit dieſem Eurem gleichgeſinnten Freunde ſprecht über Euren Beruf, über das, was Ihr gelernt habt, wie Ihr es verſtanden, wie Ihr einſt Nutzen davon ziehen wollt. Dieſe Eure Geſpräche und Erholungsſtunden müßt Ihr draußen in Gottes freier Natur zubringen, nicht in der dumpfigen Nähe der Stadt, ſondern auf meilenweiten Spaziergängen durch Wald und Feld, oder in die ſchöneren Berge. Dabei meidet die Schenke als einen Ort, wo der Leib überſättigt wird und der Geiſt vor Hunger in einen

ohnmächtigen Schlaf verfällt. Seid mäßig, nüchtern, ſtärkt Euren Körper durch Anſtrengung in der freien Luft, den Geiſt durch Lernen und Studiren und bittet jeden Tag Gott, daß er Euch helfe und Eure Anſtrengungen ſegne und gedeihen laſſe. Habt Ihn beſtändig vor Augen und im Herzen und haltet Eure Seele rein. Euren Leib, das Gefäß eines göttlichen, unſterblichen Funkens, betrachtet als einen Tempel Gottes, der nicht einmal durch eine gemeine, oder rohe, geſchweige denn gar durch eine ſündliche oder unſittliche Handlung entweiht werden darf.

So arbeitet, jagt nach Eurem Ziele, ernſt, unverdroſſen, anhaltend, unermüdet, ausdauernd. Ihr bedürfet viel, wenn Ihr einſtens tüchtige Weltbürger werden wollt, und nur ein tüchtiger Weltbürger iſt ein glücklicher, zufriedener Menſch. Ihr werdet Euch wundern, was einſt von Euch gefordert wird. Selbſt der Tüchtigſte fühlt oft, daß er noch mehr brauchen könnte, als er weiß und als er gelernt hat. Darum denket, daß Ihr nie genug lernen könnet und ſucht wenigſtens Euren Vorrath ſo groß zu machen, als nur immerhin möglich.

Einſtens werdet Ihr davon erndten, von der Saat, die Ihr geſtreut habt. Bleibt dann Eurem Berufe treu bis ins Grab und nützet, ſo viel Ihr könnet. Betrachtet alles als ein geliehenes Gut, das Ihr nicht ſelbſt erworben habt, ſondern das Euch Andere gaben. Ihr

seid Schuldner, aller Eurer Mitmenschen. Gebt ihnen, was Ihr besitzt, Hilfe, Belehrung, Rath und sucht so die Schuld zu tilgen, welche Ihr Euch aufgeladen habt.

Wir kehren jetzt zu unserer Erzählung zurück. Benjamin saß, und überdachte ernst die Worte des Greises. Dann wendete er sich an die Dame zu seiner Rechten und sprach:

»Sie waren noch niemals auf dem Cap, Madame, und haben also wohl kaum einen Begriff von den Entbehrungen, die Ihrer dort warten?«

»Doch, doch mein Herr,« antwortete sie, indem Benjie sah, wie ihr Gatte ihr zulächelte, »jene Entbehrungen können nicht größer sein, als ich sie mir längst vorstellte, und gleich meiner Base hoffe ich Kraft genug zu besitzen, alles, was mich treffen mag, so zu ertragen, wie es einer Christin geziemt.«

Der Greis bemächtigte sich jetzt wieder des Wortes und sprach: »Wir gehen nicht blos in der Absicht nach dem Kap, um die wilden Heiden zu Christen zu bilden, sondern auch, um ihnen den Ackerbau zu lehren. Deßhalb ist das Schiff mit einer großen Anzahl von Ackergeräthschaften beladen. Wir hoffen, indem wir uns bemühen, ihren geistigen Zustand aufzuhellen, auch ihre zeitliche Wohlfahrt zu verbessern. Das Land ist reich und fruchtbar. Es darf nur angebaut werden, und der üppige Boden liefert hundertfältige Erndten. Auf diese

Weiſe werden die armen Kaffern und Hottentotten nach und nach geiſtig und leiblich glücklich werden und Gott wird unſere Anſtrengungen ſegnen und ihren Mangel in himmliſchen und irdiſchen Reichthum verwandeln.«

So endete das Geſpräch Benjamin Brails und des Lieutenant Sprawl mit den guten Menſchen auf dem Hermes. Beide mußten ſich nun wegbegeben. Der Kapitain des Hermes bat Sprawl vorher, in der Nähe des Schiffes bleiben zu dürfen, um dem Anhalten von Schmugglerfahrzeugen und den Angriffen der Piraten nicht ausgeſetzt zu ſein. Dann beſtiegen Sprawl und Benjie das Boot und kehrten zurück auf die Mücke. Es war faſt Mitternacht, Sprawl ſtellte die zweite Wache auf und begab ſich auf das Verdeck, um nachzuſehen. Es war alles in Ordnung. Noch einen Blick warf er nach dem Hermes; er lag unferne und das kleine Licht der Lampe, die er ausgeſteckt hatte, um dadurch der Mücke ſeine Lage anzuzeigen, ſchwankte auf der dunkeln ſtillen Waſſermaſſe. Gegen Süden irrte gleich einer Feuerfliege, ein noch kleineres, aber wie ein Stern funkelndes Licht; es war die Lampe auf der Fregatte Gazelle. Sprawl betrachtete beide Lichter. Es war ein wohlthuendes Gefühl für ihn, Menſchen, Freunde, Landsleute in der Nähe zu wiſſen. Er ſchloß ſie in ſein Gebet und begab ſich ſodann zur Ruhe.

Am nächſten Morgen erwachte er und kam neu-

gestärkt aufs Verdeck, wo er eine unruhige Bewegung unter dem Schiffsvolke wahrnahm. Auf seine Frage »was es gäbe?« antwortete einer der Matrosen: »Ein Haifisch dicht unterm Stern!« mit so gedämpfter Stimme, als fürchtete er, der Fisch möchte ihn hören. Sprawl legte sich über das Geländer und sah etwa drei Fuß unter der durchsichtigen krisallenen Fluth das Unthier, das ihn mit Ruhe anstarrte, ja, statt Furcht zu zeigen, vielmehr Lust blicken ließ, ihn noch näher in Augenschein zu nehmen, denn es stieg noch höher, so daß seine starre sichelförmige Rückenflosse einen Fuß hoch über Wasser kam.

»Steckt einen Köder auf einen starken Angelhacken,« rief Sprawl, »und laßt ihn behutsam hinab.«

Jetzt entstand ein leises, aber reges Treiben. Der Speisemeister gab ein Stück ranzigen Speck, etwa fünf bis sechs Pfund schwer und dieses wurde geschickt um den Angelhacken befestigt. Letzterer hing an einer gutgeschmiedeten, fünf Fuß langen Kette und diese wurde wieder an einem Tau festgebunden. So ließ man das Fangwerkzeug vorsichtig hinab in die Fluth gleiten.

Der Fisch mochte zwölf Fuß lang sein und lag so nahe, daß man ihm im Ueberlehnen über den Rand des Fahrzeugs, wenn dieses auf den Wogenschwall niederglitt, den Kopf mit einer Handspeiche hätte zerschlagen können. Es lag etwas Aufregendes darin, sich einer

Kreatur so nahe zu wissen, die sich gewiß ein besonderes Vergnügen daraus gemacht haben würde, jeden von den sie anstarrenden Männern durch einen einzigen Biß in zwei Hälften zu zertheilen. Der Hai sah die Seeleute an, wollte jedoch an dem Stück ranzigen Fett nicht anbeißen. Weevil, der Proviantmeister, schlang das Tau einigemal um seinen Arm, legte sich etwas über Bord und hielt dem Hai, demselben, der gestern den armen Phantom gefressen hatte, das ranzige Stück Fett gerade vor die stumpfe Nase. Das Fleischstück mochte endlich doch dem Hai besser, als gar nichts dünken, denn er schnappte es weg und schwamm von dannen, riß aber zu gleicher Zeit den Proviantmeister mit fort, so daß dieser, der beim Aufziehen der Angelleine dieselbe einigemal um seinen linken Arm geschlungen hatte, und jetzt beim Zerren des Thieres in der Schlinge war, über Bord gemußt haben würde, wenn ihn nicht zwei Matrosen, Lennox und Drainings, bei den Beinen gefaßt hätten. Das war ein gefährlicher Spaß! Kaum zwei Ellen weit von dem Proviantmeister, der hilflos über den Stern hinabhing, wühlte und zerrte der entsetzliche Fisch. So wie das Fahrzeug sich auf dem Wogenschwall senkte, fuhr der Kopf des armen Weevil ins Wasser, wobei der Bedrohete sprudelnd und ringend bemüht war, sich den Arm frei zu machen. Das Schiffsvolk lachte laut, während der Ueberhangende kläglich schrie, daß man ihm helfen und ihn hereinholen möchte. Mittlerweile

hatte das Zerren den Fisch ein wenig abgemattet, so daß man ihn dicht unter Stern holen konnte. Benjie trat jetzt mit seiner Doppelflinte heran und brachte ihm einen Schuß zwischen den Augen bei.

»Aha!« sagte Drainings, »das wird ihm den Garaus machen, wenn nicht der leibhaftige Schwarze in ihm steckt. Jetzt laß uns den Proviantmeister einhissen, Lennox, Jo,=ho=hoi!«

Drainings hatte das eine, Lennox das andere Bein Weevils gefaßt, was einen höchst komischen Anblick gewährte. Den Verlust seines Gehirns ertrug der Hai mit vieler Gelassenheit; sobald er aber wiederholtes Zerren an dem ihm noch immer im Schlunde steckenden Köder bemerkte, schoß er plötzlich wieder von dannen, als wäre er nur betäubt gewesen. Der Stoß gab sich so heftig, daß Weevils rechtes Bein aus Lennox Händen gerissen ward und hätten Drainings eherne Fäuste den Proviantmeister nicht festgehalten, so würde dieser vermittelst der ihn noch immer umschlingenden Angelleine, über Bord gegangen und eine Beute des Unthiers geworden sein.

Weevil schrie erbärmlich: »Um Gotteswillen, Drainings laß mich nicht los.« Der Matrose schien ihm sein letzter Nothanker zu sein. In diesem Augenblick senkte der Fisch sich plötzlich, durch den Ruck verlor auch Drainings das Gleichgewicht und wäre dem Proviantmeister, dessen Beine er unerschütterlich festhielt, über

Bord gefolgt, wenn er nicht von Lennox, und dieser wieder von Brail festgehalten worden wäre. So hingen der Haifisch, Weevil, Drainings, Lennox, Brail, aneinander, wie ein Strang Nürnberger Knackwürste, von denen die drei ersten fest verschlungen dicht unter dem Stern im Wasser zappelten.

»Mr. Peak,« rief Sprawl, »einen tüchtigen Bootshacken!«

Der Lieutenant bohrte die scharfe Spitze des Hackens mehr, als einmal, in die Jacke des Proviantmeisters. Doch als er ihn endlich faßte, wollte das Angehackte nicht halten, denn es war nur der Rockschooß, der augenblicklich zerriß, so daß aus der Tasche Weevils Tuch und Dose, nebst einem schweren unförmlichen Beutel ins Meer fielen und versanken.

Endlich wurde der Proviantmeister und mit ihm der wie ein Saugfisch an ihm hängende Drainings an Bord geholt. »Es würde Schade sein, eine so auserlesene Gesellschaft zu trennen,« sprach Benjie. Man fertigte also schnell eine Schlinge, warf sie dem Hai über den Kopf, so daß sie hinter dessen Ohrlappen faßte, und zog ihn ebenfalls aufs Verdeck, welches er mit seinem Schweife so gewaltig peitschte, daß man fürchten mußte, er würde es zertümmern. Man schlug nun so lange auf seinen Kopf los, bis dieser zu Brei ward. Allein alles dieses schien den Fisch nicht anzugreifen. Endlich lähmte ihm Schnitz, der Zimmermann, durch

einen Hieb mit der Axt das Rückgrat. Dennoch zuckte der Fisch noch eine Stunde nachher, als man ihm die Eingeweide ausgenommen hatte. Man war nicht in Irrthum gewesen, denn im Magen des Fisches fanden sich die Ueberreste des armen kleinen Affen Phantom der nun von den Matrosen, in einen Lappen gewickelt, einen Stein dazu gebunden, in's Meer versenkt ward.

Ihm folgte das, was vom Hai, dem man die Zähne ausgebrochen und die Haut abgezogen hatte, nicht gebraucht werden konnte.

Jetzt erschien der Proviantmeister, der sich umgekleidet und ein Gläschen Grog zu sich genommen hatte.

»Nun, Weevil,« sprach Benjie lustig, »wie befindet Ihr Euch nach Eurem Abentheuer mit dem Hai?«

»Ich will mein Lebtage daran denken!« erwiederte der Proviantmeister schaudernd.

Drittes Kapitel.

Der „Hermes“ geht unter. Ein anderer Phantom erscheint.

Der dritte Tag nach dem Besuch auf dem Hermes begann nach einer finstern und stürmischen Mitternacht. Vom Regen, der auf das Verdeck herunterprasselte, erwachte Benjie. Er hörte Sprawls Stimme, die über ihm zu Jemand redete. Aus dem Hin- und Herreden vernahm er, daß die Fregatte eine Meile weit Steuerbordwärts von der Felukke, der Kauffahrer aber dicht hinter derselben wäre; daß das Meer fürchterlich arbeitete und daß der Hermes entsetzlich rollte. Nicht lange währte es, so rief eine andere Stimme:

»Der Hermes hat eine Beschädigung erhalten — an seinem Bord ist gewaltiges Getümmel — sein Vortopmast ist gebrochen!«

Besorgniß für seine Freunde auf dem Kauffahrer ließ Benjie sogleich in die Kleider fahren und auf das Deck eilen. Der Donner brüllte fürchterlich. Zwar dämmerte der Tag herauf, aber der Himmel hing tief und das Meer sah pechschwarz aus. Der Wogenschwall wurde immer braußender. Auch die Fregatte rollte so schwer, daß sie ihre Raaen wechselsweise in's Wasser

zu tauchen ſchien. Die Mannſchaft arbeitete dort, um Segel und Raaen und Royalmaſte herunterzubringen. Dort hatte es alſo keine Gefahr. Aber dafür ſah es auf dem Hermes um ſo ſchlimmer aus. Er mußte entweder durch das plötzliche Anſchwellen des Meeres oder die unzureichende Anzahl ſeiner Mannſchaft verhindert worden ſein, die bei Unwetter nöthigen Vorſichtsmaßregeln zeitig genug zu treffen, denn noch ſtanden ſein Haupt- und ſein Beſanroyalmaſt und ſeine oberen Segel waren noch nicht eingerollt. An ſeinem Bord herrſchte große Verwirrung, die durch den erlittenen Unfall noch geſteigert worden ſein mochte, ſo daß, wenn ein plötzlicher Windſtoß ihn faßte, bevor er Zeit gewann, Segel zu kürzen, ihm die größte Gefahr drohete.

Sobald es hell genug war, um Signale wahrnehmen zu können, telegraphirte der Commodore den Befehl, ein Boot zu dem beſchädigten Hermes zu ſchicken. Allein das war unmöglich, die Wellen würden es augenblicklich zertrümmert oder gefüllt haben. Sprawl wollte das der Fregatte anzeigen, als ſüdlich ein ſchwerer Regenſchauer gleich einer grauen Säule, ſenkrecht aus den Wolken herabfiel. Dieſe hatten alſo keinen Orkan enthalten und das Meer ward ruhiger. Sprawl ließ das Boot ausſetzen, die vier Matroſen, er und Benjie, der große Angſt hegte, ſetzten ſich hinein und ſtießen ab. Sie hatten jedoch kein halbdutzendmal die Ruder angeſetzt, als Kennor und Weevils Stimmen von der

Mücke her warnten, sogleich umzukehren, indem der Orkan dennoch heraufsteige. Der Rath war gut; sie eilten an Bord zurück und waren kaum dort angelangt, so zeigte der Flaggentelegraph auf der Fregatte: »Kein Boot abschicken!«

Es klärte noch einmal wieder auf. Der Sturzregen hielt inne, allein die feinen, drohenden Wolken hingen jetzt ganz herabgesunken und begannen, in furchtbaren Wirbeln zu kochen und zu sprudeln, wie wenn der schwärzeste und dickste Dampf aus dem Schornstein eines Dampfbootes aufsteigt, nachdem so eben das Feuer geschürt ward. Das Tosen des herannahenden Windstoßes nahm mit dem Wallen des Meeres zu, welches jetzt zu berghohen Fluthen aufwogte. Obgleich da, wo die Mücke lag, völlige Windstille herrschte, ächzte das kleine arg geschaukelte Schiff doch wie ein böser Geist auf seinem Flammenlager.

Es war jetzt acht Uhr des Morgens, allein so dunkel geworden, daß die Fregatte mittelst Laternen Signale, wie bei Nacht gab. Die Mücke sollte südwärts beilegen und erwarten, was sich ereignen möchte. Ehe jedoch die Seeleute ein Tau zur Hand nehmen konnten, um den erhaltenen Befehl zu vollziehen, faßte der Windstoß die Mücke, und ungeachtet aller früheren Vorsicht lag sie fast augenblicklich und beinahe völlig auf der Seite, so daß viele fürchteten, sie möchte gänzlich umgestürzt sein. Doch gelang es, das kleine Schiff

südwestwärts zu wenden, sie erhob sich nun glücklich und brach sich durch die Wasserberge ihre Bahn frisch hindurch wie eine Seemöve. Die Fregatte hatte nun Sturmstagsegel beigelegt und kämpfte ritterlich mit den Wellen. Der arme Kauffahrer jedoch ließ an seinem Bord nur Verwirrung blicken. Seine Mannschaft war nicht im Stande gewesen, bei Zeiten Segel zu reffen, so daß Vorder- und Hauptsegel aus ihren Ringtauen gingen und nun in schmalen Streifen zerrissen flatterten, durch das stehengebliebene Vordersegel aber das Schiff überseit mit den Mast-Enden ins Meer gelegt wurde. Während man auf der Mücke diese beunruhigende Lage des Schiffes sah, ohne helfen zu können, denn man hatte genug zu thun, um sich selbst zu retten, war man auf dem Hermes beschäftigt, ihn wieder vor den Wind zu bringen. Allein eine See, die über ihn hinschwemmte, riß auf dem Deck alles mit sich fort. Sprawl stieß einen Schreckensruf aus und glaubte, das Schiff würde sich nimmer heben. Da aber der Sturm einen Augenblick aussetzte, brachte man das Schiff wieder vor den Wind und legte bei. Bald aber stürmte es von neuem. Die Fregatte steuerte in hohe See und war in gutem Stande; der Kauffahrer aber konnte jetzt nicht mehr segeln und ließ ein Nothsignal fliegen, daß man ihm ein Boot schicken möchte. Das war aber unmöglich, denn auf dem tosenden Schwalle des Meeres würde ein Boot sich nicht eine Minute lang haben halten können.

Alles, was geschehen konnte, war, daß die Felukke näher hinanzukommen suchen mußte. Der Wind war so heftig, daß Zuruf nicht vernommen werden konnte; da aber das Schiff überseit lehnte, sahen die auf der Felukke, daß beide Pumpen bemannt waren und klares Wasser ausströmte. Das war ein böses Zeichen von einem erhaltenen Leck. Benjie erkannte unter der Mannschaft die beiden jungen Missionäre, wie sie aus allen Kräften arbeiteten. Der Greis hielt sich am Besantakelwerk und stand nahe am Kapitain, der gleich ihm sich nur mit Mühe auf den Füßen hielt. Als der Alte Benjie erkannte, zog er seinen Hut ab, den der Wind jedoch augenblicklich über Bord wehete, so daß das weiße Haar des Greises lang dahinflatterte.

Die Frauenzimmer mußten unter Deck sein, denn Benjie konnte nichts von ihnen wahrnehmen. Der Kapitain zog seine Flagge ein, als die Felukke zu ihm hinanfuhr. Da jetzt das Ausströmen des Wassers sich minderte, so hofften die auf der Felukke, es würde ihren Nachbarn gelingen, den Leck zu verstopfen. Sprawl legte so nahe hinan, als es sich gefahrlos thun ließ, und rief hinüber, daß er ihnen Beistand an Bord schicken wolle, sobald es irgend geschehen könne. Der Kapitain dankte durch das Sprachrohr.

Während des ganzen Vormittags blieb die Mücke dem Hermes nahe. Da erschien plötzlich der Kapitain auf dem Verdecke; ein Matros, der so eben aus der

Lucke im Vorderschiff hervorkam, lief zu ihm und sprach sehr lebhaft, so daß es schien, als rapportirte er etwas sehr Beunruhigendes. Die Pumpen, die bisher still gestanden hatten, wurden wieder bemannt und man arbeitete mit der größten Anstrengung. Nicht lange währte es, so ging der Kapitain auf das Hinterschiff, nahm eines der schwarz angestrichenen Bretter, mit denen bei schlechtem Wetter die Hühnerkasten verdeckt werden und schrieb etwas darauf, um es Sprawl mitzutheilen, weil das Braußen des Sturms und das Heulen des Meeres jetzt so entsetzlich waren, daß kein Zuruf gehört werden konnte. Augenscheinlich wollte er seine Leute nicht in Angst versetzen, denn heimlich ließ er ein Brett an der äußern Wand heruntergleiten. Mit Kreide war darauf geschrieben:

»Der Leck überwältigt uns.«

Auf Deck des Hermes waren jetzt auch die Frauenzimmer gekommen; sie umgaben den Greis, der halbkniend sich am Besahnmaste hielt. An seiner Brust barg sich die jüngere der Frauen; ihr Haar flatterte im Winde. Die ältere saß, mit einem Mantel bedeckt, auf der schmalen Geländerbank, an der sie, ersichtlich mit großer Anstrengung, sich mit der einen Hand festhielt. Ein Schaaf, wahrscheinlich ein gezähmter Liebling, stand, oder strauchelte vielmehr blöckend neben ihr und suchte seinen Kopf unter ihren Mantel zu bringen. Da brach steuerbordwärts eine See über das Schiff herein, über-

spülte alle, und riß den Mantel der älteren Dame auf. »O Gott! das Kind!« rief Benjie, der jetzt seinen Liebling sah, wie er im Arme der Mutter lag und sich sträubte, als hätte er bisher geschlafen. Plötzlich rief Sprawl: »Steuer in Obacht! Alle Mann, haltet Euch an!« O! welch' ein furchtbarer Anblick bot sich jetzt dar. Eine ungeheuere grüne Welle kräuselte ihren furchtbaren Gipfel, wie ein wirbelndes Schaumrad, dicht hinter dem Spiegel der Felukke und rollte hinter ihr drein mit einem Gebrüll, wie wenn sie ein nach der Beute schnappendes Meerungethüm gewesen wäre. Sie kam über das Taffreel, überschweppte das Schiff von hinten nach Vorne, riß Böte, Hühnerkasten, Vorrathsstage hinweg und drückte das kleine Fahrzeug mehrere Fuß tief unter Wasser. Benjie glaubte, es wäre aus mit dem Schiff; allein das kleine, schwimmkräftige Ding schob sich wacker wieder aus der Fluth heraus und wackelte munter auf der Oberfläche derselben wie eine wilde Ente, die nach langem Untertauchen ihr Gefieder schüttelt.

Der Zustand des Kauffahrers, der ebenfalls beigelegt hatte, war unterdessen sehr schlimm geworden. Die Mannschaft hatte die Pumpen verlassen; einige lösten die Schwimmkasten, die Vorrathsbauhölzer und andere schwimmfähige Gegenstände ab, um sich daran festzuhalten, wenn das Schiff untergehen sollte; während die Mehrzahl der Leute wie unsinnig umherlief und mit

flehenden Gebehrden Hilfe begehrte, die ihnen doch kein Mensch leisten konnte. Viele von den Matrosen hatten sich viehisch betrunken, und diese grinseten und drohten nach der Felukke mit Fäusten. So würdigten sich diese Menschen, in ihren letzten Lebensaugenblicken, um nur von den Schrecken des Todes nichts zu ahnen, bis zum Thiere herab.

Die Seeleute auf der Felukke sahen mit unbeschreiblicher Angst nach den Unglücklichen hinüber. Plötzlich züngelte eine bläuliche Flamme aus der Lucke des Hermes herauf und Benjie rief voll Entsetzen: »Es brennt, Feuer ist in ihrem Branntweinraum.« Bald hierauf folgte ein dichter, weißer Dampf, aus dem dann plötzlich eine rothe Flamme hervorloderte. Eine Minute später brannte das Feuer auch zur Hauptlucke heraus und trieb die beiden Missionäre und den Kapitain, die bis zu diesem Augenblicke mit ruhiger Festigkeit und edler Standhaftigkeit an den Pumpen gearbeitet hatten, ebenfalls auf das Vorderschiff. Das ältere der beiden Frauenzimmer lag todt oder ohnmächtig auf dem Verdeck und hielt ihr Knäbchen umklammert, das sich schreiend loszuwinden strebte. Die Jüngere hing an dem Halse ihres Gatten, der nun mit dem Kapitain und seinen Schiffsgenossen auf dem Verdeck saß. In ihrer Mitte stand mit gen Himmel gehobenen Händen der alte Patriarch. Die vom Orkane gepeitschten Wellen brachen sich an dem Schiff und warfen ihr Spritzwasser über

daſſelbe hin. Der ganze Hintertheil des Hermes ſtand jetzt in Flammen und das Fahrzeug trieb unter ſeinem Vorderſegel zur Fregatte hin, die eine Meile weit leewärts beigelegt hatte. Als es an der Felukke vorüberſchoß, ſuchte der alte Kapitain die Flagge einzuziehen; der Sturm aber riß ſie aus ſeinen Händen und wirbelte ſie gleich einer rothen Flamme über das Meer. Der Kapitain hing an der Seite noch einmal ein Brett aus, welches denen auf der Felukke die Schreckensworte zeigte:

»In Brand und verſinken!«

Die Matroſen rangen die Hände. Raſerei würde es geweſen ſein, dem Schiffe zu folgen und dennoch erregte es Gefühle der Verzweiflung und der höchſten, tödtlichſten Angſt, den Untergang der armen Leute ſo ganz nahe mit anſehen zu müſſen, ihre flehenden Blicke, Gebehrden, ihre vergeblichen Anſtrengungen zur Rettung — ohne ihnen auch nur im Mindeſten helfen zu können. Die Mücke blieb alſo beigelegt. Das Firmament zeigte ſich jetzt ſchwarz, wie die Nacht, und Sturm und Regen tobten fürchterlich. Eine Minute lang ſah und hörte man nichts, als die gepeitſchten Fluthen und das Heulen oder vielmehr Donnern des Windes. Die wenigen Segel, welche auf der Mücke angeſetzt waren, wurden vom Sturm in Fetzen aus den Haltringen geriſſen. Das kleine Schiff wurde fürchterlich in die See geſtaucht, daß man glaubte, es würde ſich nimmer wieder

aufrichten, denn der Orkan zog in diesem Augenblick über die Felukke weg. Schnell wurde es jedoch wieder heller und jetzt wurde der unglückliche Hermes von ihm erfaßt. Ihn umhüllte die dunkle Wetterwolke und verbarg ihn, sowie die Fregatte, vor den Blicken derer auf der Felukke. Aber ach! durch die Finsterniß leuchtete der Flammenschein und gab schreckliche Kunde von der Richtung des Schiffes. Dann zog der Wirbelwind mit dem Regenschauer in schwarzer Schwere leewärts hin — die Wolken stiegen — die See senkte sich — die Fregatte lag drüben — aber der Hermes? — Großer Gott! er war versunken.

Sprawl ließ jetzt hinsteuern und der Stätte des Untergangs so nahe vorbeifahren, als es nur immerhin geschehen konnte. Hühnerkasten und Sparren aller Art schwammen umher, die Mannschaft aber schien gänzlich verloren gegangen zu sein.

»Hilloh! ein Bischen angehalten!« rief plötzlich eine Stimme überlaut, »im Meere da regt sich etwas.«

Es war Lennox, der diese Worte sprach. Schnell schlang er ein Tau um sich.

»Kameraden, rief er, holt mich wieder ein, wenn ich das Schwimmende vermisse.« Damit sprang er über Bord und strich kräftig schwimmend durch das spritzende Kielwasser. Bald wurde mit ein Schaaf und ein unförmlicher Klumpen, der wie ein Bündel Wäsche aussah, an Bord geholt.

Athemlos ſank der Retter mit ſeiner Bürde auf das Deck hin. Benjie ſprang neugierig und theilnehmend herbei und ergriff, was Lennox noch immer feſt in der Hand hielt. Die andern ſtellten ſich im Kreiſe umher.

Das Schaaf lebte noch und der Bündel Zeug war mit einem ſeidenen Tuche an ſeinen Hals feſtgebunden. Jetzt rollte Benjie die Hüllen von ihm ab und ſtieß einen lauten Schrei aus, denn er erkannte den odemloſen Körper des ſchönen Knaben, den er an Bord des Hermes geſehen hatte. Er war um den Nacken ſeines Lieblings, des Schafes, mit einem ſeidenen Taſchentuche feſtgebunden worden und lag nun, wie eine kleine, bläuliche, geiſterhafte Leiche zu Benjie's Füßen. Der junge Mann nahm ihn nun ſchnell in die Arme, trug ihn hinunter, ließ heißes Salz in einem Stücke Flanell und gewärmte Tücher bringen, entkleidete das Kind, trocknete ihm die Glieder mit einer Wolldecke und legte ihn ſo in ſein Bette. Donovan und Lennox waren ihm dabei behilflich, den Körper des Kleinen zu reiben und zu ſtreicheln, ihm das Salz auf die Herzgrube zu legen, und die heißen Tücher um die Füße zu wickeln. Es war ein rührender Anblick, zu ſehen, wie die ſtarken, bärtigen Seeleute mit ihren rauhen, unbehilflichen Händen Benjie beiſtanden, das Kind ins Leben zu rufen und wie die andern ſich gegen alle Förmlichkeit zur Lichtlucke drängten, um da wenigſtens zu ſehen, was unten vorgenommen ward.

Auch Sprawl war zu Benjie herab gekommen. Schon glaubte Letzterer, alle seine liebreichen Bemühungen wären vergebens angewendet, als das Kind anfing, mit den Augenwimpern zu zucken. Dann hob sich seine Brust und es ließ einen schweren Seufzer hören.

»Er lebt!« sagte Lennox leise, und mit einer Stimme, als wäre er selbst dem Ersticken nahe. Diese freudige Kunde gelangte bald auf das Verdeck. Ach! welch' ein Getümmel erhob sich da. Das Schiffsvolk tanzte und sprang, vor Freude, wie von Dämonen besessen. Wer die Ursache dieser ausgelassenen Fröhlichkeit nicht gewußt hätte, würde sie alle für närrisch oder toll gehalten haben.

»Juchhe!« riefen mehrere, »er lebt!« nun können wir den armen Phantom entbehren!«

Benjie war inzwischen besonnen damit beschäftigt, den Kleinen wieder herzustellen, wobei ihm der Wundarzt und Thomas, der Koch behilflich waren. Diese drei flößten dem Kleinen etwas Wein ein, der mit warmem Wasser vermischt war. Da öffnete der hübsche Bursche seine schönen blauen Augen und blickte sie lange und fest und wie mit völliger Besinnung an.

Jetzt rief Lennox wieder: »Er lebt wahrhaftig, ich hab' ihn noch zu rechter Zeit erwischt« und nun ging oben auf dem Deck der Jubel von neuem los, ärger, als vorher. Die Leute machten vor Freude solchen Lärm daß Sprawl es ihnen untersagen lassen mußte.

Der Wundarzt vermochte jetzt Benjie, ihm den Kleinen zu überlassen. Eifrig setzte er seine Bemühungen fort. Oberhalb des Herzens ward jetzt bald neue Lebenswärme spürbar, des Kleinen bläuliche Leichenfarbe verschwand und als er eine ziemliche Menge Salzwasser gebrochen und ausgehustet hatte, wendete er sich zur Seite und sank in einen gesunden Schlaf.

Gegen neun Uhr Abends kam Sprawl wieder herab zu Benjie, der das Bette seines Lieblings nicht verließ, und beugte sich über ihn, um nach ihm zu sehen.

»Hört Ihr, Benjie,« sagte er dann leise, »wie das kleine Männchen schnarcht.«

»Ich hör's, Kapitain, antwortete dieser vergnügt; »es ist Musik für mein Ohr. Welch' ein Anblick muß es gewesen sein, als der Hermes versank! Ich bin froh daß wir es nicht sahen!«

»Großer Gott!« rief Sprawl schaudernd,« auch ich. Wahrlich, wir haben in der letzten Zeit Vieles und Schreckliches erlebt. Aber was fangen wir mit dem geretteten Kinde an.«

»Ich will ihn behalten,« rief Benjie gerührt, »ich habe genug, um mit ihm theilen zu können.«

»Das wäre ein Plan, Benjie, sprach Sprawl ernst, vorausgesetzt, daß sich keine Verwandten ausfindig machen lassen.«

»Wie hießen seine Aeltern?« fragte Benjie nachdenklich.

»Ich weiß es nicht mehr,« antwortete Sprawl nachdenklich, obwohl ich die Passagierliste in der Hand hatte, als wir gestern Nachts auf dem Hermes waren.«

»Seine Mutter nannte ihn Richard,« erwiederte Benjie nachdenklich. Aber der Familienname!«

»Wird sich ermitteln lassen, wenn wir beim Bericht vom Untergang des Hermes erwähnen, daß ein Kind des Missionärs, ein Enkel des Greises gerettet ward;« sagte Sprawl.

»Ich hoffe, und wenn nicht, so vertrete ich Aeltern-stelle bei ihm. Er ist mir bereits unaussprechlich theuer, ich liebte ihn vom ersten Anblick an;« rief Benjie innig gerührt.

»Gott segne Euch und das Kind,« sprach Sprawl ernst. Bei Euch mag er gedeihen und Ihr thut wohl, Euch um ihn anzunehmen. Gerne möchte ich auch für sein Bestes wirken können! Aber was kann ein armer Seemann, der täglich den Tod vor Augen hat, für solch' ein feines, liebliches Kind thun.«

Es entstand hier eine lange Stille, während welcher jeder von Beiden sich seinen Empfindungen überließ. Man hörte nichts, als das dumpfe Rauschen der aufgeregten See, das von oben herab drang und die immer kräftiger werdenden Athemzüge des unglücklichen Knaben.

Jetzt trat Lennox ein und berichtete, daß die Fregatte Signale gebe.

Sprawl sprang auf das Verdeck. Die Fregatte

zeigte Lichter, durch deren verschiedene Stellungen er erfuhr, daß sie im Begriffe sei, zu wenden und quer durch den atlantischen Ocean nach Westindien zu steuern. Er selbst erhielt den Befehl, sogleich umzulegen und der Fregatte zu folgen.

Vergnügt stieg er wieder hinab und brachte Benjie die willkommene Nachricht. Dieser war erfreut, nicht sowohl seinetwegen, als hauptsächlich um des armen Kleinen willen für dessen Wohl er sogleich mit Sprawl Plane machte. Lennox wartete in der Kajüte auf Befehle.

Endlich stand Sprawl auf und sagte: Gute Nacht, ich will schlafen geh'n. Wer hat die Wache, Lennox?

»Master Peak, Sir;« rief der Seemann.

»Wie ist das Wetter?«

»Es wird immer heller, der Wind ist Nordost und das Wasser wird ruhig.«

»Man soll mich rufen, wenn was vorfällt,« sprach Sprawl, »und nun denn: gute Nacht.«

Viertes Kapitel.

Schnitz und Stichnadel gerathen aneinander. Richard Phantom und Benjie. Die Ankunft der Schiffe in Westindien.

Wir haben unseren lieben Lesern bereits berichtet, daß sich unter der Mannschaft der Felukke, Brails Diener, Quacko ausgenommen, noch zwei Neger befanden. Der eine war Zimmermann und hieß Schnitz; der andere dagegen war Segelmacher, und wurde Stichnadel genannt. Diese beiden schwarzen Bursche befanden sich am nächsten Morgen auf dem Verdeck, um dasjenige auszubessern, was durch den gewaltigen Orkan ruinirt oder beschädigt worden war. Schnitz besserte eine Segelstange, Stichnadel das Segel daran aus. Beide waren übler Laune, theils deßhalb, weil sie jüngst erst einen kleinen Zwist mit einander bestanden hatten, theils auch, weil ihnen die Arbeit nicht behagte, wie allen Negern. Benjie Brail, in dessen Kajüte der kleine Richard noch immer schlummerte, war so eben auch auf das Verdeck herauf gekommen, um ein wenig frische Luft zu schöpfen, denn er hatte die ganze Nacht wachend an des armen Jungen Bette zugebracht. Jetzt hatte er eine sehr gute Gelegenheit, sich zu erheitern, denn die Neger in seiner Nähe geriethen in Zwist und ihr Ge-

ſpräch war komiſch genug. Wir wollen daſſelbe unſern lieben Leſern mittheilen.

Ganz nach Art der Mohren unterhielten ſich beide mit langen Reden, in welche ſie giftige oder beleidigende Bemerkungen einflochten. Dazwiſchen richteten ſie ganze Reihen von Fragen an einander, die im Verlaufe des Zwiſtes immer ſtachelvoller wurden. Benjie hörte ihnen gelaſſen zu, weil er gerade nichts Beſſeres zu thun wußte, erkannte aber bald, daß die ganze Scene wahrſcheinlich nicht friedlich enden, ſondern daß ein Fauſtkampf die nothwendige, ja unvermeidliche Folge davon ſein würde.

Der Urſprung des Zwiſtes war ziemlich verwickelter Natur. An Bord befand ſich ein Junge, der Gehilfe des Wundarztes, der von demſelben unterrichtet wurde. Wenn ſeine Lehrſtunden vorüber waren, ſo geſellte ſich dieſer Knabe zum Schiffsvolk, insbeſondere aber zu den beiden Negern, welchen er ſodann erzählte und vortrug, was er gelernt hatte. Dieſe hatten gewaltigen Reſpekt vor dem Knaben, wenn er hie und da mit lateiniſchen Brocken um ſich warf, oder aus ſeinen naturgeſchichtlichen Lektionen die Benennungen des linee'ſchen Syſtems bombaſtiſch auskramte.

Jetzt war er gerade wieder auf dem Deck und trug den Negern ſeine Weisheit vor. So kehrte ſich alſo die Ordnung der Dinge um, denn hier lernte das Alter von der Jugend.

Stichnadel ſchien beſonders ſchwer zu begreifen; Schnitz, der Zimmermann war hingegen ein offener Kopf, der ſeinen Kameraden Stichnadel gern aufzog. Schnitz verſtand alſo, wie bereits geſagt, ganz gut, was ihm der Knabe ſagte und dieſer lobte ihn kindiſch und ſprach:

»Schnitz, du biſt ein geſcheidter Burſche, du kannſt einmal Paſtor werden. Jetzt kommſt du daran, Stichnadel.«

Anfangs ging es bei dieſem auch gut, bis Iſrael — ſo nannte man den Knaben — zu ihm ſagte:

»Stichnadel, wie nennt man ein Thier, das vier Beine hat?«

»Kuh, antwortete Stichnadel, indem er friſch darauf losnähete.

»Ja, ja, die Kuh hat vier Beine, ſagte der Knabe, aber wie nennt man ſie deßhalb?«

»Nun denn n' mal Lieſe, Bärbe oder Scheckchen,« antwortete Stichnadel, »wie ihm eben heißen wollen.«

»Du biſt n' dummer Kerl« ſagte der Knabe lachend, ich frage nicht, wie ſie von den Stalldirnen genannt wird, ſondern wie man ſie nennt, weil ſie vier Beine hat?

»Wie Deuwel kann ich das wiſſen, Iſrael?«

»Weil ihm ſchon geſagt hab' heute früh,« ſagte Schnitz.« Doch mich warten, Iſrael, ich ihm ſelbſt verhören. Wie viel Füß' ihm haben Stichnadel ſelbſt?«

»Na, zwei.«

»Denn wie du ſelber heißen?«

»Oho! Quadruped. Du meinſt, mich das nicht wiſſen? He?«

»Quadruped? rief Schnitz lachend; ho ho, mich wußten das, du würdeſt ſagen Quadruped. Schon geſtern du das hab' geſagt zu Iſrael, weil du Dummkopf biſt. Aber das iſt, was ihm Kuh heißen. Du aber nicht Quadruped, du ihm Biped, omnivorus Biped, ohne Federn, das du biſt, wie Iſrael ſagen, weil du nyam, oder freſſen all', was du kannſt hab' und weil du nicht hab' Federn am Leib, wie Kuh. Nun merk' das, du omnivorus Biped.«

Hier wollte Iſrael ſich wieder in's Geſpräch miſchen; aber Schnitz rief voll der beſten Laune und triumphirend, weil er mehr wußte, als Stichnadel:

»Ohe, Maſſa Iſrael, mich noch laſſen ſchulmeiſtern Stichnadel ein wenig. Ich ſag, Stichnadel, es iſt klar, daß du hab' zwei Füße, daß du eſſen alles, was du kannſt kriegen, daß du nicht hab Federn am Steiß und daß du alſo biſt ein ſomniferus Tripod. Nun, da iſt ihm alt garſtig Negerkoch auf der Fregatte (Schnitz war ſelber ſchwarz, wie eine Krähe) mit hölzernem Bein — nun mir ſagen, wie heißen ihm?

Stichnadel kratzte ſeinen Wollkopf und antwortete dann »Unikorn!«

Als das Benjie hörte, konnte er ſich nicht mehr

halten, sondern brach in ein lautes Gelächter aus. Der Junge lief jetzt auch lachend davon und so war denn der Unterricht gestört. Auch ward Stichnadel dadurch vollends zornig gemacht, denn schon glaubte er sich geneckt und gekränkt und nun säumte er auch nicht, Rache an Schnitz zu nehmen. So langsam er sich auch beim Auffassen des Schulunterrichtes gezeigt hatte, entgegnete er jetzt doch hurtig:

»Nun genug von dumm Zeug, Schnitz; du mich sagen, wie du ließen gut alte Frau, deine Mutter, he?«

Schnitz, der einen Spalt mit Werg ausstopfte, warf sein Stemmeisen und seinen Hammer hin, schob seinen Aermel in die Höhe, zerrte an seinem Leibgurt, wälzte seinen Kautaback im Munde herum, spuckte in seine Fäuste, griff aber doch wieder zu seinen Geräthschaften und sagte sehr grämlich:

»Meine Mutter? sie sein lange schon todt.«

Deutlich bemerkte Benjie, daß der Zimmermann beleidigt war, doch worüber er es war, blieb ihm ein Geheimniß. Daß er es aber war, merkte auch Stichnadel, der dieß erwartet hatte, recht wohl.

Der tückische Stichnadel fuhr fort: »Ihm gut alte Frau; mich thun leid, das zu hören. Ach! jetzt mich besinnen, ihm war viel geschwollen, wie mich ihm sah zuletzt, ihm Gesicht ganz dick. O, mich ihm lang hab gefürchtet, ihm würde nyam Erde.«

»Wer sagen, meine Mutter ihm hab' gessen Erd?«

rief Schnitz erbittert — denn der größte Schimpf, der einem Neger zugefügt werden kann, besteht darin, daß man ihm in's Gesicht sagt, seine Mutter oder einer seiner Angehörigen sei verlassen gestorben und ohne Sarg und die gewöhnlichen Ceremonieen beerdigt worden.

»Niemand!« versetzte Stichnadel mit gleichgiltiger Kopfbewegung — mich nur denken, ihm alte Frau sah ganz so arm und elend aus — mich freuen, wenn ihm nicht war so — aber gewiß, ihm sahen viel so aus; du selber das müssen sagen, Schnitz.«

Der Zimmermann antwortete nichts; aber Benjie sah es ihm an, wie es in ihm tobte. Stichnadel fing jetzt an, wohlgemuth zu singen und dabei boshaft nach Schnitz hinüber zu blinzeln, der weiter stopfte und hämmerte und seinen Kautaback zerarbeitete. Endlich ging letzterer ins Vorderschiff; Stichnadel sang nur um desto lauter.

»Paß auf, ob du nicht eine andere Melodie wirst anstimmen müssen,« dachte Benjie.

Schnitz kam mit einem Tiegel voll von geschmolzenem Pech zurück, und verschüttete, versteht sich zufällig, als er über Stichnadels Bein hinschritt, einen Theil der siedenden Flüssigkeit auf dessen nackten Fuß, indem er ausrief: »He, Bruder, das mich viel Leid thun, es war ein Unfall! — du selber wissen.«

Stichnadel zuckte ein wenig, sagte jedoch nichts.

Jetzt kam Sprawl auf das Verdeck, schickte den Zimmermann hin, das Segel anzustraffen (fester zu machen) und es so zur Bequemlichkeit Stichnadels fest zu halten. So lange der Lieutenant in der Nähe blieb, hielten die beiden Neger sich ruhig; dann aber sah Benjie wohl, wie das Verbrennen ganz dieselbe Wirkung auf Stichnadel hervorgebracht hatte, welche in dem Zimmermann durch die frühere Beleidigung Stichnadels entstanden war.

Schnitz setzte sich auf Deck nieder und straffte das Segel an, indem er sagte: »Mich hoffen, Stichnadel, dich nicht brennen doch?

»O nein, gar nicht!« entgegnete dieser, zuckte aber mit seiner vom kochenden Pech verletzten Zehe so erbärmlich, als hätte er die Gicht darin.

»Mich viel erfreut über das, denn du sein mein bester Freund auf dieser Welt, ich dir unmenschlich lieb haben, Stichnadel, ja ich dir können vor Liebe fressen. Doch ihm Zehe sehen aus, wie geschwollen und Haut ihm abgehen; mich leid thun dieß.«

Stichnadel wiederholte sein »o nein, gar nicht!« und es entstand eine lange Pause. Dann wollte der Segelmacher seinen Singsang von vorhin wieder vornehmen, allein es ging damit nicht; hingegen stieß er bald nachher einen lauten Schrei aus, denn Schnitz hatte die unterr Ecke des Segels mit Ungestüm herumgeworfen und den daran befestigten schweren Eisenring auf Stichnadels Zehe, indem er dabei sagte: O! o!

haben mich wehgethan dich, Stichnadel! Arme Junge, so mich sehen, wie du verbrannt doch.»

»Mich sagen, gar nichts verbrannt,« rief der Segelmacher, indem er mit der Faust seine Zehe drückte. »Du aber nicht sehen, wie mich beinahe gebrochen mein Fuß. Warum du mich treffen mit Dehrring von schwer Segel, wie mit Hammer! Du gethan mit Fleiß', h'erpreß.«

»H'erpreß?« entgegnete Schnitz. O mein Auge! mich hab' lassen fallen leicht, ganz leicht Ring — just so lassen fallen« — und damit schleuderte er den Eisenring nochmals auf das Verdeck, daß es dröhnte; verfehlte auch die Zehe des andern nur, weil dieser dieselbe hurtig genug zurückzog.

Jetzt brach bei Stichnadel der lange verhaltene Grimm, die mühsam gedämpfte Wuth aus, so daß er augenblicklich mit seinem Spitzeisen dem Zimmermann einen derben Schlag auf den Wollkopf gab. Schnitz antwortete hierauf mit seinem hölzernen Hammer und es kam nunmehr zwischen Beiden zu einem ernstlichen Zweikampf. Die Streiter kugelten auf Deck über einander hin, stießen einander mit Füßen, schlugen und bissen und pufften die Köpfe aneinander, wie die Unsinnigen, bis durch den Lärm die Mannschaft herbeigezogen ward und die Beiden auseinander brachte.

* * *

So schlimm hatte Benjie nicht gemeint, daß diese Sache enden würde. Als er sah, daß es zwischen Schnitz

und Stichnadel zum Faustkampfe kam, verließ er das Verdeck unmuthig über die Scene, welche er mit angesehen hatte und kehrte zu dem kleinen Schiffbrüchigen zurück. Dieser lag in balsamischen Schlummer gesenkt vor ihm. Seine pfirsigweichen Wangen blüheten, wie ehedem; auch sein Haar ringelte sich wieder über der lieblichen Stirne, obschon kristallisirtes Meersalz aus demselben hervorschimmerte. Als sich Benjie über ihn hinbeugte, erwachte der Kleine, und streckte seine Arme in der Erwartung aus, irgend Jemand zu umfassen, neben dem er zu ruhen gewohnt war; jedoch, ach! er berührte jetzt nur die kalte feuchte Schiffswand. Da erschrack das arme Kind und rief laut:

»Vater, Mutter, Großvater, Emilie!«

Nach jedem Rufe wartete er ein Weilchen, ob die Gerufenen nicht kommen, und ihm antworten, oder ihn liebkosen würden. Nach einiger Zeit erkannte er, daß er umsonst die theuren Namen ausspreche. Verwundert und ängstlich schlug das Kind die Augen auf und sein erster Blick fiel auf Benjie. Er fuhr zurück, sah in der Cajüte umher und begann endlich, als fühle er die ganze Größe, den ganzen Umfang seines Unglücks, bitterlich zu weinen.

Benjie suchte ihn zu beschwichtigen, allein vergebens, denn die Zärtlichkeit einer Mutter, die Liebe eines Vaters, wer vermöchte diese einem Kinde zu ersetzen! Ihre Herzen waren ja erkaltet für den armen Kleinen, auf

immer. Die guten Menſchen lagen tief im Schlunde der See, die ſie verſchlungen hatte. Benjie konnte den Anblick des jammernden Kindes nicht mehr ertragen und überließ es den Händen ſeines Retters Lennox. Der rauhe Matroſe fühlte ein tiefes Erbarmen mit dem Kinde, und es gelang ihm mühſam, daſſelbe endlich zu beruhigen.

»Wo iſt mein Vater, meine Mutter, Tantchen Emilie?« fragte der Kleine.

»Sie ſind fortgegangen, Bübchen;« antwortete der Matroſe verlegen, indem er ſeinen Taback im Munde herumrollte.

»Wohin denn, guter Mann?«

»Das weiß ich nicht, mein Engel,« ſagte Lennox, »ſei nur ruhig, ſie werden bald wieder zurückkehren.«

»Wann denn, guter Mann?« fragte der Kleine ungeduldig.

»Bald liebes Kind, in einem großen Schiff, wo alle guten Leute hineinkommen und auf dem ſie in den Himmel fahren.«

»Auf einem Schiff? Warum ſind ſie denn von unſerm Schiff weggegangen, ohne mich mitzunehmen, ihren kleinen Richard? Ach, und der Großvater hat mich auch nicht mitgenommen?«

»Sie haben keine Zeit gehabt, dich mitzunehmen, mein Jüngelchen,« ſagte der Matroſe verlegen, als er bemerkte, daß der Knabe durch ſeinen Verſuch, ihm

den Tod ſeiner Aeltern auszureden, keineswegs beruhigt war.

»Keine Zeit? O, die Mutter hätte mich auf ihrem Arm tragen können, wie immer« rief der Kleine, indem er wieder in Thränen ausbrach.

»Nicht doch, mein Söhnchen, der liebe Gott hat es ſo haben wollen, daß du bei uns bleiben ſollteſt und du weißt, Ihm muß man gehorchen. Sie haben dir auch dein Lamm dagelaſſen, damit du mit demſelben ſpielen kannſt. Willſt du's haben?«

»Ach ja, das gute Bullbull, bring mir's her!«

»Nun, wenn du ruhig im Bette warten willſt, ſo laufe ich ſchnell in den Stall,« rief der Matroſe.

»Nein, nimm mich mit dir, ich fürchte mich, in der fremden Kajüte allein zu ſein.«

»Das haſt du nicht nöthig, Kind. Doch warte, ich will ſehen, ob ich Jemand gewahr werde, der dir Bullbull holen kann.«

Lennox öffnete die Thüre und ſah außen Drainings, der in der Nähe beſchäftigt war. Er rief ihm zu, ſchnell Bullbull, das Schaf des Kleinen, zu holen und ſchloß die Thüre.

Drainings hörte wohl den Namen, aber nicht, daß der Kleine das Schaf mit demſelben zu nennen gewohnt war. Er ſtieg alſo brummend aufs Verdeck und traf da den Proviantmeiſter.

»He, Weevil, der Kleine drunten verlangt, daß Bullbull zu ihm kommen ſoll. Sage, wer iſt das?«

Der Proviantmeister starrte den derben Matrosen mit offenem Munde an. »Was will er?«

»Bullbull!«

»Und wer ist das, oder was?«

»Wenn ich das weiß, so will mein Lebtage Angelhacken fressen;« erwiederte der ehrliche, aber ungeschlachte Bursche.

»Da mußt du hinabgehen und Erkundigung einziehen bei ihm;« sagte der Proviantmeister.

»Richtig, du hast's gesagt, Weevil, mit deiner eigenen, liebenswürdigen Schnauze,« sprach Drainings in bester Laune.

Jetzt trat Sprawl herzu und fragte, was es gäbe. Als er es erfahren hatte, sprach er: »So nennt der Kleine wahrscheinlich das Schaf, mit dem er zu spielen gewöhnt ist. Geh, Drainings, und bring's ihm.

Der Matrose griff an den Hut und befolgte den Befehl. Sobald der Kleine sein Schaf hatte, gab er sich zufrieden und beruhigte sich nach und nach. Endlich brachte ihn Lennox sammt dem Thiere auf das Verdeck. Bald wurde er mit den Matrosen bekannt und gab sich der Hoffnung hin, daß er Vater und Mutter wiedersehen würde, wenn das große Schiff käme. Als er die Fregatte in der Ferne entdeckte, wollte er dorthin und es kostete abermals Mühe, ihn zu beruhigen.

Die Seeleute gewannen ihn lieb und er hätte von der Mutter nicht sorglicher gehütet werden können, als

von ihnen. Jeder ſuchte ihm etwas Liebes zu erzeigen, denn ſein ſchreckliches Schickſal und die verhängnißvolle Weiſe, wie er auf das Schiff gekommen war, rührten die Herzen all' dieſer rauhen Männer.

Gegen Mittag kam die Felukke ganz nahe zur Fregatte, ſo daß man ohne Sprachrohr mit denen drüben reden konnte.

Jetzt kam auch der Commodore Oakplank auf das Deck und rief herüber:

»Trauriger Unfall von geſtern, Mr. Sprawl.«

»Ja wohl, Sir!« antwortete der Lieutenant.

»Alle Mann umgekommen, nicht wahr?« Ehe Sprawl antworten konnte, fuhr der Befehlshaber der Fregatte fort: »Was iſt das für ein Kind, das bei Ihnen ſteht, Brail?«

Benjie ſah ſich um und antwortete: Es iſt ein Knabe, der von dem untergegangenen Kauffahrer geborgen wurde.

»Kommen Sie um drei Uhr zum Eſſen zu mir, Brail,« ſagte Sir Olivier; Sie ſollen mir dann alles umſtändlich erzählen. Herrn Sprawl erwarte ich ebenfalls und dann bringen Sie das Jüngelchen mit.«

Benjie dankte für die Einladung und ging hinab um ſich anzukleiden. Sprawl nahm jetzt den Kleinen vor und bemühte ſich, ſeinen Namen zu erfahren. Das Kind ſagte ſogleich, daß es Richard heiße, aber den Namen des Vaters und Großvaters wußte es nicht an-

zugeben. Es nannte immer nur Taufnamen, mit denen es die Seinen zu bezeichnen gewohnt war.

Der Lieutenant war nicht wenig erstaunt, daß das kluge Kind den Familiennamen seiner Aeltern nicht wußte, etwas, das man gewöhnlich den Kindern in der allerfrüheſten Jugend schon beizubringen pflegt. Es erloſch damit größtentheils jede Hoffnung, die Angehörigen des Kleinen ausfindig zu machen, wenn er deren überhaupt noch welche hatte. Er las zwar bei seinem Beſuch auf dem Hermes die Namen der Paſſagiere, hatte dieſelben jedoch ſogleich nachher wieder vergeſſen.

Drainings und andere Seeleute, welche in der Nähe ſtanden, ſchienen etwas vorbringen zu wollen. Ueberhaupt gewahrte Sprawl unter der Mannſchaft im Vorderſchiffe eine ungewöhnliche Aufregung, und es ſchien, als wollte man Drainings mit irgend einem Anliegen an den Commandanten der Felukke abſchicken, der ehrliche Matroſe wollte erſichtlich nicht daran, endlich fügte er ſich jedoch, nahm, wie zur Ermunterung, ein friſches Stückchen Tabak in den Mund, käuete emſig darauf, daß der Saft ihm aus beiden Mundwinkeln ſpritzte, blickte nochmals über ſeine Schultern weg nach dem hinter ihm ſtehenden Matroſen, zog ſeine Weithoſen in die Höhe, trat zu Sprawl heran und ſprach, indem er ſeinen Hut abzog:

»Mit Verlaub, Sir, als wir vor 'n paar Tagen 'nen halben Sturmwind, ſo 'nen Schnauber hatten, iſt

der Papagei, Wapping Poll, über Bord geweht, und weil so 'n Papagei nicht wie 'ne Ente oder Seemöve schwimmen kann, so fürcht' ich, Sir, daß der arme Poll ersoffen ist.«

»Angenommen, dem wäre so, Drainings, nun, was weiter?« fragte Sprawl etwas verdrießlich.

»Mit Verlaub, Sir, ich bin schon im Zuge,« fuhr der Matrose fort. Mit dem Päppchen ging auch Phantom, der Affe, den vorgestern der Hai fraß. Die alte Katze unten im Raume ist ebenfalls todt und wir alle müssen sterben, weil uns ein Lieblingsthier fehlt, Sir —«

»Aha, ich merke schon,« versetzte Sprawl lachend, »um Euch jene Verluste zu ersetzen, soll ich Euch das aufgefischte Schaf geben.«

»Goddam, das Schaf!« platzte Drainings heraus, als er und seine Genossen sich so getäuscht sahen. — Bitt' um Vergebung, Sir, aber nicht das Schaf — —.« Der Redner war einmal confus geworden und konnte nun nicht weiter, so daß Lennox seine Rede aufnahm und im Namen der gesammten Mannschaft zum Ersatz für die bei'm Sturm verloren gegangenen Lieblingsthiere um den Knaben Richard bat, der, wie die Mannschaft durch ihren Sprecher versichern ließ, dem umgekommenen Affen Phantom in allen dessen Ehren und Würden nachfolgen sollte. Obwohl wir alle wissen, schloß Lennox seine Vorstellung, daß das Jüngelchen

schon einen guten ehrlichen Namen hatte, den aber das Meer begrub, so bitten wir doch um Erlaubniß, ihn umtaufen und ihm den Namen beilegen zu dürfen, unter welchem der Affe segelte, und soll dieß ein Pfand unserer ferneren Freundschaft für ihn und als ein Tribut des Andenkens an das arme verloren gegangene Thier gelten.«

»Aber Leute, ihr hörtet, daß der Commodore befahl, den Knaben an Bord der Fregatte zu bringen,« erwiederte Sprawl, der kaum das Lachen zu verbergen vermochte.

Da erhoben sich mehrere Murmelstimmen und dann hieß es: »O, die da drüben, die haben zwei Affen, und ein Känguruh und einen Igel am Bord — was sollen die mit dem Jüngelchen?«

»Sir,« sprach Lennox weiter, »wir müssen es Ihnen überlassen. Nimmt der Commodore uns den kleinen Richard Phantom wirklich, so wird er uns doch wenigstens einen von den Affen abgeben. Das aber weiß ich gewiß, daß Niemand auf der Fregatte so gut, als jeder von uns für das Jüngelchen sorgen würde.«

»Nun, nun,« antwortete Sprawl gutmüthig, »ich will sehen, was sich thun läßt. Mittlerweile macht das Kind bereit, mit mir zu fahren. Wo sind seine Kleider?«

»Sogleich, Sir! Weevil hat ihn unten und ist schon im Begriff, ihn herauszuputzen.«

In diesem Augenblick erschien der Proviantmeister mit Richard Phantom. Sprawl ward nicht wenig über die Herausstaffirung des Kleinen verwundert. Als man ihn aufgefischt hatte, war er blos mit einem Hemde und Röckchen bekleidet gewesen, jetzt hatte Stichnadel ihn in einen Ueberwurf von gewürfelter Leinwand mit weißen Aufschlägen und in ein paar Schifferhosen gesteckt, die um die Füße herum weit, um den Leib aber enganschließend und mit großen Hornknöpfen besetzt waren. Dabei trug er kleine weiße Schuhe von Segeltuch und ein Hütchen von Theerleinen. Sogar ein kleines horngriffiges Einschlagmesser hing ihm an einem Bindfaden vor der Brust, so daß er wie ein completter Matrose in Duodezformat erschien.

Jetzt verlor der Lieutenant sein bischen Fassung und brach bei diesem komischen Anblick in ein lautes und anhaltendes Gelächter aus. Endlich nahm er sich wieder zusammen und sprach:

»In diesem Aufzuge wollt Ihr den Knaben doch nicht fortschicken?«

Lennox lachte. »Hei, Sir, seine Kleider sind zerrissen und der Segelmacher sagt, andere, als diese, könne er ihm eben so wenig, als einen Talar für den Papst machen.«

So ließ sich also diesem Uebel nicht abhelfen nnd um halb drei Uhr saßen Sprawl, Benjie und Lennox, der Ammendienste bei dem kleinen Richard Phantom

versah, im Boote. Der Kleine war wie ein zwergiger Endterer herausstaffirt. Auf seinen Hut hatte man ihm noch das Wort Mücke gemalt und ihm an einem schwarzen Gehenk einen aus einem alten Tonnenreifen verfertigten kleinen Degen umgeschnallt. Seine Hauptzierde aber bestand in einem aus Werg gedrehten Zopf, der an sein Lockenhaar gebunden war und ihm bis auf den Hosenbund hinabbaumelte.

Commodore Oakplank begrüßte die Ankommenden freundlich, als sie an Bord gelangten und fragte gleich, ob der Kleine mitgekommen wäre. Sprawl erklärte, man habe den Kleinen so affenmäßig herausgeputzt, daß er es kaum wage, ihn auf dem Hinterdeck vorzustellen. Indessen wollte Sir Olivier ihn dennoch sehen. So ward Richard Phantom denn ebenfalls, und zwar unter großem Gelächter der Offiziere und der Mannschaft, aus dem Boote heraufgeholt.

Die vielen fremden Gesichter erschreckten den Kleinen, so daß er schreiend zu Benjie hinlief, worauf Sir Olivier in seiner Herzensgüte ihn bat, das Bürschchen hinunter in die Kajüte zu tragen. Hier fühlte sich Richard bald heimisch, guckte in ein Bilderbuch und spielte mit kleinen chinesischen Figuren, mit denen der Commodore ihn versah. Benjie erzählte nun sein Zusammentreffen mit den Aeltern des Kleinen und dessen übrigen Verwandten; dann ging es zu Tische und Richard ward nun seinem Pfleger Lennox überantwortet, der mit ihm

bei Seite in eines der Cabinette ging. Dorthin brachte der Steeward einen Teller voll Confekt, an dem sich Richard erlustirte.

Bei Tische sagte der Commodore: »Wenn wir nach England kommen, müssen wir suchen, des armen Kindes Angehörige aufzufinden; was aber beginnen wir bis dahin mit ihm?«

»Ich will ihn als mein Söhnchen annehmen, Sir,« sagte Benjie erröthend, vorausgesetzt, daß er nicht Verwandte hat, die ein näheres Anrecht besitzen, Elternstelle bei ihm zu vertreten. Ich liebe ihn sehr und ich betrachte es als eine Schickung Gottes, daß er hilflos in meine Nähe kam.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen, Mr. Brail,« fuhr Sir Olivier fort, allein in so 'nem kleinen Fahrzeug würde das große Unbequemlichkeit verursachen; also will ich sehen, wie ich ihn hier unterbringe, bis wir in Westindien landen. Dann können Sie ihn ja zu sich nehmen?«

Sprawl lachte und sagte, daß die Mannschaft der Mücke den Commodore ersuchen ließe, ihr für diese Fahrt den Knaben zu lassen, da man den Papagei und den Schiffsaffen eingebüßt hätte. Bei dieser Gelegenheit horchte Sir Oliviers Steeward sehr neugierig und verließ dann für einen Augenblick die Kajüte, kehrte jedoch sogleich zurück.

Als nach dem Mittagsmahl Sprawl und Benjie

auf die Felukke zurückkehren wollten, kam eine Deputation der Gazellenmannschaft zu ihnen und boten zum Austausch gegen Richard Phantom den Igel, das Känguruh und beide Affen an. Lennox, der das hörte, stieg eilends, Richard auf dem Arme, in das Boot hinab. Sprawl lachte und versprach, ihnen, wenn es der Commodore gestattete, den Kleinen zuweilen auf einige Stunden herüber zu schicken, mußte ihnen jedoch ihre Bitte rund abschlagen.

Die Mannschaft der »Mücke« jubelte, als sie vernahm, daß Richard bleiben sollte und der Kleine ward der Gegenstand des lebhaftesten Wohlwollens und der treuesten Sorgfalt aller Matrosen. Er schlief mit Benjie in einem Bette und gedieh kräftig unter der Pflege der Seeleute.

Vierzehn Tage nachher hörte man Lennox wüthend rufen:

»Ich sag' Dir, Abraham, thust Du's noch einmal, so zerschlage ich diesen Schwapplappenstiel auf Dir! — Schau her, Weevil, hat der Kerl dem Jungen Taback zu käuen geben wollen! Nicht lange wirds währen, so verlangt das Volk von Dir auch eine Grog-Ration für den Knaben!«

Sprawl klingelte und fragte den Steeward, was es gäbe?

»Ach, Sir!« versetzte Lennox, »sie bringen uns den armen Kleinen noch um mit all' den Abscheulich-

keiten, die ſie ihm lehren; aber ſie thun's aus eitel Liebe und Güte und ſo kann man ihnen nicht recht bös drum ſein.«

»Laß es gut ſein,« erwiederte Sprawl, »und ſag' ihnen, daß ſich Keiner mehr unterſtehen ſoll, ſolche Thorheiten zu begehen.«

Als er ſpäter mit Benjie auf das Deck kam, war das erſte, was er bemerkte, daß der arme kleine Richard unter einem großen Hühnerkorbe gefangen ſaß, in welchem von der Fregatte Geflügel herübergeſendet worden war. Richard weinte bitterlich.

»Drainings,« fuhr Sprawl den daneben ſtehenden Matroſen zornig an, was that der Knabe, daß ihr ihn ſo gefangen ſetztet?«

»Sir,« es iſt ein Anſchlag von Lennox. »Der Kleine wäre beinahe über Bord gefallen, und um ihn vor Unglück zu bewahren, ſteckte er ihn, wie einen kalekutſchen Hahn unter den Stülpkorb.«

Benjie hatte unterdeſſen Richard aus der Haft befreit, worauf der kleine Burſche Hand anlegte, um den Korb über Bord zu werfen. Benjie hinderte ihn aber daran, indem er ihm ſagte, der Käfig müſſe bleiben, um unartige Kinder hineinzuſperren.

»Ich war nicht unartig,« verſetzte der Kleine, »Lennox und die Andern, die großen Jungen ſind unartig.«

»Wie ſo?« verſetzte Benno.

»Sieh nur, wie ſie den armen Quacko quälen!« ſagte der Junge.

Auf dem Vorderſchiffe kam Quacko aus der Lucke hervor und ſpielte allerdings eine auffallende Figur. Der Neger hatte einigemal beim Apell gefehlt und die Mannſchaft kam auf den Einfall ihn auf eigene Weiſe dafür zu züchtigen. Zuvor jedoch mußten ſie den kleinen Richard einſperren, denn dieſer hielt große Stücke auf den Neger, und zeigte nicht wenig Verdruß, als ſie ihre Operation mit Quacko beginnen wollten. Dieſe beſtand nämlich darin, daß ſie dem Neger den Wollkopf, als er ſchlief, mit Syrup einrieben, ihn dann mit Mehl beſtreuten und ihn in ſeiner Hängmatte liegen ließen, anſtatt ihn zur Frühwache zu wecken. Auf ſolche Weiſe hatten ſie ſeinen Kopf zu einer Kokratſchenfalle gemacht, denn aus allen Winkeln des Zwiſchendecks ſammelten ſich jene abſcheulichen Käfer auf dem Syrup und Mehlteig, blieben bald mit den Füßen darin ſitzen und beſchmierten ſich die Flügel dergeſtalt, daß ſie nicht fortſchwirren konnten und nun ein eckles Gewühl auf dem Kopfe des armen Teufels verurſachten. Benjie nahm Richard auf den Arm, als Quacko zum Vorſchein und nach dem Hinterdeck kam. Obgleich ſowohl er, als auch der Lieutenant ärgerlich waren, mußten ſie doch herzlich über die Figur lachen, die der Schwarze mit ſeinem weißen, einem großen Blumenkohlkopfe gleichenden Haupte ſpielte, während er, noch halb im Schlafe,

gar nicht wußte, was man eigentlich mit ihm vorgenommen hatte.

Sprawl nahm inzwiſchen eine ernſte Miene an und fragte: »Wer that das?«

Hierauf folgte, wie es gewöhnlich geht, wenn übermüthige Menſchen dumme Streiche gemacht haben und, wenn nach dem Thäter gefragt wurde, nicht lügen wollen und doch auch die Wahrheit zu reden ſich ſcheuen — keine Antwort.

»Ich ſag' Euch, Leute,« fuhr Sprawl fort, »nehmt Euch in Acht, daß Ihr nicht noch einmal ein Vieh aus dieſem armen Teufel macht! Sonſt ſoll Euch die Katze (die auf engliſchen Schiffen eingeführte Peitſche) Vernunft lehren. Der Koch ſoll den Neger in's Vorderſchiff führen, und ihn dort vom Jungen ſäubern laſſen.«

Die Matroſen ſchlichen ſich ſtumm und vorſichtig bei Seite; ſie wußten, daß jetzt nicht zu trauen war und Quacko blieb ſtehen und ſah mit offenem Munde umher.

»Nun, drohte Sprawl noch finſterer, wirds bald? Weg jetzt mit ihm! Der Anblick dieſer Krabbelthiere iſt mir widerwärtig. Fort Quacko, laßt Euch abpudern!«

»Ja, ja, Quacko abpudern,« ſagte der kleine Richard. Da brach trotz der Furcht abermals ein allgemeines Gelächter aus. Drainings ergriff jetzt den Neger beim Arm, führte ihn nach Vorne und ſprach:

»Wir werden Dir wohl Deine Wolle abscheeren müssen, Korporal Nigger!«

»Nich Wolle, Massa Drainings,« entgegnete ihm Quacko. »Schafe hab' Wolle, schwarz Gentlemann, Sergeant Quacko, hab' Haar, so gut, wie Ihr.«

Unter allgemeinem Gelächter ward des Negers Säuberung vorgenommen.

Unter solchen Scenen verfloß die Zeit, Wind und Wetter blieben gleich günstig und man gelangte glücklich in die westindischen Gewässer. Hier trennte sich die Fregatte, welche nach Jamaika zu segeln hatte, von der Mücke, welche den Weg nach der Havanna einschlug. Als diese noch etwa zwei Tage von ihrem Bestimmungsorte entfernt sein mochte, erkannte man gerade voraus ein von Windstille befallenes Schiff, dem man sich nur bis auf die Entfernung von einer halben Meile nähern konnte, weil jetzt der Wind sich gänzlich legte. Beide Schiffe befanden sich auf dem großen Bahama-Canale, einem der heißesten Punkte, die es nur auf der Erde geben kann. Die Hitze war ganz eigentlich röstend. Das fremde Schiff, eine schön angestrichene Brigg, zog beim Herannahen der Felukke ein Nothzeichen auf und zwar die amerikanische Flagge umgekehrt, die Sterne nach unten, die Streifen nach oben. Es wurde sogleich ein Boot bemannt, und Benjie erhielt den Auftrag, hinüberzurudern und nachzufragen, woran es fehle. Die Brigg schien kein Boot zu haben.

Als das Boot dem Schiff nahe genug war, sah man sechs oder acht Matrosen auf dem Verdeck bittend die Hände ausstrecken und sogleich vernahm Benjie des Schiffers heisere Stimme, mit der er kläglich flehete: »Um Gotteswillen, schickt uns Wasser. Wir kommen um vor Durst. Wasser, Sir! Wasser um Gotteswillen!«

Das Boot hatte sich kaum seitlängs gelegt, so stürzten sich drei Matrosen herunter, und begannen, ehe sich die Engländer von ihrem Erstaunen erholt hatten, einen Kampf, wer von ihnen zuerst aus der kleinen Wasserpfütze trinken möchte, die sich auf dem Boden des Fahrzeugs befand. Die Noth der Unglücklichen gab sich hierdurch deutlich genug zu erkennen. Benjie eilte auf das Verdeck und das Boot fuhr zurück, um Wasser zu holen.

So leichtfertig und roh, so wankelmüthig und unbeständig auch die Matrosen sind, so sehr sind sie doch auch wieder zur Theilnahme geneigt und zur Hilfe, wenn sie zu helfen im Stande sind, besonders in einem so schrecklichen Fall, wie der vorliegende, in einer solchen Noth, von der nur Seeleute einen Begriff haben können, weil manche Landbewohner lächeln würden, wenn man ihnen sagte, daß man mitten im Meere vor Durst sterben muß, wenn einem das Trinkwasser ausgeht. Ach! das Meerwasser ist so salzig und bitter, daß es den Durst nicht löscht, sondern unaussprechlich vermehrt. Erbrechen und Krämpfe folgen, wenn es getrunken

wird. Man kann zwar aus Meerwasser Trinkwasser destiliren, aber der Erfolg ist nur gering und das dadurch erhaltene Wasser schlecht. So ergriff denn auch dieser Jammer das Herz der Seeleute mit einer Heftigkeit, von der sich kein anderes menschliches Wesen einen Begriff machen kann. Drainings, der von Benjie den Auftrag erhalten hatte, zurückzurudern und dem als ältestem Matrosen der Sitz am Steuer gebührt hätte, zog seine Jacke aus und sagte zu einem schmächtigen Jungen, der am Vorderruder saß: »Du, Jack, komm hierher und nimms Steuer und daß du mir festen Strich hältst — hörst Du? — Rückt weg, Jungen, und laßt n' mal mich an's Streichruder.«

Bei diesem Winke warf die Bootsmannschaft selbst auf die Gefahr eines Sonnenstichs ihre Hüte ab, stülpte ihre Hemdärmel bis zu den Schultern auf, löste die Halsbänder ihrer Hemden, benäßte sich die Handflächen stemmte die Füße gegen die Querlagen und harrte so des Wortes.

»Jetzt habt acht auf den Zug, ihr Jungen!« kommandirte Drainings, bis das Boot abrutscht — kein Springen mit den Eschenstäben! Eingesetzt.« Wie ein Pfeil zischte jetzt das Boot fort — die Ruder ächzten und klatschten, das Wasser kräuselte sich in langem, schneeweißem Schaumstriche zurück und das Boot lag wie im Hui wieder bei der Felukke, auf welcher Drainings einen Purzelbaum machte, ehe er noch vor Sprawl

erschien und die Hand an den Hut gelegt hatte und dann durch die Mittellucke polterte, aus welcher hervor dann ein Wasserfaß gehißt, über Deck weggerollt und ins Boot hinuntergelassen ward. Doch war dieses noch nicht alles. Flugs war die gesammte Mannschaft von der Mücke beisammen und rührte sich mit gewaltiger Eile. — »Die Schweppruder her!« ward befohlen, und siehe, der schwarze Rumpf des kleinen Fahrzeugs ward durch zwölf lange schwarze Schweppruder über die schimmernde Fläche des regungslosen Meeres im Fahrstriche des Bootes fortgearbeitet, so daß, aus der Ferne mitangesehen, man hätte glauben sollen, es jage ein Käfer eine Stubenfliege auf blankem Spiegel unter dem brennenden Scheine der Mittagssonne.

Durch das Aeffen des Windes war die nothleidende Brig lange in dieser Breite aufgehalten worden, hatte also ihren Wasservorrath erschöpft, und lag nun da, wo man sie fand, schon seit acht Tagen unter gänzlicher Windstille. Sie hatten vor einigen Tagen ihr Boot mit drei Matrosen abgeschickt, um zu versuchen, ob diese zu Lande kommen und von dort Wasser zurückbringen könnten; die Entsendeten aber waren nicht zurückgekehrt, indem sie vermuthlich verschmachteten, ehe sie zu Land kamen, oder auf ihrer Rückfahrt die Brig verfehlten. Seit achtundvierzig Stunden hatte kein Mensch am Bord einen Tropfen Wasser gehabt, und das in einem solchen Klima. Nicht aber blos das Wasser, sondern jedes

andere Trinkbare war aufgezehrt worden; ein Fäßchen junger Rum ausgenommen, dem die Matroſen anfänglich, doch nur ſo lange zugeſprochen hatten, bis zwei von ihnen in Folge dieſes Getränkes tollwüthend wurden und den Geiſt aufgaben. *) Als Benjie an Bord kam, lag das Fäßchen zu beliebigem Gebrauche da, und obwohl die Mannſchaft dem Verdurſten nahe war, konnte doch Keiner von ihr einen Tropfen des Getränkes über die Zunge bringen; es wäre, ſagten ſie, als brächte man geſchmolzenes Blei in den Mund, wenn ſie von dem entſetzlichſten Durſte gequält, dann und wann einen Tropfen auf die Zunge nähmen. Benjie war noch nicht fünf Minuten an Bord geweſen, als der Kapitain raſend zu werden ſchien.

»Mein armes Weib!« rief er; »Himmel, ſie ſtirbt in der Kajüte; ſie iſt wohl ſchon todt, muß ſchon todt ſein, aber ich kann mich nicht überwinden, nach ihr zu ſehen. O, Sir!« — ſprach er zu Benjie, der ihm zuredete, guten Muth zu faſſen, da ja jetzt Hilfe da ſei — O Sir! wenn Sie Gottes Erbarmen in ihrer Sterbeſtunde hoffen, ſo treiben Sie Ihre Leute zur Eile an, — nach einer halben Stunde möchte alle Hilfe zu ſpät kommen.«

*) Rum wird aus dem Abgang des Zuckers gebrannt. Wenn er noch nicht alt iſt, wirkt er wie Gift auf die Natur des Menſchen.

Der Unglückliche warf ſich jetzt auf das Verdeck hin und zuckte, wie ein zertretener Wurm; Todesangſt folterte ihn, während die Matroſen nackten Oberleibes daſaßen und naſſe Decken um ihre Schultern ſchlugen, in der Hoffnung, die Natur würde auf ſolche Art einige Feuchtigkeit abſondern und ihnen Linderung ihrer Qual reichen. Mit fieberglühenden Augen blickten ſie nach der Felukke und bewachten mit athemloſen Bangen jede Bewegung auf derſelben.

»Da, da,« lallten ſie, »das Waſſerfaß iſt heraufgelaſſen, es gleitet ins Boot — ſie ſtoßen ab — Gott des Erbarmens, wir werden gerettet.« Dann ſtimmten ſie ein mattes Hurrah an, umringten Benjie, drückten ihm dankerfüllt die Hände, während ein Unglücklicher, der dem Erſticken nahe war, hingeſtreckt lag, und krampfhaft, lachte.

Das Boot konnte möglicher Weiſe erſt nach zehn Minuten herangelegt haben und Benjie, der laut weinen mußte, ging in die Kajüte, um dort ſeine Thränen zu verbergen. Aber — o Gott! — hier ward ihm ein noch ſchrecklicherer Anblick, wie er ihn nie zuvor gehabt hatte. Auf grober, naßgemachter Wolldecke, lag eine bleiche, abgezehrte, halb entkleidete Frau. Ihr langes Haar hing ihr in Unordnung über das Geſicht hin und ein hagerer Säugling zerrte an ihr, heißer kreiſchend vor Elend und Durſt, während eine, erſichtlich wie ihre Herrin verſchmachtende Negerin

aus einem Eimer Seewaſſer über Mutter und Kind ſprengte.

»O Maſſa!« ſchrie die getreue Schwarze — »o Maſſa, geben der armen Frau Waſſer, oder ihm todt. Mich ſtark, mich kann noch warten, aber arm Frau — und nun begann ſie zu ſchluchzen, als wollte ihr das Herz brechen, aber ihr Thränenquell war vertrocknet. Die Frau des Kapitains vermochte nicht mehr, ihr Haupt zu erheben; ſie lag ächzend da; ihre ſtarren, verſchrumpften Lippen murmelten unverſtändliche Worte, als ob ſie verknöchert wären, aber ſprechen konnte ſie nicht.

»Seien ſie getroſt, Madame,« ſagte Benjie, obwohl er kaum vor Schluchzen reden konnte; wir laſſen Waſſer herüberholen, Gott hat Sie nicht verlaſſen; wenn die Noth am größten iſt, dann iſt Seine Hilfe am nächſten. Faſſen Sie Muth, nur noch eine Minute und Waſſer im Ueberfluß wird hier ſein.«

Die unglückliche Mutter blickte ihn zweifelnd an, dann faltete ſie ihre zitternden Hände über dem Haupte ihres Kindes und ſchien zu beten. Benjie konnte dieſen ſchrecklichen Anblick nicht mehr ertragen und lief auf das Deck. Das Boot hatte mit Windesſchnelle herangelegt, daß Fäßchen ward zu Bord gehoben und die Matroſen der Brig ſtürzten jetzt herzu, um es ins Vorderſchiff zu rollen. Allein dazu waren ſie viel zu kraftlos, ſo daß es den Seeleuten von der Felukke leicht

ward, sie bei Seite zu schieben, und sie vor übermäßigem Wassergenuß zu bewahren. Der mit herübergekommene Wundarzt traf Anstalten, daß den Dürstenden der Labetrunk behutsam gereicht ward. Mit einem Glase voll Wasser rannte Benjie in die Kajüte. »Da, nimm einen Schluck,« sagte er zu der Negerin, und gib dann deiner Herrin!« Diese wollte anfänglich nicht trinken, sondern erst ihre Gebieterin erquicken, doch überwog ihr brennender Durst ihren Entschluß; sie setzte das Glas an ihre Lippen, verschlang das darin befindliche Wasser und fiel dann wildlachend zu Boden, indem sie ausrief: »O Massa, mich nicht konnte lassen, Niemand Missis so lieb hat, wie mich, aber mich einmal schmecken, mich mußte trinken für mein Herzblut, Massa. O mein Auge, mein Auge, ihm ist wie glühende Kugel, Massa. O eine Thräne, da komm eine Thräne! aber o! ihm heiß, wie kochend Rum, o, o! — und die arme Kreatur wälzte sich am Boden.

Mittlerweile war der Kapitain herabgekommen; er brachte seine Frau in eine sitzende Stellung — ihr Anblick war erschütternd! Er flößte ihr ein wenig Wasser in den Mund, worauf sie ein Röcheln hören ließ, daß Benjie glaubte, sie müsse ersticken. Sie preßte krampfhaft ihr Kind an sich; inzwischen mußte sie doch einige Tröpfen hinuntergebracht haben, denn nach wiederholten Versuchen ward ihrem Manne die Wonne, sie ins Leben zurückkehren zu sehen. Nach einer Weile gewann sie

Kraft zum Aussprechen der Worte: »Gottes Segen über Sie, Sir. Sie haben mich und mein Kind gerettet.«

Benjie ging jetzt auf das Deck und ließ vom Bord der Mücke mehr Wasser, auch Thee und einige kleine Ueppigkeitsgenüsse aus seinem Privatvorrath holen und noch an demselben Abend, als die Sonne unter einem glänzenden Wolkendache versank, so daß das Meer gleich geschmolzenem Gold erglühete, bis es sich purpurn färbte, spürte man im Osten ein schwaches Kräuseln auf der Fluthfläche. Es wirbelte allgemach heran und im nächsten Augenblick fühlte man an der emporgehaltenen benäßten Handfläche einen kleinen Windhauch. Bald hernach schwärzten sich die grauen Katzenklauen,*) und eine Briese**) erreichte die Schiffe, vor der sie, zu sechs Knoten die Stunde der Havannah zusteuerten.

Am folgenden Abend befanden sich beide Schiffe unterhalb des prächtigen Moro, woselbst geankert wurde. Bei Tagesanbruch liefen sie durch das schmale Fahrwasser zwischen den furchtbaren Forts ein, die zu beiden Seiten das Ufer bekrönt halten und ankerten dann vor jener prächtigen Stadt, jenem Liverpool Westindiens. Batterien und Basteien, aus deren zahllosen Schieß-

---

*) Katzenklauen nennen die Seeleute die ersten kleinen Kräuselwellen, welche sich beim Erheben des Windes in der See zeigen.

**) Briese, ein leichter Wind.

scharten Geschützmündungen hervorgähnten, hohe Thurmspitzen, die höheren Häuser der Stadt, Masten und trocknende Segel, eine Unzahl von Schiffen mit brittischer, amerikanischer, spanischer und französischer Flagge glänzten hehr und lieblich in den Strahlen der Frühsonne unter einem schwebenden Baldachin von dünnem blauen Rauche, den die Holzkohlenfeuer aufwirbelten.

Sprawl gab, sobald die nöthigen Arbeiten auf dem Schiffe besorgt waren und die Leute ihren gut gemachten Lohn bekommen hatten, der Mannschaft die Freiheit, den Nachmittag und Abend in der Stadt Havanna zuzubringen. Nachdem die Seeleute unter strenger Disciplin fast dreiviertel Jahre lang das Land nicht mehr betraten, zerstreuten sie sich heute in alle Strassen und überließen sich dem lang entbehrten Genusse, einmal wieder thun zu können, was sie wollten. Auch die Offiziere gingen an das Land und begleiteten ihren Reisegenossen Benjamin Brail, der hier aufhörte, Seemann zu sein und nun sich wieder seinen Handelsgeschäften überlassen mußte. Richard Phantom blieb mit Quacko für die Nacht noch auf der Felukke und sollte das Schiff erst verlassen, wenn Benjie sich den Handelsfreunden seines Onkels vorgestellt und eine eigene Wohnung in der Stadt gemiethet, eingerichtet und bezogen haben würde.

Brail machte mehrere Besuche, sobald die Sieste vorüber war; d. h. die heiße Mittagszeit, während

welcher in Westindien die Herrschaften zu schlafen pflegen. Er wurde überall mit Achtung und Gastfreundschaft empfangen und versäumte dabei nicht, vortheilhafte Handelsverbindungen, wo solche nicht schon bestanden, anzuknüpfen. Des Nachts traf er mit Sprawl in einem Gasthause zusammen und hier genossen die Freunde gemeinschaftlich ein kostbares Abendessen. Nahe gegen Mitternacht trennte er sich von den Offizieren, um in die Wohnung des Gastfreundes, der ihm eine solche für die Dauer seiner Anwesenheit in Havanna in seinem eigenen Hause angewiesen hatte, zurückzukehren. Es war dunkel und regnerisch, bisweilen blitzte und donnerte es. Beim Scheine eines Blitzes sah Benjie einen Menschen hinter einem Pfeiler des Säulenganges an einem öffentlichen Stadtgebäude lauern. Er erinnerte sich, davon gehört zu haben, daß die spanische Polizei nicht die beste wäre und daß spanisch Westindien von Dieben und Bravo's wimmeln sollte. Es ward ihm daher etwas unheimlich zu Muthe. Inzwischen schämte er sich seiner Furcht und redete sich die Ursache derselben als Romanerzählung aus. Da zuckte ein so blendender Blitz, daß er die Hand vor seine Augen hielt; er glaubte, in der Nähe mehrere Seeleute gehen zu sehen. Plötzlich fühlte er in der rechten Seite unter der Rippe einen Stich, d[illegible]ihn an die Mauer taumeln ließ. Ein zweites Leuchten [illegible] Blitzes zeigte ihm die Gestalt eines Mannes, der sich über ihn hinbeugte. Jetzt stieß Benjamin

einen lauten Schrei aus, fühlte mit der Hand nach seiner Seite, spürte sein strömendes Blut und sank ohnmächtig nieder. Wie aus tiefer Ferne hörte er noch das Geräusch eines wilden Kampfes, der sich in seiner Nähe erhob; dann verschwand sein Bewußtsein gänzlich — — —

Fünftes Kapitel.

Das Erwachen aus der Ohnmacht. Benjamin ist gerettet. Näheres über den Mordversuch und seine Rettung. Weitere Vorfälle in Westindien. Das Erdbeben. Beschreibung von Cuba.

Als Benjie wieder zur Besinnung kam, lag er auf einer Art von Feldbette mitten in einem hohen und geräumigen Zimmer, das man verdunkelt hatte, denn aus den breiten Lichtstreifen, die durch die Fugen der Fensterläden hereinfielen, nahm er ab, daß es heller Tag sein müßte. Sein Bewußtsein kehrte nur allmählig zurück. Lange lag er und sah dem Tanze der Stäubchen im Sonnenstrahle zu. Einige Negerinnen räumten im Zimmer auf und zu einer Nebenthüre konnte man in ein prachtvoll möblirtes Gemach sehen, in welchem sich Damen befinden mußten, weil dort Hüte lagen.

Die Sonne schien freundlich in jenes Zimmer, und dieses verbreitete so viele Helligkeit in Benjies Schlafgemach, daß er im Stande war zu erkennen, wie auch er in einem prächtigen Gelaß sich befinde.

Zu den Füßen seines Bettes standen zwei Personen, welche sich äußerst leise, mehr durch Gebehrden, als durch Worte, unterhielten. Der eine von ihnen war ein seltsam gekleideter kleiner Mann, der durch das auf einem Tische ausgebreitete Geräthe, in dem er herumkramte, sich als einen Barbier auswieß; der andere war fein gekleidet und er war der Arzt, welcher unserm Benjie, mit Gottes Hilfe, das Leben gerettet hatte.

Jetzt wendete er seine Augen zur rechten Seite des Bettes; da saß eine ihm unbekannte Frau, die nachdenklich den Kopf in ihre Hand gestützt hatte.

»Wo bin ich?« fragte Benjie leise und unwillkührlich.

Diese unbedeutenden Worte erregten bei allen Personen, die sich im Zimmer befanden, ein lebhaftes Interesse. Jedermann sah nach Benjie mit unverkennbarer Freude. Der Arzt trat zu ihm und erkundigte sich leise nach seinem Befinden. In gebrochenem Englisch setzte er hinzu: »Das gereicht uns allen und besonders Ihren betrübten Freunden zur großen Freude, lieber Brail, daß wir Sie wieder besitzen.«

»Doctor, sprach Benjie, ich bitte Sie, sagen Sie mir, wie lange ich schon krank bin und wie es um meinen Kleinen, Richard Phantom steht? In wessen

Hauſe befinde ich mich und wer iſt der Herr da unten und die Dame an meinem Bette . . .?

»Oho! Sachte, ſachte, lieber Brail, Sie feuern ja eine ganze Breitſeite von lauter Fragen gegen mich ab,« ſagte der Arzt. »Nur Geduld, das alles wird ſich aufklären. Nur getroſt, Sir,« fuhr er fort, als er bemerkte, daß Benjie's Auge ſich trübte, »Sie ſind nicht krank geweſen, wohl aber von einer mörderiſchen Hand tödtlich verwundet worden. Heute iſt der neunte Tag, ſeitdem Sie ſich in Mſ. Duquesnés Hauſe befinden, in deſſen Nähe der Mörder Sie anfiel. Ihr kleiner Liebling, Richard, befindet ſich ganz in Ihrer Nähe und wird erſcheinen, ſobald Sie ruhiger geworden ſind. Der Herr da unten iſt der Barbier, welcher Ihnen vorhin einen neuen Verband umgelegt hat und Sie nun auch von Ihrem Bart befreien wird und die Dame neben Ihnen wird Ihnen ſelbſt ſagen, was nöthig iſt, um Ihnen Ihre Anweſenheit zu erklären.«

Benjie beſann ſich jetzt wieder darauf, daß er verwundet worden war. Er reihete in ſeinem Gedächtniß die Ereigniſſe zuſammen und ſann nun verwundert darüber nach, wer ihn wohl aus den Händen des Mörders gerettet haben möchte. Doch die Frau neben ſeinem Bette unterbrach ſeine Betrachtungen, indem ſie ſagte:

»Nun, Mr. Brail, ich hoffe, Sie fühlen ſich heute beſſer, denn Mr. Peak verſicherte mir, Sie hätten während der Nacht recht ruhig geſchlafen.«

»Vielen Dank,« erwiederte Benjie, »ich fühle mich nur etwas matt, außerdem vollkommen wohl. Gehören Sie, Madame, der Familie dieſes Hauſes an?«

»Nein, Sir, ich bin die Frau des Kapitains von der amerikaniſchen Brig, deren Mannſchaft durch Sie und Ihren Freund, Herrn Sprawl, vom Verſchmachten gerettet ward.«

»Wie,« rief Benjie laut, »ſo ſind Sie jene arme Frau, die ich mit ihrem Kinde in der Kajüte fand?«

»Dieſelbe, Sir, und Gott wird Ihnen Ihre Wohlthat lohnen. Mein Mann war oft hier, Sir, um ſich nach Ihnen zu erkundigen. Sein Schiff iſt an Herrn Duquesné conſignirt; wie wird es ihn, wenn er heute zum Eſſen herkommt, freuen, daß es beſſer um Sie ſteht!«

»Wie kam es, daß man mich in dieſes Haus brachte? — Dem Namen nach iſt Herr Duquesné ein Franzoſe?«

»Sie wurden ganz nahe an dem Hauſe verwundet und die Seeleute, welche Ihren Mörder verhafteten und Sie für ſterbend hielten, baten, Sie hier hereintragen zu dürfen. Dem Himmel ſei Dank, daß Sie in ſo gute Hände fielen und daß mir Gelegenheit ward, Ihnen als Krankenwärterin ein wenig nützlich ſein zu können.«

»Mein Mörder iſt verhaftet, Madame?«

»Ja, Sir, jener entſetzliche und zugleich doch auch ſo unglückliche Menſch iſt von den Seeleuten gefangen

genommen worden. So wissen Sie also auch nicht, daß Sie von ihren Freunden auf der Felukke gerettet worden sind?

»Nein, kein Wort, Madame« — entgegnete Benjie erstaunt.

»Nun wohl, ich will Ihnen alles erzählen. Doch ich vergesse, daß Sie sich ruhig zu verhalten haben. Hier, nehmen Sie Ihre Arzenei, seien Sie still und hören Sie mir zu.

»Jetzt nicht, meine gute Frau, Mr. Brail ist zu aufgeregt, wendete der Doktor ein. Erzählen Sie heute Nachmittag und verlassen Sie das Zimmer, damit wir den Kranken rasiren lassen und mit frischer Wäsche versehen können.«

Das geschah. Benjie fühlte sich hernach sehr wohl und nun wollte der Barbier sich entfernen, als sich plötzlich im Nebenzimmer ein unterdrücktes Gelächter erhob. Dann hörte man wieder ein Geklapper, als wenn eine Katze, an deren Füßen Nußschalen befestigt sind, dort umherliefe. Eine feine Kinderstimme sagte einen Satz her, der eingelernt schien. Jetzt waren dort die Vorbereitungen beendigt und nun wurde an die Thür geklopft, ein junger Mann trat ein, öffnete sie weit und da zeigte sich — — —

Die Thüre war also geöffnet, im Vorzimmer rauschte es, wie von seidenen Gewändern und es ertönte eine Harfe als Begleiterin zweier weiblicher und zweier männ-

licher Stimmen, deren Gesang melodisch ertönte, während der kleine Richard Phantom mit gezücktem Kurzdegen auf seinem Schafe zu Benjie hereinritt. Sergeant Quacko marschirte als des kleinen Ritters Knappe nebenher und leitete das Schaf an einem Bande, welches um den Hals des Thieres befestigt war. Die Musik schwieg und der Kleine begann:

Du lag'st in Schmerz und Krankheit darnieder;
Ich rief: O Herr errette ihn.
Da half Dir Gott, der Mächtige wieder.
Ich dank mit frommem Kindessinn.
Nimm nun, du guter Pflegevater,
Was Dir dein Richard bietet an,
Den Glückwunsch einer armen Waise,
Die Dir nichts Besseres geben kann.

Benjamin war gerührt bis zu Thränen. Quacko hob jetzt den kleinen Burschen von dem gewaltigen Reitpferd, auf dem er gesessen hatte und setzte ihn zu Benjie auf das Bette. Der junge Mann verschwendete seine Liebkosungen an den kleinen Liebling, der ihm kindisch zutraulich erzählte, wer ihm das Verschen gemacht, eingelernt und ihn damit herüber gesendet hatte. »Madame Duquesné mir sehr lieb,« schloß der kleine Plauderer, »ich sag' Mama zu ihr. Sie wird gleich kommen und Dich besuchen.«

Wirklich zeigte sich jetzt der Herr des Hauses, begleitet von seiner Gattin und zwei Kindern, die etwa

ſo alt waren, als Richard und ſich ſchon recht gut mit unſerm kleinen Schiffbrüchigen befreundet hatten. Nachdem Benjamin ihre Glückwünſche empfangen hatte, entſchuldigte er ſich und bat Herrn Duquesné der Unruhe und Unbequemlichkeiten wegen, welche er ihm in ſeinem Hauſe verurſacht hatte, um Verzeihung.

Benjie empfing hierauf eine gütige Antwort und Herr Duquesné verſicherte ihm, daß er ihn nicht eher aus dem Hauſe laſſen würde, bis er völlig wiederhergeſtellt wäre und dieſes ſchon deßhalb, weil er dadurch einen kleinen Theil von der Schuld abtragen könnte, welche Benjie und Sprawl durch die ſeinem Freunde Robertſon geleiſtete Hilfe auf ihn häuften. (Robertſon war der Name des Kapitains von der Brig.)

Jetzt trat auch Kapitain Sprawl und Robertſon herein, und letzterer ſtattete Benjie auch ſeinen Dank ab. Sogleich nachher ſagte er, daß draußen ein paar Seeleute von der Mücke warteten und bat, ob ſie nicht eintreten dürften.

Benjie ſehnte ſich, ſeine alten Schiffsgenoſſen zu ſehen. Man öffnete alſo die Thüre und ſiehe, die herkuliſchen Geſtalten des muntern Drainings und ſeines Schüſſelmaaten Lennox kamen herein. Drainings war augenſcheinlich etwas angeſtochen, denn ſein rothes, bärtiges, verwettertes Geſicht glühte, wie der Himmel, wenn die Sonne nach einem Regentage die Dünſte mit Purpur färbt. Dabei war der muntere Burſche ſeelen-

vergnügt, obwohl durch die Gegenwart der vielen vornehmen Leute und seines Kapitains etwas befangen. Doch nahm er sich ein Herz und trat zu Benjie's Bette, indem er dabei rückwärts schielte, ob ihn sein Kamerad nicht verlassen hätte. Nachdem er so holperig, als möglich, seine Verbeugungen gemacht hatte, begann er:

»Nichts für ungut, meine feinen Herrschaften; aber die Seeleute von der Mücke lassen sich nur erkundigen, wie sich Mr. Brail heute befinden.«

»So ziemlich, mein ehrlicher Kamerad Drainings. Sage den wackern Leuten, daß der Stich des Meuchelmörders nicht so tief ging, um die Erinnerung an meine braven Schiffsgenossen zu vernichten. Ich lasse mich schönstens bedanken für ihre Theilnahme und hoffe das bald selbst thun zu können.«

Drainings lächelte vollkommen selig über dieses Compliment und sah die Anwesenden mit dem Ausdruck unbeschreiblicher Zufriedenheit und Glückseligkeit an. Doch schien er noch etwas auf dem Herzen zu haben. Benjie fuhr deßhalb fort:

»Wie geht es Euch, ihr guten Leute?«

»Alles wohl, Sir, Gott segne Sie, wir sind alle wohlauf und unermeßlich vergnügt. Aber mit Verlaub, doch soll ich . . .«

Hier war es, als ob dem ehrlichen Burschen ein Zapfen im Hals stecke; der Faden seiner Rede war abgeschnitten und Lennox mußte wieder sein Ruder einschieben.

»Wir möchten Sie gehorsamst gebeten haben, Sir, ob Sie nicht den Kleinen — hier deutete er auf Richard, der zu Benjie's Füßen im Bette spielte — n' mal an 'nem Sonntage nach Tisch zu uns auf die Mücke schicken wollten.«

»Ja, recht gerne, meine Freunde!«

»Nun, ihr wackern Leute,« sprach Herr Duquesné, der bemerkte, daß die Seeleute Anstalten machten, sich zu entfernen, »noch einen Augenblick. Hier ist etwas, womit Ihr die Gesundheit des Herrn Brail trinken könnt.«

Dabei reichte er jedem von Beiden ein großes Stutzglas voll Madeira. Die Matrosen ergriffen die Gläser, hoben sie hoch und sprachen zugleich:

»Ihre Gesundheit, Sir!«

Dann setzten sie dieselben an und im Nu waren beide bis auf die Nagelprobe geleert. Jetzt folgten wieder Verbeugungen, bei welchen sich freilich keine Spur von dem Unterricht eines Tanzmeisters blicken ließ und nun schritten sie seelig und mit dem Bewußtsein, ihre Sache vollkommen geschickt gemacht zu haben, hinaus.

Der Doktor machte nun dadurch der ganzen Scene ein Ende, daß er allen Anwesenden befahl, das Zimmer zu verlassen, denn der Verwundete bedürfe nach so starker Aufregung der Ruhe. Nur Madame Robertson, Quacko und Richard durften bleiben, erhielten jedoch den strengsten Auftrag, sich so still, als möglich, zu verhalten.

Benjie war wirklich sehr ermattet. Er bekam eine beruhigende Medizin und entschlief bald. Erst am andern Morgen erwachte er wieder neugestärkt.

Zu seiner großen Freude fand er Drainings und Lennox im Zimmer, die sein gesammtes Gepäck aus dem Schiffe gebracht hatten.

Nachdem er mit den Seeleuten einige freundliche Worte gewechselt hatte, fiel ihm ein, diese nach den näheren Umständen zu fragen, unter welchen der Mörder, welcher ihn erdolchen hatte wollen, gefangen genommen worden war. Drainings begann hierauf:

»An demselben Abend, wo Sie auf der Strasse angegriffen wurden, waren die Seeleute von der Mücke in der Stadt, um sich dort zu belustigen. Ich und mein Kamerad Lennox, wir beide waren eben im Begriff, vom Wirthshause nach der Felukke zurückzukehren — es war schon etwas spät, Sir.

»Es war eilf Uhr!« sprach Benjie, »ich erinnere mich noch recht wohl, daß ich um diese Zeit Sprawl und die übrigen Personen verließ.«

»Ja Sir, fuhr Drainings fort, um diese Stunde mag es gewesen sein. Wir schlenderten langsam über den Prado herab nach dem Molo, um im Hafen ein Boot zu nehmen und nach der Felukke zurückzukehren. In den kleineren Strassen ging es damals noch lebhaft her; die Guitarren schwirrten und das Volk tanzte und sang beim Scheine des Lichtes in den Erdgeschossen oder

unter den Piazzas. Dazwischen stürzte ein tüchtiger Sprühregen, es blitzte und donnerte.«

»Wir gelangten endlich in die stille Hauptstrasse, da bemerkten wir beim Scheine eines Blitzes, daß hinter einer Säule ein Mensch lauerte, während Jemand quer durch die Strasse ging. Hilloh! sagte ich leise zu Lennox, der etwas angetrunken war, da wirds was absetzen. Lennox achtete aber nicht auf mich; er war schlaftrunken, zog seine Mütze tiefer über die Ohren und trollte sich weiter.

»In demselben Augenblick hörte ich einen dumpfen Stoß, dem ein schwerer Seufzer folgte und dann ein greller Schrei. Es blitzte jetzt wieder und ich sah den Desperado sich über einen Mann hinlehnen, der im Begriff war, zusammenzusinken. Jetzt ergriff ich Lennox, riß ihn mit mir durch die breite Strasse und traf gerade auf den Mörder, der im Begriff war, sein Opfer mit großer Geschicklichkeit zu berauben und sich dann aus dem Staube zu machen. Ich habe ihm jedoch sein Geschäft versalzen, Sir. Ich gab ihm eins hinter die Ohren, dergestalt, daß er zu Boden sank. Lennox machte sich über ihn her und ich band ihm die Hände, obwohl er mit seinem spitzigen Messer nach uns stieß und sich verzweifelt wehrte. Dann nahm ihn Lennox beim Genick und hielt ihn fest, während ich am nächsten Hause stürmte. Bald erschien der Hausherr; man nahm Sie mit der größten Bereitwilligkeit auf, Sir, und so be-

finden Sie sich denn seit jener Zeit hier im Hause, durch Gottes Hilfe jetzt außer Gefahr!«

»Was ist denn aus dem Menschen geworden, der mich verwundete!« fragte Benjie gerührt.

»Nun, Herr Duquesné sendete sogleich nach der Wache. Diese erschien und mit ihr ein Polizeiagent. Wir wurden alle drei verhaftet, ich und Lennox und der Desperado.«

»Ihr auch verhaftet?« sagte Benjie verwundert, und weßhalb?

»Ja Sir, man führte uns ins Gefängniß, obwohl man uns mit Respekt behandelte und uns gut hielt. Am andern Tage wurden wir verhört und sodann gegen Bürgschaft freigegeben, obgleich Sir Olivier Oakplank gegen dieses Verfahren protestirte.«

»Seltsam!« sagte Benjie.

»Wir würden nicht freigelassen worden sein, wenn nicht Herr Duquesné Bürgschaft für uns eingelegt hätte, Sir. Auch schien man unserer Aussage wenig Glauben zu schenken, vielmehr aber dem Desperado, der sich mit beispielloser Frechheit benahm und uns durch seine Lügen und durch seine Drohungen, die er sowohl gegen den Alkalde (Richter) als auch gegen uns ausstieß, nicht wenig erzürnte.«

»Hätten wir gewußt, daß die Sache so unangenehme Folgen nach sich ziehen würde,« sprach Lennox, so wäre wenigstens von meiner Seite kürzerer Prozeß gemacht worden.«

»Und was hättet Ihr gethan, Lennox?« fragte Benjie neugierig.

»Ich hätte den Spitzbuben todt geschlagen und Sie nach der Felukke gebracht, Sir, wo unser Doktor seine Kunst an Ihnen hätte zeigen können.«

»Heute wird der Alkalde hierher kommen und Sie verhören, Sir, weßhalb auch wir für den Tag Urlaub erhalten haben, weil wir beim Verhör zugegen sein müssen.«

So war es denn auch. Noch an demselben Vormittage wurde Benjies Aussage zu Protokoll genommen. Seine Angaben waren entscheidend und trafen so genau mit dem zusammen, was die Seeleute zu Protokoll gegeben hatten, daß ferner kein Zweifel mehr denkbar war und der Mörder vollkommen überwiesen werden konnte. Sein Läugnen half ihm nun nichts mehr und trotz Benjie's Fürbitte wurde er bald nachher zum Tode verurtheilt.

Etwa vierzehn Tage später, als Brail schon im Stande war, auszugehen, sprach er den Wunsch aus, denjenigen im Gefängniß zu besuchen, der ihm den tödtlichen Stoß beigebracht hatte. Sprawl und andere begleiteten ihn. Der Unglückliche hatte nur noch einen Tag zu leben, denn am nächstfolgenden Morgen, dem eines Freitags, sollte er durch den Strang hingerichtet werden.

Es war fünf Uhr Abends, als Brail, dann seine

Begleiter, die Offiziere und die beiden Matrosen Drainings und Lennox in das Gefängniß kamen. Die Sonne brannte noch immer, es war sehr heiß. Der Delinquent hatte, als die Seeleute eintraten, den Rücken gegen die Thüre gewendet und blickte durch die Eisengitter der Mauer auf eine lange Gasse hinaus. Das Knarren der rostigen Thürangeln störte ihn nicht. Rechts und links von der Thür standen zwei spanische Infanteristen mit aufgestecktem Bajonette, schlanke Männer von schöner Haltung und martialischem Aussehen. Der Beichtvater, ein dicker, kahlköpfiger Carmelitermönch, saß auf einem gepolsterten Stuhl, und schien zu schlafen. Als die Engländer eintraten, wendete er den Kopf zur Seite, sah sie verächtlich und voll Haß an, murmelte einige Worte, die beinahe wie »Eretico condenato!« (Verdammter Ketzer) klangen, schloß die Augen und schien ihre Gegenwart sodann ferner nicht mehr zu beachten.

Der Verbrecher saß auf seinem Bette, hielt ein holzgeschnitztes Crucifix in seinen Händen und stöhnte. Der Schließer trat jetzt zu ihm hin, schlug ihm auf die Schulter und rief: »Steh' auf, Carlos, hier ist der Herr, den du verwundetest.«

Zitternd erhob sich der Elende, nickte bejahend und sah mit scheuem Blick nach Benjie, der denselben Schauder vor ihm empfand, den man fühlt vor einem Raubthier oder einer giftigen Schlange, durch welche unser

Leben bedroht war und die jetzt gefangen oder getödtet uns zu Füßen liegen. Als er die Matrosen sah, die ihn festgenommen hatten, und welche er aus früheren Verhören schon kannte, lächelte er bitter und grimmig.

Benjie betrachtete ihn genau. Er war ein schöner, kräftiger Bursche. Seine Haut war dunkel gebräunt, sein Haar und seine Augen dunkelschwarz, sein Gesicht war nicht unangenehm, regelmäßig und hatte in diesem Augenblick fast einen sanften, rührenden Ausdruck. »Kann dieser Mensch ein Mörder, ein Räuber sein?« dachte Benjie; »welche sanfte einnehmende Züge er hat!«

Allein er war es im vollsten Sinne des Wortes. Dieser Mensch von so angenehmem, Zutrauen erweckenden Aeußern war wirklich ein Strassenräuber und es lastete auf ihm der Verdacht, daß er schon sehr viele Mordthaten begangen haben möchte. Die göttliche Gerechtigkeit hatte ihm bis hieher sein Ziel gesteckt und morgen sollte er sterben. Der Kerkermeister redete ihm zu, Benjamin um Verzeihung zu bitten. Aber da loderte in seinem dunkelglühenden Auge eine heiße, verzehrende Flamme auf, dann sank er stumm und wie ohnmächtig auf das Bett zurück.

»Wohlan,« sprach Brail, »ich, den Du morden wolltest, ich verzeihe Dir. Reiche mir Deine Hand, fuhr er fort, die den tödtlichen Stahl nach mir zuckte.«

Der Desperado griff bebend und hastig nach Benjies Hand, zog aber die seinige schaudernd wieder zu-

rück, erfaßte krampfhaft das Crucifix und begann seine Stoßgebete fortzusetzen. »Ave Maria purissima — Santa Madre — Ora, ora! — klang es.

Der Mönch erhob sich nun, trat an das Bette und setzte seine Andachtsübungen mit dem Unglücklichen fort. Dejadme morir — por Dios, dejadme morir aqui —! seufzte der Mörder. Laßt mich hier sterben, um Gotteswillen! Dazwischen erklangen bald lauter, bald leiser, die Sterbegebete, welche der Mönch murmelte. Die Offiziere verließen schaudernd die Zelle des Elenden. Am folgenden Morgen wohnten sie seiner Hinrichtung bei. So zaghaft er sich im Kerker gezeigt hatte, mit solcher Standhaftigkeit ging er dem Tode am Galgen entgegen.

Als Benjamin nach Hause kam, fand er Briefe von seinem Onkel, in denen er mit mancherlei Geschäften beauftragt ward und den Befehl erhielt, nach Jamaika zu gehen, um auch dort noch einiges zu besorgen. Zugleich wurde er erinnert, sich in der Havanna nicht zu lange aufzuhalten, sondern alles so rasch, als möglich, abzumachen und dabei nicht zu vergessen, daß er seinen Onkel Peter Brail auf seiner Plantage zu besuchen hätte.

Da er durch seine Wunde und die daraus folgende Krankheit bisher verhindert gewesen war, viele Geschäfte abzumachen, so beschloß er, nach England zu schreiben, sich dann noch einige Zeit in Havanna aufzuhalten und

sich dabei die Tage so angenehm zu machen, als nur immerhin möglich. Für den folgenden Tag nahm er die Einladung des Herrn Duquesné an, mit diesem nach der großen Tabak- und Kaffeepflanzung, die Duquesné im Gebirge besaß, zu reisen. Es mochte etwa fünf Uhr am folgenden Morgen sein, als Benjie, Duquesné, Duacko und einige Negerbedienten bereit standen, um abzureisen. Aufgepackt war schon und Volanten und Pferde warteten vor der Thüre. Nachmittags gegen fünf Uhr kamen sie auf Herrn Duquesnés Besitzthum an, nachdem sie während der Hitze des Tages unter einem großen verlassenen Schoppen geruhet hatten, der, beschattet von herrlichen Bäumen, mitten auf einer schönen Grasebene stand. In einem daneben hinrieselnden Bache kühlten sie die zum mitgenommenen trefflichen Frühstück gehörenden Getränke. Der Weg bis dahin hatte sich bald am Seeufer hingewunden, bald mehr landeinwärts zwischen baumbepflanzten Hügeln fortgeschlängelt, und zu mehreren malen führte er an ein kristallhelles, erfrischendes Gewässer, durch welches man hindurchreiten mußte. Gegen Mittag führte der Weg mehr, als es bisher der Fall gewesen war, dem Binnenlande oder dem Innern der Insel zu. Die Reisenden kamen an verschiedenen Zuckerpflanzungen vorüber und endlich an eine neuangelegte Kaffeepflanzung, wo zwischen den schwarzgebrannten Stümpfen der vor noch nicht langer Zeit gefällten Bäume junge Bäumchen empor-

Digitized by Google

wuchsen und mit rothen Beeren prangten, welche wie reife Kirschen unter dem dunkeln Laube glüheten. Die Reisenden waren so eben durch das rohe Geschrei eines erst vor Kurzem aus Afrika eingeführten Negertrupps begrüßt worden, der unter weißen Aufsehern das Feld bearbeitete, als Benjies Pferd scheu wurde und seinen Reiter abwarf, daß er zwischen einen Haufen verwitternder Platanenstämme fiel, die unter ihm krachten. In demselben Augenblicke flogen unter abscheulichem Gekrächz wohl hundert Geier auf, die an Größe und durch ihre unbefiederten Köpfe den türkischen Hähnen glichen und von einem am Wege liegenden todten Rind geschmauset hatten. Besorgt sprang Duquesné vom Pferde und der kleine Richard, der in einen Sessel festgebunden von einem Neger getragen wurde, der zu Fuß den Marsch mit den Reitern aushielt, dieser kleine Bursche schrie laut vor Schrecken. Aber Benjie hatte keinen Schaden genommen, saß bald wieder zu Pferde, und lachte lauter, als alle andere.

Der Weg führte jetzt jäh abwärts und in die undurchdringlichen Schatten eines Urwaldes. Dieser Uebergang aus hellem Sonnenlicht in tiefes Düster war anfangs beängstigend, bald aber gewöhnten sich die Augen daran. Nach einer Weile hielt Duquesné, und bewirthete seine Reisegenossen im kühlen, grünen Zwielicht des Forstes mit einem Glase Wein. Dann wurde der Weg weiter fortgesetzt; er ward immer ungebahnter und

felsiger. Ueberall trat trockner grauer Kalkstein hervor; von Unterholz fand sich keine Spur, aber zwischen den Steinspalten erhoben sich gleich mächtigen Säulen die riesigen Bäume. Immer düsterer ward der Waldschatten und Nachmittags vergällten die lästigen Mosquitos durch ihre unzähligen schmerzhaften Stiche die Freude am Genusse dieser hehren Naturscene.

Da rief Duquesné: »Seht, wie sich auf jenem Baume die beiden Guana's verfolgen.«

Guana nennt man eine in Westindien einheimische Eidechse, welche von überaus häßlicher Gestalt ist, aber ein sehr wohlschmeckendes Fleisch hat. Diese Lurche werden drei bis vier Fuß lang, nähren sich von Insekten, Vegetabilien und dergl. Besonders stellen sie den Scorpionen, Tausendfüßen und andern giftigen Kerfen nach, von denen sie eine große Menge vertilgen, wodurch sie sehr nützlich werden. Ihr weiter Rachen ist mit sehr scharfen und spitzigen Zähnen versehen. Man stellt den Guanas nach, weil ihr Fleisch für einen Leckerbissen gehalten wird. Besonders die Neger thun dieses; doch verschmähen es auch die Europäer nicht.

Die Reisenden hielten an, um die häßlichen Eidechsen zu betrachten, die ein Gleiches thaten, als würden sie von der Neugierde der Menschen angesteckt. Das größere der Thiere blieb ruhig auf einem Aste, etwa sechs Ellen hoch über dem Kopfe des Negers, der den kleinen Richard Phantom trug. Das Kind lehnte sich

auf seinem Stuhle zurück, um die Kreatur recht zu betrachten. Da fiel plötzlich ein Schuß, der alle nicht wenig erschreckte. Benjie, der etwas vorausgeritten war, blickte zurück auf den Baum; da hing die Guana mit ihren beiden Hinterfüßen und ihrem langen Schweife und zappelte und grinsete in Todesangst. Der Neger, der geschossen hatte, ein Aufseher auf Duquesnés Pflanzung, kam jetzt zum Vorschein und in dem nämlichen Augenblicke fiel das drachenähnliche Thier auf den kleinen Richard herunter, der, festgebunden an seinen Stuhl, nicht entrinnen konnte. Das arme Kind schrie entsetzlich, als es von der Eidechse umwunden und von deren scharfen Klauen und Krokodillsrachen bedroht ward. Das Thier biß jetzt den Kleinen in den Arm, die Neger heulten, Duquesné fluchte und faßte den Schwanz des Geschöpfes, wagte aber nicht, es wegzureißen, weil er fürchtete, es würde dann den Knaben noch gefährlicher verletzen. Der Neger, der das Kind auf dem Rücken trug, sprang vor Furcht heulend, wie unsinnig umher. Die Guana aber hielt fest, bis Benjie heranritt, und mit den Worten: »Lassen Sie mich machen, Mr. Duquesné,« das Thier, dessen Zähne noch Richards Aermel gepackt hielten, durch einen einzigen Zug wegriß, worauf der Neger es vollends tödtete. Im Ganzen war der Unfall ziemlich glücklich abgelaufen, indem die Guana mit ihren Zähnen nur Richards Kleider gepackt hatte.

Der Pfad brachte nun die Gesellschaft der hohen,

weißen Hinterwand von Herrn Duquesnes Wohnhause nahe, das hart am Waldrande stand. Es war ein großes, steinernes, aus zwei Stockwerken bestehendes, viereckiges Gebäude, mit einem Hofe in seiner Mitte und Gallerien in beiden Stockwerken rings um den Hof herum, nach der Art der Häuser altspanischer Adeliger, wie man sie in maurischen Städten, z. B. in Sevilla, Granada und derql. häufig noch findet. Die Reisenden saßen vor einem großen, gewölbten Thorweg ab und gingen in den Hof, in dessen Mittelpunkt sich ein tief in den Felsen gehauenes Becken mit dem klarsten und kühlsten Wasser befand, an dessen Rande in künstlichen Steinhöhlungen Platanen von zwanzig Fuß Höhe standen, so daß ihre Wipfel bis an die obersten Fenster des Gebäudes reichten. Aus der Mitte des Beckens heraus sprudelte ein Springquell zwischen dem breiten und zackigen Laubwerke. Im kühlen Schatten dieser Bäume blühten, auf kleinen, von zarten jungen Buxbaumhecken eingefaßten Beeten im herrlichsten Mosaik die schönsten Blumen zwischen Myrten und anderem Immergrün. Die Pfeiler des Säulenganges oder der Piazza wiesen sich von doppelten Jasmin umschlungen, der bei jedem Windhauche seine weißen Blüthen herabsendete. Alle diese prachtvollen Blumen und Sträucher aber wuchsen in der wenigen Erde, welche in die Felsspalten gebracht worden war, so daß sie mehr vom Wasser, als vom Erdboden, sich zu nähren schienen.

Digitized by Google

Das Innere des geräumigen Wohnhauses zeigte mehr Behagliches, als Prunkendes; die großen, luftigen Gemächer öffneten alle auf den kühlen Hofraum, waren aber mit Ausnahme des leidlichen Speisesaals, der Frauengemächer und eines Gesellschaftszimmers nur unbedeutend möblirt. Sie wurden alle mittelst der üblichen plumpen hölzernen Balkone erhellt, wie sie in Westindien üblich sind, und die im Gegensatze zu den Glasfenstern mehr dazu dienen, die Hitze abzuhalten, als das Tageslicht herein zu lassen.

Vor dem Hause und zu beiden Seiten desselben befanden sich die großen, terassenformig angelegten, mit Mändern eingefaßten und ganz mit Kalkrinde überlegten Platformen zum Dörren des Kaffees in der Sonne. Der kleine Richard hielt die Kaffeebeeren für Kirschen, bis ihr schlechter Geschmack und ihre steinige Beschaffenheit ihn anders belehrten. Weithin breiteten sich die Kaffeepflanzungen aus. Nördlich im Winkel des gelichteten Raumes befanden sich die Wohnungen der Neger; südwärts erblickte man eine große Wiese mit üppigem Guineagrase, wo Schafe und Maulthiere weideten, während am Rande hin sich der grüne Urwald dehnte.

Alle waren sehr ermüdet, so daß sie sich nach eingenommener Mahlzeit bald zur Ruhe begaben. Am folgenden Morgen um sieben Uhr ward beim Frühstück beschlossen, einen Ritt nach der Küste zu machen, von

der, wie Herr Duquesné versicherte, ungeachtet des langen Marsches und der vielen Krümmungen des Weges man kaum drei Meilen entfernt wäre. Nachdem Benjie, der den kleinen Richard vor sich auf seinem Pferde sitzen hatte, in Gesellschaft seines Gastfreundes etwa eine halbe Stunde geritten war, auf einem in den undurchdringlichen Wald gehauenen Wege, gelangten sie an ein kahles, vom Sturm zerpeitschtes Vorgebirge, das von der Sonne versengt und verbrannt, aus rothem Thon und grauem Gestein bestand und so schroff über das Meer hinhing, daß dadurch der Anblick des Ufers dem Auge auf eine gute Strecke entzogen wurde. Ferne draußen auf der See braußeten die Wogen, denn es ging ein tüchtiger Wind. Nach der Hurtigkeit zu urtheilen, mit welcher die weißen Segel auf der Wasserfläche wie Federn oder Schneeflocken dahinweheten, mußte er sehr stark sein. Küstenfahrer, die von der Rhede aus die Hafenbucht besuchten, verschwanden plötzlich für eine Weile, bis sie durch die Entfernung zur Größe von Seevögeln herabgebracht, sich wieder zeigten und leise auf der spiegelglatten Fläche der kleinen Bucht dahinglitten, dann ihre kleinen weißen Segel einzogen und auf dem Ankerplatze, Barquediera genannt, sich fest legten.

Jetzt schlug Herr Duquesné einen andern Weg ein und die Reisegenossen hatten sich nun auf demselben herrlicher Ansichten zu erfreuen. Um gegen die Strahlen

der untergehenden Sonne geschützt zu sein, verzehrten sie, als sie am Abend nach Hause zurückgekehrt waren, ihr Mahl auf der östlichen Seite des Hauses, unter den Pfeilern. Das Wasser aus dem Becken inmitten des oben beschriebenen Hofraums ward zu ihnen her durch einen in den Fels gehauenen Canal geleitet, an dessen Rande üppiger Lotos wuchs. Sie hatten gegessen und der goldene Lufthimmel über ihnen schmückte sich mit funkelnden Sternen, während die unsehlbaren Verkünder des Abends, die lästigen Mosquitos, sie umschwärmten. Die schönen Wasserlilien falteten ihre Silberblätter zusammen, ehe sie sich auf ihrem wogenden Pfühle zur Ruhe begaben und eine Blume nach der andern senkte sich nun für die Nacht unter die Oberfläche des Wassers. Plötzlich aber tauchten viele von ihnen wieder auf; der Wasserstrudel im Becken ward immer schwächer, endlich verschwand das Wasser mit einem gurgelnden Getös und ließ das Becken so trocken, daß die Fische in letzterem wie Silberplatten auf dem grünen Grunde von Wasserpflanzen lagen. Plötzlich aber füllte das Becken sich wieder, wie es sich vorher geleert hatte, auf dieselbe unerklärbare geheimnißvolle Weise und mit demselben Gurgeln.

»Was war das?« rief Benjie, der mit Richard an der Quelle gestanden und dem Kleinen die Fische im Becken hatte sehen lassen.

Auch Duquesné und dessen Verwalter traten herzu.

Mancherlei Vermuthungen wurden ausgesprochen über dieses seltsame Phänomen. Da verschwand, wie vorhin, das Wasser nochmals. Jetzt hörte man zu gleicher Zeit, so lange das Becken trocken lag, ganz deutlich im Innern der Erde ein dumpfes, dem Widerhall einer fernen Kanonade ähnliches Rollen.

»Ich müßte mich sehr irren,« sprach Herr Duquesné ernst, wenn das nicht nach so langer Hitze und Dürre der Vorbote eines Erdbebens wäre. Gott gebe, daß es ohne große Zerstörung vorübergeht.«

Der nächste Tag war zu einem Ritt nach der schönen bereits erwähnten Hafenbucht bestimmt. Seit Wochen schon war das Wetter, selbst für dieses Klima, ungewöhnlich heiß gewesen und der Erdboden zeigte sich durch die anhaltende Dürre versengt und aufgeborsten. An einigen Stellen waren die Risse oft Fuß breit und viele Ellen tief und das Laub hatte eine europäische, herbstgelbe Färbung angenommen. Während der Zeit hatte man heftige Erdstöße verspürt, die allgemach an Stärke und Dauer zunahmen und es ließ sich diesen Umständen gar wohl das Verschwinden und Wiederkehren des Wassers im Becken zuschreiben.

An dem heutigen Tage war kein Wölkchen am Himmel zu sehen. Ueber Land und Wasser hing ein blauer, heißer, blendender Dunst und alle Gegenstände zitterten im Lichte, als stiege aus Erde und Meer ein dünner, glühender Qualm hervor. Die Sonnenscheibe

wieß ſich röthlich und wie vergrößert, die gewohnte Seebrieſe blieb aus und ringsum herrſchte Stille. Das Vieh hatte ſich an das kleine Gewäſſer begeben, wo es regungslos, wie von der Hitze bewältigt, widerkäuend lag. Kein Vogel hüpfte auf den Zweigen der Bäume, ſogar die Eidechſen rührten ſich nicht.

Von der Höhe der Waldſchlucht her hatte man ſchon Vormittags ein unerklärbares Geräuſch vernommen; einigemal braußete es jetzt über die Köpfe der Reiſenden weg, wie wenn der Wind durch Bäume raſſelt. Dennoch regte ſich kein Lüftchen. Ein anderes mal hörte man unterirdiſches Rauſchen und Rollen, das anfänglich fernem Donner glich, dann aber ſich in deutlich von einander abgeſonderten Schlägen kund gab. Hierauf folgte ein Ziſchen oder Sauſen in den Lüften, das jedoch von dem vorhinerwähnten Ziſchen oder Sauſen durchaus verſchieden war. Das erſchreckendſte Getös aber ward durch das Geſchrei eines Kranichs abgegeben, das ſich von Zeit zu Zeit, einem ſchmetternden Trompetentone ähnlich, vernehmen ließ. Alle dieſe ſeltſamen Töne und Vorzeichen waren während des Vormittags bemerkt worden, ſo daß Herr Duquesné daraus auf einen bevorſtehenden Orkan, der Plantagenverwalter dagegen auf ein nahes Erdbeben ſchloß. Inzwiſchen dauerte, ohne daß ſich weiter ein Ergebniß zeigte, während des Tages die allgemein herrſchende Stille fort.

Als ſich die Sonne zum Untergang neigte, ſprach

Herr Duquesné zu seinen Begleitern: »Kommen Sie, wir wollen jetzt zur Hafenbucht hinab; dort wird die Luft frischer sein, als hier.«

Als man nun das östliche Vorland der Bucht erreicht hatte, war die Sonne ihrem Untergang nahe und färbte das ruhige Meer, so weit das Auge reichte, mit blauschillerndem Purpur. Die Sterne schienen größer zu sein, als sonst und einige von ihnen waren mit leichten Dunstkreisen umringt. Als der Abendstern, die prächtige Venus, am östlichen Himmel heraufstieg, glich er einem kleinen Monde.

Die Reiter ritten einen im Zickzack laufenden, in den Felsen gehauenen Weg hinab, bis sie an die schöne weiße Bucht gelangten, welche hoch droben der Gegenstand ihrer Bewunderung gewesen war. In langen, purpurfarbenen Wellen rollte der Meeresschwall von der Höhe zum Ufer heran und tönte da, wo er am felsigen Cap sich brach, wie das Getös in einer nicht allzu entfernten Stadt. In der Bucht war alles still und die Wasserfläche in derselben klar und glatt, wie ein Spiegel.

Obschon die Sonne noch sichtbar war, hatte doch auf der gegenüberliegenden Seite des Ankerplatzes der hier etwa eine Viertelmeile breit sein mochte, sich alles in dichten Schatten gehüllt und die Bäume und Büsche spiegelten sich in scharfen Umrissen in der Fluth ab. Auf der Buchtseite, auf welcher sich die Reiter befanden,

war am obern Ende ein kleines hölzernes Werft in die See hinausgeführt, d. i. ein Balkengerüſt, auf welchem Schiffe gebaut werden. An dem Werft lag eine Schaluppe, deren aufgehißte Segel bei der herrſchenden Windſtille ſchlaff herabhingen. Auf dem Werfte ſchritt ein einziger Neger auf und ab und rauchte. In dem ſtillen Waſſer war ſein Schatten ſo ſcharf abgezeichnet, als wäre darin ein Doppelgänger von ihm zu ſehen. Mitten in der Bucht ankerte ein großer, ſchwer betakelter, dem Anſchein nach bewaffneter Schooner, auf deſſen Verdeck man bald geſchäftig ward, zwei Böte auszuſetzen.

»Was iſt das für ein Schiff?« fragte Benjie.

»Es iſt ein Spanier, der Kaffee laden will;« entgegnete Herr Duquesné und ſetzte lächelnd hinzu: »Vielleicht hat er eine Ladung Sclaven hierher gebracht.«

Plötzlich rief eine Stimme unferne von dem Platze, woſelbſt ſich unſere Freunde befanden, zum Schooner hinüber: »Eilet, mich abzuholen, denn das Wetter kommt mir ſehr drohend vor.«

Das Boot kam allgemach heran und neben den Felſen unter den Bäumen hervor kam eine hohe Geſtalt in der Kleidung eines ſpaniſchen Seemannes. Ihr folgte ein Mann in langer, ſchwarzer, faltiger Tracht. Beide begrüßten unſere Freunde. Herr Duquesné erkannte den Schiffer. Er war Bürger von Havanna und beſchäftigte ſich allerdings, wie er vorher ſchon richtig angegeben hatte, mit dem Sclavenhandel.

»Seit wann seid Ihr zurück, Caridad?«

»Erst seit acht Tagen, Nachbar,« erwiederte der Schiffer ernst und winkte Duquesné auf die Seite, wo er sich einige Augenblicke leise und angelegentlich mit ihm unterhielt. Dann trennten sich beide, der Spanier stieg in das Boot, woselbst der schwarzgekleidete Fremde dem Anscheine nach in Trauer und tiefe Gedanken versunken, Platz genommen hatte.

Die Matrosen schoben nun ab und Duquesné rief noch sein »Fahret wohl« hinüber. Da wendete sich der schwarzgekleidete Fremde um, und erhob das bleiche Gesicht. Er sah gedankenvoll nach Benjamin und dieser betrachtete ihn, so gut es das Zwielicht gestattete. Wie sich beider Augen begegneten, ergriff jeden eine dunkle Ahnung. Benjamin dachte: »Dieses Gesicht ist mir bekannt; irgendwo habe ich diese Züge schon gesehen — aber wo?«

Gleiche Gedanken schien auch der Fremde zu haben, denn er erhob sich, legte nachdenklich die Hand an die Stirne und schien angestrengt nachzudenken. Dann ließ er sich nieder und bedeckte das Gesicht mit dem faltigen Gewande. Jetzt erreichte das Boot den Schooner und bald war der Fremde unter Deck verschwunden.

Der Schooner warf jetzt einen zweiten Anker aus, nahm Topmaste und Raaen herunter, hißte seine Boote ein und traf noch mehrere Vorsichtsmaßregeln, um das Fahrzeug für die Nacht sicher zu legen. Man hörte

viel Geschäftigkeit, konnte aber nichts mehr sehen, weil es zu dunkel wurde.

Endlich ward alles still; die Feuerfliegen fingen nun an, unter den Bäumen zu leuchten und Duquesné machte sich mit Benjamin und den übrigen Begleitern auf den Rückweg.

»Wer war der Mann im Boote?« fragte Benjamin.

»Ich weiß es nicht,« sagte Duquesné. Caridad erkundigte sich sehr angelegentlich nach Ihnen, Brail.«

»Weßhalb?« fragte Benjamin neugierig.

»Er hat Ursache, vorsichtig zu sein und liebt es nicht immer, daß die Regierung weiß, an welchem Orte er sich mit seinem Schiffe befindet. Er ist Sclavenhändler, Schleichhändler, vielleicht zuweilen auch etwas Schlimmeres und wagt es, den Gesetzen zu trotzen, oder wenigstens, er nimmt es nicht genau damit. Deßhalb kann man ihm nicht verdenken, daß er Vorsicht gebraucht und unbekannte Leute kennen lernen will.«

»So vermuthete er, ich möchte ein Polizeiagent oder etwas dergleichen sein?« sagte Benjie lächelnd.

»Allerdings,« und überdieß bin ich selbst froh, daß ich seinen Verdacht widerlegen konnte,« rief Duquesné, »denn ich habe schon allerlei Geschäfte mit ihm gemacht, von denen nur wir beide Vortheil zogen.«

»Wie soll ich das verstehen?« fragte Benjamin neugierig.

»Nun denn, so will ich so klar, als möglich mit

Ihnen reden,« antwortete Duquesné lächelnd. »Sehen Sie, in Jamaika gibt es wohlfeile englische Fabrikate, z. Ex. Linnen, Wollenwaaren, Stahl- und Messingarbeiten, Branntweine und dergleichen Artikel. Die spanische Regierung fordert von all diesen Handelsgegenständen einen sehr hohen Zoll, den ich und Caridad nicht Lust haben, zu bezahlen.

»Nun wohl,« rief Benjie, »da müssen Sie ja diese Waaren nicht einführen.«

»Parbleu!« mit was soll ich dann handeln, Sir?« platzte Duquesné heraus. »Sehen Sie, Sir,« fuhr er dann ruhiger fort, »Caridad schafft mir diese Artikel, so viel ich deren nöthig habe, heimlich ans Land und den Eingangszoll, den wir der Regierung zahlen müßten, stecken wir ein. Verstehen Sie mich jetzt?«

»Ganz gut, Herr Duquesné,« rief Benjie lachend. »Nehmen Sie sich aber in Acht, Sir, daß die Zollwächter nichts davon inne werden, sonst dürfte Ihnen diese Schmuggelei theuer zu stehen kommen.«

»Pah!« rief Duquesné, »ich werde wohl so viel verdienen, daß ich die Strafe zahlen kann, wenn sie mich auch einmal ertappen. Ueberdieß ist Caridad klug und dabei ein rechtschaffener Bursche, wie nur einer, der eher sein Leben aufs Spiel setzt, als daß er sich erwischen ließe. Ich will Ihnen Briefe mitgeben nach Jamaika, wo Sie ihn treffen, denn er segelt zwischen heute und morgen dahin ab. Er kann Ihnen von

großem Nutzen sein, denn er kennt alle Handelsverhältnisse in Kingston und Port Royal auf das Genaueste. Auch dürfen Sie ihm getrost vertrauen, denn er ist durch und durch ein ehrlicher Mann, wenn er es auch mit dem Zoll nicht so genau nimmt.«

»Ich werde Ihnen dankbar sein, Herr Duquesné,« rief Benjie, dem es nicht unangenehm war, die Bekanntschaft des Spaniers machen zu können, erstlich um des Vortheils, und fürs andere, deßwillen, um erfahren zu können, wer jener Mann in der schwarzen Kleidung wäre.

Plötzlich hielt Benjie seinen Maulesel an, während sie am Rande der Bucht dahinritten und rief, indem er auf die See zeigte: »Ha! was ist das?«

Das Wasser in der Bucht zitterte, und der Widerschein der Sterne schwankte in demselben. Nicht lange währte es, so sprangen aus der Fluth mehrere Fische wie erschreckt hervor und bewegten in kreisenden Ringen die Wasserfläche, oder schwammen mit hervorgestreckten Köpfen hurtig zur Bucht hinaus. Aus den Büschen flogen Eulen mit heiserem Geschrei hervor und über die Wasserebene weg. Benjie glaubte, einen leisen Erdstoß zu verspüren. Wieder erhob sich ein gewaltiges Rauschen wie von fernem Winde, ganz so ein geheimnißvolles Getös, wie man es bereits am Vormittage gehört hatte, in welches sich jetzt einzelne, entferntem Kanonenfeuer gleichende Schläge mischten. Es ward deutlich, wie

ein furchtbarer Beweis von Gottes Allmacht herannahe. Die Maulthiere blieben stehen und die Reiter trieben sie nicht an; sie rührten sich nicht von der Stelle, ein unerklärbarer Zauber hielt sie wie festgebannt. Wozu hätte Flucht auch genützt? Wo hätten sie sich vor Ihm verbergen können, Dem Finsterniß wie Mittagslicht ist und dessen Allgewalt alle Räume durchdringt?

Das Wasser in der Bucht begann nun zu ebben, so daß es sich auf etwa zwanzig Schritte vom Ufer zurückzog und an diesem eine breite, weiße Sandfläche da zeigte, wo vorher nur ein schmaler Kieselstreifen sichtbar gewesen war. Augenblicklich jedoch braußete die Fluth unter mehr denn zehn Fuß hohem Aufwallen der schäumenden Wogen so donnernd gegen das Felsgestade, als würde sie vom entsetzlichsten Sturmwinde gepeitscht. Fast in demselben Augenblicke ward von dem großen Felsen über ihnen eine Steinmasse losgerissen, die mit donnerndem Getös und mit stets wachsender Geschwindigkeit und Weite ihres Herabspringens, niederstürzte daß man sie deutlich zwischen Thal und dem Lufthimmel gewahrte. Sie rollte auf Pistolenschußweite in das Meer, und konnte einem unter zischendem Aufschäumen verlöschenden Feuerbrande verglichen werden. Ueberall von der Höhe fielen dürre Bäume, Sand, und Erdschollen herab und von den Bäumen ward der Thau wie ein Diamantenschauer geschüttelt. Die Mannschaft auf dem Schooner schrie laut, Vögel kreischten, Thiere

heulten, die Mauleſel bäumten ſich, als unter ihren Füßen der Erdboden bebte, und ihr Angſtgeſchrei war durchaus nicht mit Tönen zu vergleichen, wie man ſie ſonſt wohl von vierfüßigen Kreaturen hört. Die Schaluppe am Werfte ward auf einer Schnellwoge bergehoch gehoben und dann auf den Strand geſchleudert, und der Schooner, der anfänglich bei der plötzlichen und toſenden Ebbe Anker geſchleppt hatte, ward jetzt mit ſo entſetzlicher Heftigkeit gegen das Werft getrieben, daß Benjie glaubte, er würde an dieſem ſcheitern müſſen. Allein die zurücktoſende Brandung nahm ihn mit, ſo daß er in der nächſten Minute zur Bucht hinaustrieb. Seine beiden Ankertaue waren geriſſen.

Duquesné eilte jetzt mit ſeinen Begleitern nach Hauſe, wo er alles in großer Verwirrung fand. Die Mauern und Giebelſparren krachten an mehreren Stellen und durch das Einſinken der erſteren wurden zwei Fenſterrahmen aus ihren Fugen gezogen. Die Feldneger kamen voll Schrecken herbeigerannt, während die Hausdienerſchaft nicht minder geängſtigt war. Inmitten all' dieſes Wirrwars ſprang der ſchöne Waſſerſtrahl ziſchend und plätſchernd aus dem Felsboden hervor und beſpritzte das Laub umher ſo freudig, als ob er nimmer durch irgend Etwas geſtört geweſen wäre.

So endigte der Beſuch auf der Kaffeeplantage des Herrn Duquesné. Am folgenden Morgen kehrte er mit ſeinem Gaſte Benjie und dem kleinen Richard wieder

nach der Havanna zurück. Wir haben nun unsern lieben Lesern, ehe wir mit unserm Benjie und seinem kleinen Pflegling Richard Phantom gänzlich aus diesem wunderbaren Lande scheiden, zum Schluß dieses Kapitels noch eine kurze Beschreibung der großen schönen Insel Cuba*) zu geben.

Cuba, von Columbus bei seiner ersten Reise 1492 entdeckt, und für ein Continent angesehen, ist zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Grade nördlicher Breite gelegen. In dieser Richtung ist diese Insel indeß nur schmal, nur an einem einzigen Ort hält sie von Norden nach Süden einige 40 Seemeilen. Bei den übrigen hingegen schmälert sie sich bald mehr bald minder im Westen zu wenigen Meilen.

Der Länge nach, nämlich von Osten nach Westen, ist dagegen ihre Erstreckung sehr bedeutend. Sie nimmt nämlich volle eilf Längengrade ein.

Ihre Gestalt ist sonderbar. Aus einem ziemlich breiten Fuße steigt gleichsam ein bogenförmiger Ast von Südosten nach Nordwesten hervor, und endigt sich in Westen beim Cap St. Antonio in eine kaum anderthalb Seemeilen schmale Spitze.

Fast die ganze Insel ist mit einer Menge kaum aufzuzählender kleiner Inselchen und Riefe eingefaßt.

---

*) Siehe Zimmermanns Erde und ihre Bewohner. Theil II.

Nur der südlichste Theil von Cuba ist davon frei. Sie liegen theils gruppenweise, theils einzeln um sie her. Nur eine derselben ist von einiger Bedeutung, nämlich die Fichten-Insel (Isla de Pinos) am südwestlichen Ende.

Die spanischen Nachrichten geben den ganzen Umfang von Cuba zu 600 spanischen Seemeilen an. Sie hat mehrere bedeutende Gebirgsketten. Eine derselben soll, den älteren Karten zufolge, der Länge der Insel nach darüber hinlaufen; auch findet sich eine Reihe von Gebirgen unweit des südlichsten Endes des hier als Fuß angenommenen Theils der Insel unfern der Küste unter dem Namen Sierras del Cobre. Aehnliche Bergreihen zeigen sich an der westlichsten Spitze.

Diese Gebirge sind nicht arm an Mineralien. In den älteren Zeiten soll man 2000 Centner Kupfer daraus erzielt haben, und alle Kanonen des Hauptforts der Havanna, El Morro, wurden davon gegossen.

Auch rühmte man damals das Gold von Cuba, und zog es selbst dem von St. Domingo vor. In unsern Zeiten ist indeß von allen diesen Minen nicht mehr die Rede; wahrscheinlich hatte der einträglichere Anbau der Stapelwaaren Westindiens diese Gruben verschüttet.

Cuba hat zwar keine bedeutenden Flüsse, wenigstens keine schiffbaren; an sonstigen Gewässern zählt man dagegen 148, hierin sind dann gleichfalls die Teiche mit eingeschlossen.

Ohne uns hier in die politische Geographie weiter einzulassen, verdient dennoch die Havanna, der Hauptort der Insel, als einer der ersten Stapelplätze von Amerika, ja der ganzen Erde, einer Erwähnung.

Alle Waaren der alten und neuen Welt, sowohl die, welche von Europa nach dem spanischen Amerika, oder von dort aus nach Europa verschifft werden sollen, müssen hier verpackt, niedergelegt und registrirt werden. Welch' ein ungeheuerer Verkehr, und wie muß nicht hierdurch der Wohlstand der Stadt und ihre Bevölkerung zunehmen!

Der Hafen ist einer der sichersten und größten, er kann gegen 1000 Fahrzeuge aller Art aufnehmen, nur sind die Kriegsschiffe wegen der Untiefen genöthigt, durch einen engeren Kanal ein- und auszulaufen. Obgleich von einer Kette von Hügeln eingefaßt, ist er indeß nicht gänzlich gegen sehr heftige Orkane geschützt.

Zur Vertheidigung dieses wichtigsten Handelsplatzes des spanischen Amerika dienen besonders zwei Forts: das Castel El Morro, (man sieht dieß zuerst bei der Ankunft,) und das nur erst nach der Einnahme der Havanna durch die Engländer 1763 erbauete Fort Don Carlos de la Cavana. Diesen folgt noch eine bedeutende Anzahl kleinerer festen Schlösser, womit die Hügel, welche die Stadt umgeben, besetzt sind. Dieß gibt der Havanna für den ankommenden Reisenden einen reizenden Anblick.

Die Stadt liegt an der Westseite des Hafens, und berührt hinterwärts die beiden Arme des Flusses Lagida. Die Häuser sind übrigens größtentheils nur niedrig, die Strassen jetzt bis auf die Vorstadt gepflastert. Sie hält außer einer Menge Klöster und prächtiger Kirchen, den Palast des Generalkapitains, ein großes Hospital, welches 12000 Stück von Achten Einnahme hat, das See-Arsenal, und viele große zum Schiffbau gehörende Magazine. Vorzüglich ist die Faktorei oder Fabrik des so berühmten Tabacks zu bemerken; ihre Erbauung und ganze Einrichtung kostete dem König 200,000 Piaster.

Ein Hauptmangel der Stadt ist gutes Trinkwasser. Man hilft ihm durch Cisternen einigermaßen ab.

Die Anzahl der Einwohner muß wahrscheinlich über 30,000 betragen, da bereits für Baracoa, die älteste, aber jetzt nur dem Range nach, die zweite Stadt, diese Summe angegeben ist.

So wie überhaupt die bedeutenden Städte Westindiens, setzt die sonderbare Mischung der Neger, Mulatten und Weißen auf den Strassen den Ankommenden in Verwunderung. Die Weißen zeigen sich nur selten zu Fuß. Zum Kirchgange oder bei vorkommenden Gelegenheiten sind sie verhüllt. Die Neger und Mulatten tragen Strohhüte, grobe Hemden und weite Beinkleider.

Noch seltener sieht man bei Tage Frauenzimmer von Stande.

Die Kultur ist hier noch weit zurück. Die Universität und viele der Erziehungsanstalten sind in den Händen der Dominikaner; indeß haben auch einige andere Orden Lehranstalten errichtet. Hier besteht auch jetzt eine patriotische Gesellschaft, welche zugleich wöchentlich zweimal eine Volksschrift bekannt macht.

Auch die Vergnügungen der Einwohner verdienen kein großes Lob. Sie bestehen in Stier- und Hahnengefechten, und herumziehenden Comödianten und Gauklern, denn das stehende Theater ist von hier nach Mexiko gewandert.

Seit der gänzlichen Abtretung von St. Domingo an Frankreich ist gleichfalls der oberste Gerichtshof oder vielmehr das Appellationsgericht hieher verlegt.

Das Innere der Insel Cuba hat große Strecken Waldung, ist wenig bekannt, und wird wenig besucht. Man findet daher keine Gasthöfe, und hängt lediglich von der Gastfreundschaft der wirklich gutmüthigen Bewohner ab.

Außer der Havanna und Barakoa ist St. Jago, die vormalige Hauptstadt, zugleich der Sitz des Bischofs, noch jetzt die wichtigste. Sie soll auf 20,000 Menschen enthalten. Puerto del Principe wird auf 30,000 angegeben.

So wenig vortheilhaft dieß Bild von dieser großen fruchtbaren Insel auch wirklich ist, so zeigt sich dennoch auch hier das Fortschreiten zum Besseren. Sowohl der

Anbau als der Handel und die Künſte, freilich dann auch der Luxus, ſind im Steigen, und die Ausfuhren haben ſich, ſo wie die Population, beſonders in den letzteren Zeiten ſehr gehoben.

Raynal gab vormals die geſammte Volkszahl nur zu 276,000 Köpfen an; jetzt ſoll ſie 500,000 betragen. Sind hierunter indeß wirklich nur 28,766 Neger, ſo ſcheint dieſe Angabe deßhalb übertrieben, weil die Zahl der Schwarzen gewöhnlich in Weſtindiens Kolonien bei weitem die der Weißen und der Mulatten überſteigt.

Der Werth der auf Cuba angebaueten Stapelwaaren hat ſich beſonders in den letztern Jahren des verfloſſenen Jahrhunderts beträchtlich vermehrt.

Merkwürdig iſt es, daß die nur erſt 1764 von einigen Anſiedlern aus Florida herüber geführten Bienen ſich ſo erſtaunlich vermehrt haben, daß bereits 1794 auf 20,000 Aroben Wachs (zu 25 Pf.) ausgeführt wurden.

Sechstes Kapitel.

Benjie reist mit seinen Begleitern nach Jamaika. Das brennende Schiff. Unnöthige Furcht. Ankunft in Jamaika. Die Ballohoo wird aus dem Hafen entführt, Kampf mit den Piraten. Benjie reist zu seinem Onkel Peter Brail. Caridad. Richard findet seine Aeltern wieder. Schluß.

Nach herzlichem Abschied von Herrn Duquesné und dessen gütiger Gattin, deren liebevoller Aufnahme und gütiger Pflege Benjamin Brail so viel verdankte, ging er mit Quacko, der das Gepäck schon besorgt hatte und den kleinen Richard auf dem Arme trug, an Bord der Brig Ballohoo, um auf derselben die Ueberfahrt nach Jamaika zu machen. Die Reisenden betraten das Verdeck, als die Nacht bereits eingebrochen war. Man bereitete alles zur Abfahrt vor, die in aller Frühe des andern Tages stattfinden sollte. Die aus Negern, Farbigen, und dann aus Engländern und Spaniern bestehende Mannschaft war theils im Takelwerk, theils mit dem Unterbringen der Ladung beschäftigt. Letztere bestand in Campescheholz, einer Holzgattung, welche zum Färben benützt wird, dann in Ochsenhäuten und Taback; der Geruch der beiden letztgenannten Artikel war nichts weniger, als angenehm.

In der Kajüte traf Benjamin etwa zwölf Passagiere an, welche ihr Gepäck unterbrachten. Benjie betrachtete diese Leute mit unverhehltem Erstaunen. Sie warfen

ihre schweren Beutel voll Gold-Doublonen mit einer Sorglosigkeit umher, als wären es kleine Kornsäcke gewesen. Er hielt sie für sehr unbesonnen, daß sie so schimmernde Haufen voll ungezählter Goldstücke vor den Augen der Schiffsmannschaft darlegten; ja vor ihm selbst meinte er, hätten sie es nicht thun sollen, weil er ihnen völlig fremd war. Dabei dachte er: Wenn man in England solche Haufen Geld dergestalt zur Schau bringen wollte, welch' ein gemähetes Wieschen (welch' eine gute Gelegenheit, zu stehlen) für die Diebe! Sein Erstaunen aber erreichte den höchsten Gipfel, als er das Vertrauen bemerkte, welches diese Handelsleute in ihre Negerbedienten setzten; er hatte sich niemals dergleichen träumen lassen.

Als später der Kapitain herunterkam, gab ihm Benjamin sein Befremden über das Benehmen der Spanier zu erkennen und fragte ihn, »ob denn nicht zu befürchten wäre, daß es diesen schwarzen Gesellen einfallen möchte, einige von den Rollen Doublonen zu stehlen, die sie in den Koffer packen sollten?«

»Mit nichten,« antwortete der Kapitain lächelnd; »jene Neger sind meistentheils Hausslaven, die höchst wahrscheinlich in der Familie ihrer Gebieter auferzogen wurden. Manche von ihnen sind sogar Milchbrüder ihrer Herren. Alle aber, die zu dieser Klasse gehören, sind unverbrüchlich treu und verdienen unbegrenztes Vertrauen. Auch ist zu bemerken und verdient, lobend an-

erkannt zu werden, daß dieſe Spanier ihr Hausgeſinde weit beſſer behandeln, als ſelbſt die Engländer. Eine ſpaniſche Familie betrachtet dieſe Sclaven als Theile ihres Hausweſens, ſo daß dieſelben nur dem Namen nach Diener ſind, auch beſſer gehalten werden, als ſchwarze oder weiße Dienſtboten in irgend einem Theile der Welt. Sie werden nicht Sclaven, ſondern »Criados,« d. h. Diener, genannt. Das entehrende Wort »Esclavo« wird nur dann zu ihnen geſagt, wenn ſie ſich eines ſchweren Verbrechens ſchuldig machen.«

Während der Kapitain ſich mit Benjamin unterhielt, zogen ſich die fremden Herren bis auf die Hüften nackt aus, und wickelten von ihrem Oberleibe lange, dünne, darmartige Säcke ab, welche ganz mit Goldſtücken gefüllt waren, ſo daß ſie wie in einem goldenen Panzer ſteckten.

»Wie?« rief Benjie verwundert — »gehen alle zu Bette, ohne erſt ihr Abendeſſen zu verzehren?«

»Sie werden bald begreifen, warum ſich dieſe Herren auskleiden. Es iſt nämlich hier verboten, gemünztes Geld auszuführen. Bemerken Sie jetzt, wie ſinnreich die Spanier ihre Zollverordnungen zu umgehen wiſſen? Sehen Sie darin zu gleicher Zeit auch einen Beweis von dem Vertrauen, welches ſie in ihre Hausſclaven ſetzen. Während ſie ſchmuggeln und die Zollwächter betrügen, verlaſſen ſie ſich feſt auf die Ehrlichkeit ihrer Diener.«

Unter lautem Gelächter, daß man die »piés de gallo,« die Hahnbeine (Spitzname der Zollwächter) so trefflich angeführt hatte, packte man das Gold auf die Seite, und fuhr wieder in die Kleider. Hierauf wurden die Neger ebenfalls entkleidet und ähnliche goldene Hülsen diesen armen Burschen abgenommen. Alles dieses geschah, während die Kajüte voll Menschen war, bei einer Hitze von 95° Fahrenheit, während mehrere Lampen brannten und alle jene Leute heißen Punsch oder Grog verzehrten und dabei die trefflichen Havanna-Cigarren duften ließen. Benjie konnte es jetzt nicht mehr aushalten und zog sich in sein Gemach zurück, um dort die Ruhe zu suchen. Er fing so eben an, einzuschlummern, als seine spanischen Reisegenossen, vom Punsch begeistert, aus voller Kehle das Volkslied »A la guerra Espannoles,« (In den Krieg, Spanier) anstimmten, mit Händen und Füßen trommelten, mit den Messerrücken den Takt dazu an den Gläsern schlugen und überhaupt einen wahren Höllenlärm anfingen. Darüber ward der kleine Richard wach, begann zu weinen, rief nach Vater und Mutter und war nur schwer zu beruhigen. Alles das machte Benjie sehr unwillig; er fluchte auf die Schreier, entschlief aber endlich trotz des Spektakels, der in der Kajüte vollführt wurde.

Als er am folgenden Morgen auf das Verdeck kam, war das Schiff schon auf hohe See gelangt. Der Wind ließ nach; bei höher steigender Sonne entwickelte sich

eine fürchterliche Hitze, während das Schiff von der Strömung stark nordwärts nach der Küste von Florida, einem der nordamerikanischen Freistaaten, getrieben wurde. Benjie freute sich über die Ordnung, welche im Vergleich mit der gestrigen Verwirrung oben herrschte. Die Brig war ein niedriges, längliches Fahrzeug mit hohen und sehr starken Bollwerken, für sechszehn Kanonen eingerichtet, jedoch nur mit sechs Zwölfpfünder-Karronaden ausgerüstet. Der Kapitain versicherte unserm Benjamin, sein Schiff sei ein vortrefflicher Segler und Benjie fand auch, daß er wahr gesprochen hatte.

Drei langweilige Tage verschlichen. Immer hatte man die Küste von Florida im Gesichte, ohne vom Platz kommen zu können. Endlich aber trat ein tüchtiger Ostwind ein und setzte das Schiff in den Stand, die Strömung zu überwältigen.

In der vierten Nacht seit der Abfahrt von Havanna war wiederum fast Windstille eingetreten, so daß die Segel bereits anfingen, an die Maste zu klappen. Es war kein Mondschein, aber helles Sternenlicht. Benjie stand auf dem Verdecke und sah dem Spiele großer Fische in der schimmernden Meerfluth zu, als der Kapitain bemerkte, daß nordwestwärts ein schwacher Feuerschein zu sehen war. Jedoch konnte man nichts Deutliches wahrnehmen. »Der Schein nimmt zu,« sagte der Kapitain, nachdem er durch sein Nachtfernrohr hinübergeblickt hatte. Benjamin lugte (sah) jetzt eben-

falls hinüber, und beobachtete die Erscheinung. Dorthin lag die Küste von Florida und er sprach deßhalb seine Meinung dahin aus, »daß es am Lande brennen müsse.«

»Keineswegs,« antwortete der Kapitain, »vielmehr dünkt es mich, daß es auf der See brennt. Wir werden es inzwischen bald erfahren, denn es erhebt sich eine Briese.«

Nachdem eine Stunde lange gesegelt worden war, lullte der Wind sich wieder ein; doch war die Brig nahe genug hinzugekommen, nm deutlich zu erkennen, daß der Feuerschein von einem brennenden Schiffe herrühre. Es war etwa drei Uhr des Morgens. Benjie bat den Kapitain, dem Feuer zuzusteuern, um der Mannschaft jede mögliche Hilfe zu leisten.

»Fürchten Sie nichts für die Mannschaft,« entgegnete dieser; »wenn das Schiff durch Zufall in Brand gerieth, denn die Leute sind dem Lande nahe und können vor diesem leichten Winde sogar bis in die Floridariffe das Fahrzeug auf den Strand setzen oder sich in ihren Booten retten. Ich fürchte aber, das Schiff ist von einem Piraten ausgeleert und in Brand gesteckt worden. Inzwischen will ich bis Tagesanbruch meinen Steuerstrich festhalten und wir werden dann im Stande sein, zu erkennen, was um uns her vorgeht.«

Gegen Sonnenaufgang färbte die hellgelbe Flamme sich hochroth; allmählig verschwand das Carmoisin der

oberen Wolken, der Morgen tagte und das Feuer ward unsichtbar, so daß man nur noch eine dichte Rauchsäule wahrnahm, die langsam emporwallte. Das brennende Schiff war etwa vier Meilen weit vom Steuerbug der Brig entfernt. Dumpfrauschend kam jetzt der Wind heran, so daß man sein Braußen viel eher hörte, als er das Schiff erreichte. Ihm voran ging ein prasselnder Regenschauer; daun schoß die Brig gleich einer Seemöve vor dem Winde dahin.

Freudig rief der Kapitain: »Eine schöne, starke, feste Briese! Vor solcher Mütze voll Wind fürchte ich hier kein Fahrzeug, das kleiner, als eine Fregatte ist; also — Baumsegel und Hauptsegel angesetzt — das fliegende Jib aufgehißt! Wir wollen hinunter und sehen, was dort vorgeht, Mr. Brail, da wir Wind genug haben.«

Die Brig näherte sich rasch dem brennenden Schiffe, das noch immer unter Windstille regungslos auf der silberhellen Fluth lag, und von der aufsteigenden Rauchsäule gleichsam verschleiert wurde. Als aber letztere von dem Winde gefaßt ward und in langen Wellenstreifen vorwärts jagte, erkannte man den schwarzen Rumpf eines großen Schiffes, aus dessen Lucken noch immer Flammen hervorleckten.

So wie der verwehende Rauch sich verdünnte, sah man eine Felukke, die leewärts vom brennenden Schiffe lag und von diesem bisher verdeckt gehalten worden

war. Als man auf derselben die Brig erkannte, schlüpfte sie vom Wracke weg, indem sie hinter dem Stern ein Boot nachschleppte, was auf hoher See etwas sehr Ungewöhnliches ist. Bald nachher hißte sie ihr Boot ein, holte zu Wind und wollte der Brig folgen, als hätte sie dieselbe erkannt, und den Entschluß gefaßt, das Fahrzeug zu durchsuchen. Dem Wrack, das jetzt schon bis zum Spiegel der See abgebrannt war, konnte man keine Hilfe mehr leisten; es wurden also alle Segel angesetzt und die Brig steuerte wieder ihren rechten Kurs. In dem Augenblick erhob sich ein Theil von dem Hinterdecke des brennenden Schiffes; doch geschah dieses nicht sehr plötzlich. Dessen ungeachtet flog der rauchende Stumpf des Besahnmastes in die Luft, wie ein Speer von eines Riesen Hand geschleudert; weiße Dampfwolken quollen aus dem Schiffsrumpfe hervor, und aus deren Mitte züngelte plötzlich eine röthliche Flamme. Einen eigentlichen Knall vernahm man nicht, sondern nur ein dumpfes Kollern. Das Wrack neigte sich augenblicklich überseit und verschwand dann in einem Wirbel weißen Schaumes unter den grünen Wellen.

»Da ist ein schönes Fahrzeug zu unzeitigem Ende gekommen,« sagte der Kapitain.

»Ja wohl, ja wohl,« entgegnete Benjie, »und das schurkisch aussehende kleine Ding dort leewärts hat mit der Vernichtung desselben zu thun gehabt, oder ich irre mich gewaltig. Sehen Sie nur! Haben die Hallunken

nicht alle Segel angesetzt, um uns zu folgen und einzuholen? Würden Sie nicht wohlthun, Kapitain, zu Wind zu halten und zu versuchen, ob wir ihnen nicht enteilen könnten?«

Benjie's Rath ward befolgt und man sah bald, daß die Brig die Felukke hinter sich ließ, obwohl diese alle ihre Manöver nachmachte. »Ich muß das Ding doch näher betrachten,« sagte Benjie, indem er das Fernglas zur Hand nahm. »Bei Gott, schrie er laut, sie ist's!«

»Wer ist's?« fragte der Kapitain.

»Die Mücke!« antwortete Benjie hoch erfreut, »ja, ja, es ist die kleine nette Felukke, auf der ich so viele trübe und heitere Tage verlebte. O nun haben wir keine Ursache zur Besorgniß, denn das ist das Begleitschiff der brittischen Fregatte Gazelle. Der Commandeur ist mein Freund, Lieutenant Sprawl.«

»Gemach, junger Herr!« erwiederte der alte Kapitain, es scheint mir, daß Sie nicht wissen, wie dieses Fahrzeug von der Regierung verkauft worden ist. Ich war zu Port Royal, als es versteigert wurde. Der Unterhändler, der es erstand, könnte vielleicht kaum angeben, wer jetzt im Besitze desselben ist. Nein, nein, Mr. Brail, wir wollen uns aus dem Staube machen.— Segel angesetzt!«

»Wenn dieses Schiff nicht mehr in den Händen ehrlicher englischer Seeleute ist, sprach Benjie, so müssen

die Leute, welche daſſelbe jetzt regieren, entweder nicht die Abſicht haben, uns zu folgen, oder ſie müſſen das Schiff aus irgend einem anderen Grunde zurückhalten. Denn es mag dieſe Brig noch ſo gut ſegeln, ſo wird ſie doch von jener Felukke darin weit übertroffen. Dieſes weiß ich gewiß und aus Erfahrung!«

Die Spanier kamen jetzt herauf und betrachteten die Felukke neugierig. Benjie aber ſchaute durch das Fernrohr angeſtrengt nach dem kleinen Fahrzeuge. Jetzt reichte er dem Kapitain das Glas, indem er fragte:

»Sehen Sie nicht etwas hinter dem Stern der Felukke, wenn ſie abtreibt und wieder zu Wind kommt?«

Der Kapitain ſah lange hinüber und rief dann lebhaft, als ginge ihm plötzlich die Wahrheit der früheren Bemerkung Benjies ein: »Beim Himmel, ja; ein langes, ſchwarzes Ding ſchleppt in ihrem Kielwaſſer nach. Was kann das ſein?«

»Was es auch ſein mag, ſagte Benjie ernſt, jedenfalls ſehen Sie, daß die Felukke dieſen räthſelhaften Gegenſtand nur deßhalb nachſchleppt, um zurückzubleiben. Sobald die Felukke jenes Schleppholz fahren läßt, liegt ſie Ihnen ſeitlängs, ehe Sie ſich deſſen verſehen. Ich rathe, alles zur nachdrücklichſten Vertheidigung zu rüſten und zum Gefecht vorzubereiten, damit die Piraten eingeſchüchtert werden, ſonſt kommen ſie bei Nacht heran und es iſt um uns geſchehen.«

Der Rath war gut und wurde ſogleich befolgt.

Der Kapitain ließ Segel kürzen und die Felukke kam näher heran.

»Valgame Dios, cuanta gente haya bordo!« (Hilf Himmel, wie viele Mannschaft ist dort am Bord!) rief einer der Spanier. »O wie so viele, viele Mannschaft!« riefen nun auch die übrigen Spanier.

»Mannschaft?« entgegnete der Kapitain lachend, indem er sein Fernrohr zusammenschob. »Eine Deckladung voll Rindvieh ist's, so wahr ich kein Holländer bin. Ihr Muth ist ein weggeworfenes Ding hier, Sennores. Es ist ein Montegobuchtschiff, das eine Ladung Färbeholz und Vieh, oder »ganado,« wie Sie es nennen, führt.«

»So ist's,« sagte Benjie höchlich belustigt und nicht wenig erfreut. »Unsere kriegerischen Demonstrationen waren vollkommen unnöthig und der Kapitain mag nur seine Kanonen wieder festlegen und seinen Cours steuern.«

»Erst wollen wir doch sehen, was aus der Mannschaft geworden ist, aus jener nämlich von dem verbrannten Schiffe,« sagte der Kapitain. — »Beigelegt!«

Die Brig drehte bei und bald lag die Felukke seitwärts, so daß man recht wohl von Bord zu Bord ohne Sprachrohr sprechen konnte. Benjie betrachtete jetzt seine alte Freundin die Felukke. Ach! dort sah es jetzt nimmer so blank und hübsch aus. Das ganze Verdeck war mit einem hohen Bord umgeben und zu einer groß-

artigen Stallung eingerichtet. Sechszig Stücke Rindvieh ſtanden dort und man vernahm mitten auf der offenbaren See das Gebrüll einer Viehheerde. Das Schiff war äußerſt ſchwer beladen und ging übermäßig tief. Ueberdieß ſchwamm hinter demſelben noch ein langer ungeheuerer Floß von zugehauenem Schiffsbauholz. Der Schiffer ließ jetzt ein Boot ausſetzen und kam mit mehreren Leuten an Bord der Brig.

Aus dem Geſpräch mit dem Kapitain der Ballohoo entnahm Benjie, daß man die Seeleute von dem brennenden Schiff auf der Felukke aufgenommen und aus demſelben ſo viel Werthvolles geborgen hatte, als nur möglich. Das Feuer war ſchon am Abend zuvor ausgebrochen und man hatte die ganze Nacht gearbeitet, war aber nicht im Stande geweſen, zu löſchen. Die Felukke, welche zugleich mit dem Schooner aus der Montegobucht abgegangen war, hatte hilfreiche Hand geleiſtet und am Ende, als alle Verſuche zur Rettung vereitelt waren, die Mannſchaft an Bord genommen. Der Schiffer bat jetzt den Kapitain der Ballohoo, die Seeleute von dem verbrannten Schooner auf die Brig gehen zu laſſen, da die Felukke ohnehin ſchon gefährlich überladen war. Das zeigte ſich wirklich und der Kapitain ließ die Verunglückten ſogleich herüberbringen. Bald war die ganze Mannſchaft mit all ihren geretteten Habſeligkeiten unter Deck untergebracht.

Jetzt wurden alle Segel angeſetzt und das Schiff

lief dem erſehnten Ziele Jamaika zu. Die Felukke war jetzt erleichtert und ſegelte trotz aller Verſuche des Kapitains der Ballohoo, ſie zurückzulaſſen, wacker hinterdrein.

»Sehen Sie, Kapitain,« rief Benjie, »daß ich recht hatte, wenn ich Ihnen verſicherte, daß die Felukke ſchneller ſegelt, als es die Ballohoo zu thun vermag? Wie ſchneidet ſie vorn ein! ſo ſcharf, daß nicht die kleinſte Kräuſelwelle, kein Schaum, an ihrem Bug zu ſehen iſt. Wie behende und wie ſchnell gleitet ſie daher.«

»Es iſt wirklich ein treffliches Schiffchen!« rief der Kapitain.

Die Reiſe nach der Montegobucht ging von nun an und ohne weiteres Hinderniß vollkommen glücklich von ſtatten. Nach ſechs Tagen gelangten die Schiffe zuſammen nach der Montegobucht und warfen, als die Nacht ſich herabſenkte, im Hafen Anker.

Im Verhältniß zu dem verödeten Cuba bietet die herrliche, wohlbebauete Inſel Jamaika einen freundlichen und erquickenden Anblick dar. Dieß fühlte auch Benjamin, als er mit ſeinen Begleitern an das Land ſtieg. Vorerſt miethete er ſich in einem Gaſthofe ein, denn er hatte beſchloſſen, ſeinen Onkel Peter Brail, der im Innern der Inſel auf ſeiner Plantage lebte, brieflich von ſeiner Ankunft zu benachrichtigen und erſt ein paar Tage ſpäter zu ihm zu reiſen. Sobald daher ſein Gepäck ans Land gebracht worden war und er ſich einiger-

massen eingerichtet hatte, schrieb er und gab den Brief auf die Landpost. Den noch übrigen Theil des Tages benützte er, um bei Geschäftsfreunden seine Aufwartung zu machen. Quacko, der hier sehr genau bekannt war, erhielt Erlaubniß, seine alten Freunde und Waffengenossen aufzusuchen. Richard wurde von ihm mitgenommen, wozu Brail recht gerne seine Einwilligung gab, da der Neger den Knaben sehr lieb hatte; und gewiß, der Kleine konnte unter keiner sorgfältigeren Aufsicht stehen.

Gegen Abend fuhr Benjamin zur Ballohoo, die sehr weit vom gewöhnlichen Ankerplatz entfernt in der Bucht vor Anker lag, und stattete dem Kapitain derselben seinen Abschiedsbesuch ab. Er traf den Schiffer fast allein, denn dieser hatte die Matrosen ans Land gehen lassen, da am folgenden Tage erst mit dem Ausladen begonnen werden konnte. Benjie fragte ihn, ob er denn hier bei der geringen Mannschaft, die sich auf dem Fahrzeug befand, sicher sei? Der Kapitain lachte über diese Bedenklichkeiten des jungen Mannes.

Als es anfing, dunkel zu werden, fuhr er mit Benjie an das Land. Beide erkundigten sich bei dem Hafenwächter nach dem Schiffer Caridad aus Cuba, an den Benjie von Duquesné Briefe hatte. Allein dieser war noch nicht angekommen, wurde aber mit jedem Tage erwartet.

Da nun für heute nichts zu thun war, nahmen

beide einen Wagen und fuhren nach Kingston, um sich hier den Abend so angenehm als möglich zu belustigen. Zuerst gingen sie in das Theater, sodann in eines der trefflichen Kaffeehäuser, woselbst in dem daranstoßenden Garten Harmoniemusik stattfand. Hier verweilten sie den größten Theil der Nacht in einer aus Leuten von fast allen Nationen Europas gemischten Gesellschaft.

Etwa eine Stunde nach Mitternacht fiel von einem der äußersten Festungswerke am Hafen ein Kanonenschuß, den Benjie vernahm. Einige Offiziere, die in der Nähe saßen, wurden aufmerksam. Da jedoch nichts mehr gehört wurde, so überließen sie sich der für einen Augenblick unterbrochenen Unterhaltung wieder. Gegen Morgen wollte der Kapitain an Bord seiner Brig zurückkehren und als Benjie sich erbot, ihn zu begleiten, nahm er dieses unter der Bedingung an, daß Benjamin den übrigen Theil der Nacht auf der Brig schlafen sollte. Benjie sagte ihm dieses zu. Am Ufer angekommen, nahmen die beiden den ersten besten Küstenkahn. Nahe an dem Werfte lagen drei große Westindienfahrer, die eben ihre Ladung einnahmen und noch fast gänzlich abgetakelt waren; dicht hinter ihnen ankerte die Felukke, welche mit der Ballohoo gestern eingelaufen war. Das große, dreieckige Segel derselben war zum Trocknen aufgehängt. Jetzt gelangte der Kahn in freies Hafenwasser. Etwa tausend Schritte weit von diesem Platze lag ein Schiff mit losen Segeln. «Rudert hinter

dem Stern des großen Schiffes weg; auf der andern Seite desselben liegt meine Brig;« sagte der Kapitain zu den schwarzen Jollenführern. Das Boot schlüpfte um das bezeichnete Schiff herum, aber — keine Brig war zu sehen.

Der Schrecken und das Erstaunen des Kapitains ist nicht zu schildern. Wie verwildert stierte er umher nach allen Richtungen; endlich blieb sein Blick an einer Boye *) haften, welche auf den Wellen schaukelte. Er umklammerte das Beilegetau des Bootes, wendete sich zu Benjie herum, der nicht weniger bestürzt war und sagte:

»So wahr Gottes Himmel über mir ist, an dieser Boye lag auch meine Brig; aber sie ist fort!«

»Wohin?« rief Benjie ängstlich.

»Das ist mehr, als ich weiß;« sagte der Kapitain nach einer Pause, während welcher sein Gesicht leichenblaß wurde. Dann, als er die Neger sah, die erstaunt zuhorchten, lallte er, als fürchtete er deren Antwort: »Wo ist die Ballohoo?«

»Wo die Ballohoo, fragen Massa?« schrieen die

---

*) Boye nennt man ein Zeichen, das auf dem Wasser schwimmt und mit einem Tau an den Anker gebunden wird, damit man wissen kann, wo derselbe liegt. Die Boyen sind mit hellen Farben angestrichen, und von Holz, Kork oder von Tonnen gemacht.

Neger verwundert, daß ein Schiffskapitain sich nach seinem eigenen Fahrzeug erkundigte.

»Ja, ihr schwarzen Hallunken;« brüllte jetzt der Kapitain, als er nach Luft geschnappt hatte. »Wo ist die Ballohoo? Hier ist ihre Boye; seht ihr sie wohl!«

»Wo die Ballohoo?« schrieen die Neger voll Verwunderung, daß die ihnen widersinnig scheinende Frage nochmals wiederholt ward; »wie können mich das wissen? Schwarze Leute haben ihn gar nicht gesehen?«

Eine tiefe Stille folgte hierauf. Der arme Kapitain war durch diesen unerwarteten Unfall in einen so beklagenswerthen Zustand versetzt, daß er alles Denkens unfähig ward.

»Fassen Sie sich,« sprach Benjie, »und lassen Sie uns sehen, was wir thun können.«

Langsam erhob sich der Unglückliche im Kahne, rieb sich die Augen und hielt sich die Stirne, als wäre er aus einem erschreckenden Traume erwacht, dessen Nachwirkungen er von sich scheuchen wollte. Dann schien er die schreckliche Wirklichkeit seines Unglücks deutlich einzusehen, warf seine Jacke, sein Halstuch und seinen Hut ins Wasser und stürzte köpflings hinterdrein. Sein Vorsatz, sich ums Leben zu bringen, ward nur dadurch vereitelt, daß sich die Kahnführer ihm nachstürzten, ihn retteten und er dann durch die vereinte Kraft Benjies und der Neger im Kahn festgehalten wurde.

Benjie befahl jetzt den Negern, zum nächſtliegenden Schiffe zu rudern.

»Ja, ja, Maſſa,« antworteten die armen erſchreckten Burſche. Bald lag das Boot ſeitlängs eines großen Schiffes. Es war ein Nordamerikaner aus Quebeck. Mehrere Leute ſtanden auf dem Gangwege und hatten die ganze Scene mit angeſehen.

»Sind Sie der Steuermann dieſes Schiffes?« fragte Benjie einen ſchmucken jungen Mann, der über den Bugrand guckte, und ſauberer, als die andern gekleidet war.

Er bejahete und fragte, worin er dienen könnte.

»Ich wollte, Sie nähmen dieſen unglücklichen Mann an Bord. Ihm iſt ſehr unwohl und ich fürchte, wenn ich ihn wieder zu Land fahre, ſpringt er ins Waſſer, denn er hat es bereits einmal verſucht;« ſagte Benjie.

»Kommen Sie herauf mit ihm,« war die Antwort. In demſelben Augenblick wurde die Treppe herabgelaſſen und eingehängt.

Benjie erſuchte ſeinen unglücklichen Freund vorauszuſteigen, aber der Kapitain ſprach: »Seien Sie meinetwegen außer Sorgen, Mr. Brail, ich fühle das Sündhafte meiner Handlungsweiſe; ich vergaß, daß das Leben mehr werth iſt, als alle Güter in der Welt und daß ich theilweiſe ſelbſt Schuld an meinem Unglück bin. Weßhalb legte ich ſo ferne das Schiff vor Anker und warum blieb ich nicht an Bord? Steigen Sie nur hinauf,

ich will Ihnen folgen, vielleicht sind die Leute auf diesem Schiff im Stande, uns einige Auskunft zu geben. Nur voran, es ist jetzt vorüber und ich bin ganz gelassen.«

Es war schon ziemlich hell und der Tag brach rasch an. Benjie und der Kapitain wurden freundlich vom Steuermanne empfangen und Brail sprach zu ihm:

»Unsere Angelegenheit ist seltsam genug. Wir wünschen von Ihnen zu hören, ob Sie die Brig, die noch gestern ganz in Ihrer Nähe vor Anker lag, vielleicht heute Früh haben auslaufen sehen?«

»Allerdings, Sir,« war die Antwort. Ich bemerkte zwei Böte,« fuhr der Steuermann fort, »vermuthlich Küstenboote, die, voll von Mannschaft, von der andern Seite der Bucht zu der Brig heranruderten. Behend löseten die Bursche die Segel und setzten sie nach regelrechter Flottenmanier an. Dabei waren sie so still, daß man eine Nadel hätte fallen hören, so daß ich wohl sagen mag, ich habe noch nie eine Brig schöner unter Segel bringen sehen. Ich hatte gar keinen Begriff davon, daß es so schnell möglich sein könnte, Anker zu lichten.

»Anker lichten?« seufzte der Kapitain; »dort liegt der Anker am entzweigehauenen Kabeltau (Ankertau.) Meine Brig ist von seeräuberischen Schurken mitten aus einem englischen Hafen weggeholt worden.« Seine verbissene Wuth machte sich jetzt durch Thränen Luft; er weinte wie ein Kind.

»Ich bin noch nicht zu Ende, Sir,« fuhr der Steuer-

mann kaltblütig fort. Die Brig ging unter Segel und wollte durch die Einfahrt ohne Lootſen hinauslegen. Dieß geſchah zu ſo ungewöhnlicher Zeit, daß man im Fort Verdacht ſchöpfte und ſie anrief. Wir hörten deutlich herüber, was geſprochen wurde und wie man der Brig Befehl ertheilte, auf ihren Ankerplatz zurückzukehren oder augenblicklich beizulegen. Allein die Buccaniers ſuchten das Weite. Jetzt löſete man auf dem Fort eine Kanone und in einem Augenblick ward auf dem Wachtſchiff Alarm geſchlagen.

»Um welche Zeit war das, Sir?« fragte Benjamin.

Um Ein Uhr nach Mitternacht. Der Kapitain des Wachtſchiffes ließ Anker lichten, Segel beiſetzen, und ſteuerte zum Fort, woſelbſt man ihn von den verdächtigen Umſtänden, mit denen die Abfahrt des Schiffes verknüpft war, in Kenntniß ſetzte. Er verließ hierauf den Hafen und machte Jagd auf die Brig. Alles dieſes war noch vor zwei Uhr des Morgens geſchehen.«

»So iſt denn Hoffnung vorhanden, daß Sie Ihr Schiff wieder erhalten, Kapitain,« ſagte Benjie.

»Wollte Gott, Sie hätten recht, denn ich wäre ein ruinirter Mann, wenn es nicht der Fall wäre;« erwiederte der Kapitain.

»Wem gehört denn die Brig?« fragte der Steuermann.

»Mir, mir ganz allein,« rief der Kapitain wehmüthig, »ich bin Eigner und Schiffsführer zugleich.«

»Ah, das ist etwas anderes, Sir. Ich beklage Ihr Mißgeschick aufrichtig und hoffe, daß alles gut gehen wird.«

»Die Brig war doch versichert? *) sprach Benjie.

»Allerdings, antwortete der Kapitain;« da sie aber im Hafen war, sind die Versicherer natürlich nicht verpflichtet, dafür zu zahlen, daß sie herausgeholt ward. Zudem waren wir nach Port Royal bestimmt, und also nicht befugt, in Kingston einzulaufen, was nur wegen der Passagiere und einiger Ladungsstücke geschah.«

Während dieses Gesprächs hatten mehrere amerikanische Seeleute das Schiff verlassen und waren in einem Boote zu dem Platze gerudert, wo die Ballohoo vor Anker gelegen hatte. Es war jetzt heller Tag und die Strahlen der Sonne färbten die reinen Wellen goldig. Die Boote kehrten jetzt zurück und ein junger Mann rief: »Meine Herren, Seeraub ist nicht das Schlimmste bei der Sache, es ist ein Mord dabei begangen worden.«

»Mord? wo? wie?« rief jetzt alles durcheinander.

»Die Boote ausgesetzt,« sagte der Steuermann.

---

*) Wie es zu Lande Assekuranzen gibt, um Brandschaden zu ersetzen und das Vermögen gegen Feuersgefahr zu sichern, so kann man auch Schiffe und Schiffsladungen verassekuriren.

Einer soll hinuntergehen und den Kapitain wecken.« Ehe noch die Boote schwammen, kam der Amerikaner herauf.

»Was gibts, John?« fragte er den Steuermann.

»Das ist der Kapitain von der Brig, die aus dem Hafen weggeführt wurde,« antwortete der Angeredete. Kapitain Wallace, wir werden wohl Zeugniß ablegen müssen, Willers sagt, es sei ein Mord dabei begangen worden.«

In diesem Augenblick kamen aber schon die Boote vom Lande mit dem Custos und andern Hafenbeamten. Als diese Personen erfahren hatten, was hier während der Nacht vorgegangen war, nahmen sie den Kapitain und Benjie an Bord und fuhren hinüber, woselbst der Anker der Brig lag.

Hier trieben sich trotz der frühen Morgenstunde schon eine Anzahl Boote umher, denn die Nachricht von dem frechen Raub verbreitete sich mit Windeseile auf den vor Anker liegenden Schiffen. Als das Boot der Beamten an die Boye gelangt war, an welcher die Brig in etwa fünf Faden (30 Fuß) tiefem Wasser geankert hatte, sah man, daß die See völlig klar war. Der Grund war deutlich zu sehen, weißer Sand, ohne Meerschilf und Felsklippen. Die Sonne stand jetzt so, daß der Anker, während man doch weit von ihm entfernt war, durch das Brechen der Strahlen aufgetaucht zu sein und auf der Oberfläche zu schwimmen schien.

Das Ankertau drehte ſich dabei in der ſchwellenden Fluth, ſo daß der trügliche Schimmer im Waſſer den Anker wie ein lebendiges von einer rieſigen Seeſchlange gefaßtes Weſen zeigte. Näher zu dem Anker hingekommen, ſah man im Wogenſchwall eine dunkle Geſtalt von der Größe eines Menſchen treiben, in der man bald die Leiche eines Seemannes erkannte, die auf halber Höhe zwiſchen Grund und Oberfläche ſchwamm.

»Er iſt, während ich Ihnen die Nachricht brachte, ins Treiben gekommen,« ſagte der junge Menſch vom Quebeckſchiff, der auch wieder mit herübergefahren war — ſehen Sie nur.«

In dieſem Augenblick trieb die Leiche mehrere Waſſerblaſen auf, als ſei mit ihr eine chemiſche Zerſetzung vorgegangen; dann ſtieg ſie ſchnell aufwärts und ſchwamm oben auf der Fluth und — mit Entſetzen erkannte man, daß ihr die Gurgel von Ohr zu Ohr abgeſchnitten war.

»Allmächtiger Gott!« rief der Kapitain der »Ballhoo«, — während der Leichnam aus dem Waſſer gehoben wurde — es iſt mein Schwager, er war Steuermann auf meinem Schiffe. Er wollte die Frühwache haben; ſie iſt ihm fürchterlich genug worden.

In demſelben Moment erhob ſich in der Entfernung von einigen Meilen eine Canonade. Alle Anweſenden horchten erſtaunt dieſem ſeltſamen und ungewöhnlichen Geräuſch. Der Telegraph auf dem Thurme des äußerſten Vorwerkes begann, ſich zu regen. Sogleich nachher

wurde einer Corvette, die am Werft lag, der Befehl zum Auslaufen signalisirt. Als der Custos das bemerkte, ließ er dahinrudern und bat um Aufnahme für den Kapitain der Ballohoo. Sogleich wurde dieses gestattet und auch Benjie der seinen unglücklichen Freund nicht verlassen wollte, ging mit an Bord. Der Anker war gehoben und die schnellsegelnde Corvette — ein Schiff von 16 Kanonen, — lief aus dem Hafen aus. Wir folgen diesem Schiffe; es wird uns zum Kampfplatze führen.

Etwa drei Meilen von Kingston entfernt liegt eine kleine Inselgruppe an Jamaikas Küste, die Schildkröteninseln genannt. Diese Eilande sind unbewohnt, mit einer dichten Waldung von Cocospalmen bedeckt und zwischen ihnen, so wie insbesondere zwischen dem Inselland von Jamaika finden sich tiefe, aber von Riffen und gefährlichen Felsbänken starrende Canäle, die in eine verborgene Bucht führen. In der neueren Zeit wird diese unheimliche Gegend fleißig von den Wachtschiffen der Regierung durchsucht und das Land von Militär durchstreift, denn hier hatten die Buccaniers von jeher einen willkommenen Schlupfwinkel gefunden. Als daher die Corvette die offene See erreicht hatte, richtete sie ihren Lauf nach diesem Küstenpunkte. Das Toben des Geschützes und der Pulverdampf zeigten deutlich genug, daß dieser Ort der Kampfplatz war. Alle Segel wurden beigesetzt und mit überraschender Schnelligkeit näherte sich die Corvette dem Schlachtplatze.

Der mitgenommene Lootse stieg jetzt bis fast auf die Spitze des Bugspriets, legte sich dort nieder und sah mit unverwandtem Blick in das Meer nieder. Das Seewasser ist nämlich in Westindien so klar, daß man bis zu einer großen Tiefe hinab den Grund und selbst die Beschaffenheit desselben erkennen kann. Mit dem Sprachrohr schrie er sodann dem Steuermann zu, wie er das Schiff führen sollte. Mittelst dieses Manövers gelangte die Corvette durch eine äußerst gefährliche Klippenreihe wieder in tiefes Wasser und so an den Eingang der Bucht. Kanonendonner und Kampfgeschrei tönte den Engländern aus derselben entgegen.

Plötzlich öffnete sich dieselbe und es zeigten sich nun drei Schiffe, welche gegen ein einziges englisches Kriegsschiff in Kampf begriffen waren. Schreiend zeigte der Kapitain der Ballohoo auf sein ihm entführtes Fahrzeug. Die Brig lag seitwärts, zwischen einem großen Schooner und dem Lande. Nur wenige Seeleute waren auf dem Verdeck zu sehen.

Sogleich ließ der Kapitain der Corvette ein Boot aussetzen, mit sechszehn Matrosen bemannen und gab dem Kapitain der Ballohoo und Benjamin Auftrag, den Lieutenant, der dasselbe befehligen sollte, zu begleiten und zur Eroberung der Brig so viel beizutragen, als sie nur könnten.

Fast in der Mitte der Bucht lag das englische Kriegsschiff, ein schwerbewaffneter Schooner, zwischen

dem erst erwähnten Raubschooner und einer niedrigen Schluppe oder Jacht, einem kleinen, sehr scharf gebauten Schiffe, das drei Kanonen führte und mit großer Kühnheit dem Kriegsschiff gegenüber lag und dessen Feuer erwiederte. Sobald die Corvette erschien, telegraphirte sie dem Kriegsschooner den Befehl, seine gefährliche Stellung zu verlassen und sich an den Eingang der Bucht zu begeben. In dem Augenblick wurde das Manöver ausgeführt und die Corvette entlud nun ihre Breitseiten gegen die Raubschiffe. Der sehr beschädigte Schooner legte sich im Eingange der Bucht vor Anker und besetzte die beiden äußersten Landspitzen mit Booten und Mannschaft.

Das Boot, in welchem sich Benjie befand, schlich sich, begünstigt vom Dampf, der sich schwer und rollend über die Ufergelände der Bucht hinzog, zur Brig, die von Seeräubern bewacht wurde. Als es in die Nähe kam, wurde es vom wüthenden Geschrei der Buccaniers empfangen und von einer Flintensalve, welche jedoch keinen Schaden that, da sie zu eilig abgefeuert worden war. Unmittelbar hernach sprangen der Lieutenant, der Kapitain der Ballohoo, Benjamin und die englischen Matrosen auf das Verdeck und es entspann sich ein kurzer und hitziger Kampf. Die Seeräuber mußten weichen oder wurden niedergemacht. Der Kapitain öffnete jetzt die Lucken, welche man mit eisernen Stangen verschlossen hatte und auf die zum Ueberfluß Fässer und

andere Gegenstände gewälzt waren. Da stürzten die entsetzten spanischen Kaufleute und die Matrosen hervor. Wenige Worte erklärten jetzt alles. Die Seeräuber hatten den Steuermann, der während der Nacht die Wache hatte, ermordet, einen der Matrosen, der schlafend vor der Lucke gesessen, in dieselbe hinabgestürzt, die Lucken sodann verschlossen, Segel angesetzt, den Anker gekappt und waren so ohne viele Mühe in den Besitz des Schiffes gekommen. Wäre nicht durch die Wachsamkeit der Besatzung des Forts der Raub entdeckt worden und hätte nicht der Kriegsschooner das flüchtende Schiff sogleich verfolgt, so würde dieses verloren gewesen sein, denn es war alles schon zur Abfahrt gerüstet.

Das Feuer auf dem Raubschooner, welches früher nur allein gegen die Corvette gerichtet war, wurde nun, als der Lieutenant aus den vier Karonaden der Brig gegen ihn losbrennen ließ, auch gegen die Brig gerichtet und zwar mit so gutem Erfolg, daß der Lieutenant einsah, sie würde in dieser Stellung binnen ganz kurzer Zeit in den Grund gebohrt werden. Er ließ deßhalb Segel beisetzen, den Anker einheben und steuerte die Brig nach dem Eingange der Bucht hin. Als man hier angekommen war und hinter dem Kriegsschooner Anker geworfen hatte, verließ der Lieutenant die Ballohoo und kehrte auf die Corvette zurück. Ehe er noch dort ankam, kappte die Jacht ihren Anker und lief, da sie von den schweren Kanonen der Corvette völlig zu Grunde

gerichtet war, nach dem gegenüber liegenden Ufer der Bucht. Wahrscheinlich hatten die Seeräuber die Absicht, das kleine Schiff dort auf den Strand zu setzen und sich auf das Land zu retten. Allein es gelang ihnen nicht; die Jacht sank sehr schnell und ging gerade an der tiefsten Stelle der Bucht unter.

Aus Menschlichkeit ließ jetzt der Lieutenant dorthin rudern, um die verunglückten Seeräuber im Boot aufzunehmen. Allein die meisten derselben gingen wie verzweifelte Männer zu Grunde. Zwei von ihnen tauchten wieder auf und suchten schwimmend das Ufer zu erreichen. Man rief ihnen zu, sich zu ergeben. Aber umsonst. Der eine verschwand spurlos unter den Wellen; der andere, der nicht auf den Zuruf hören wollte, sank stöhnend unter, als man ihm eine Musketenkugel durch die Schultern jagte.

Jetzt hatte die Corvette den Schooner allein zu bekämpfen und die Schlacht war nun in vollem Gange. Einige Minuten lang verhüllte der aufwallende Pulverdampf den Blicken alles, was unten vorging; man konnte nur das Abblitzen der Geschützstücke sehen; man hörte das krachende Donnern derselben und dazwischen das Musketenfeuer und Schreien der Kämpfenden. Als aber der Wind die Luft klärte, ward das Schießen der Piraten schwächer, die Corvette legte sich nun in einer vortheilhafteren Stellung vor Anker und fing an, ihren Gegner mit Kartätschen auf furchtbare Weise zu be-

schießen. Wegen des Dampfes, der die Corvette einhüllte, konnte man nicht erkennen, was auf deren Verdeck vorging. Vom Hintertheile des Raubschooners stieg aber jetzt dicker Rauch auf, bald brachen Flammen aus seinen Lucken hervor; seine Mannschaft verließ den Bord, das Feuern hörte natürlich auf und diesen Augenblick benützte die Corvette, um alle ihre Geschütze gegen das brennende Schiff zu richten. Zugleich telegraphirte sie dem Schooner, seine Seesoldaten ans Land zu bringen und dieses, dem Raubschooner gegenüber, zu besetzen.

Eine dichte, schwarze, mit rothen Glühfunken besäete Rauchsäule wirbelte jetzt aus dem Schooner hervor; bald zischten leckende Flammen durch sie hin und umzüngelten alles Masten- und Sparrenwerk des Raubschiffes, dessen nasse Segel sie erst trockneten, um auch sie alsdann verzehren zu können. In glühenden Zunderfunken fielen diese endlich von den brennenden Raaen herab, bis zuletzt auch der Wimpel erfaßt und seine Asche vom Winde verstreuet ward. Man hörte jetzt deutlich das Knistern und Prasseln des Feuers, das im Bauche des verlornen Schiffes raſete. Die Mannschaft stürzte nun in die Boote, während die Geschützstücke, von der Gluth erfaßt, losbrannten. Als der Kapitain der Corvette dieses bemerkte, setzte er seine Boote aus, und ließ die Seeräuber verfolgen. Dann lichtete die Corvette die Anker und legte mitten in der Bucht, ei-

nige Cabellängen *) von dem brennenden Schiffe entfernt, bei.

Jetzt ereignete sich auf dem Raubschooner eine schreckliche Scene, die alle Zuschauer vor Mitleid und Entsetzen fast erstarren ließ. Ein armer Schiffsjunge auf dem Raubschooner war vom Feuer ereilt worden, als er oben im Takelwerk saß, so daß er nicht mehr hatte herunterkommen können. Er stand auf dem oberen Hauptmast, hielt mit einem Arme den Top umfaßt und schwenkte mit der andern Hand flehend seine Mütze gegen die Corvette. Er mochte dem Ersticken nahe sein, wenigstens hörte man ihn nicht schreien. Das Feuer leckte jetzt zu ihm hinan; nach einigen vergeblichen Anstrengungen, noch höher hinauf zu gelangen, schlang er, ohne wohl eigentlich zu wissen, was er that, sich mit einem Tau an den Mast fest, und sank dann immer mehr und mehr zusammen, während das krampfhafte Zucken seines Kopfes und seiner Glieder immer schwächer ward. Da ergriff ihn die Flamme — sein Haar brannte, seine Kleider glimmten — noch ein augenblickliches Zucken — und dann hing er bewegungslos in dem Tau, mit welchem er sich festgebunden hatte. In diesem Augenblick erdröhnte ein fürchterliches Krachen wie der

*) Cabel, Ankertau. Die Länge eines Ankertaus beträgt 1,200 Fuß.

Ausbruch eines Vulkans. Der Raubschooner ward mit einem Gepraſſel in die Luft geſprengt, daß Meer und Erde und Himmel davon erdröhnten, während die brennenden Trümmer rings umher geſchleudert wurden. Aus dem Qualme glitt frei und ſiegreich die Corvette hervor.

So endete der Kampf mit den Raubſchiffen. Die entmuthigten Piraten, welche ſich auf die Boote begeben hatten, um ſich ans Land zu retten, wurden hier von den Seeſoldaten mit Musketenfeuer empfangen und in die Bucht zurückgetrieben. Die verzweifelnden Piraten ſahen ſich aber auch hier von den Booten umringt; viele von ihnen ſtürzten in die ſchwellende Fluth, um freiwillig ihrem Leben ein Ende zu machen. Der Reſt wurde gefangen genommen und auf der voranſegelnden Corvette nach Kingston ins Gefängniß gebracht. Die wohlverdiente Strafe für ihre Frevelthaten wurde ihnen bald nachher ohne Gnade zu Theil.

Der Kapitain der Ballohoo erhielt ſein Schiff unbeſchädigt und unberaubt wieder zurück. Auch die ſpaniſchen Kaufleute waren glücklich mit dem bloßen Schrecken davon gekommen. Er folgte in Begleitung des Schooners der Corvette, ſetzte in Kingston Paſſagiere und Ladung an das Land und begab ſich nach einem recht herzlichen Abſchiede von unſerm Benjie am folgenden Tage nach ſeinem Beſtimmungsorte Port Royal, woſelbſt er ſich bei den Gerichten legitimirte und die Unterſuchung be-

ſtand. Vorſichtiger gemacht durch ſein Unglück befuhr er noch lange die weſtindiſchen Gewäſſer, ohne weiter einen Unfall zu erleben.

Die Vernichtung der Raubſchiffe und die ſtrenge Strafe, welche die Piraten traf, jagte andern in den Antillen herumſchwärmenden Seeräubern Schrecken ein und man hörte lange nichts mehr von einem Raubanfall. Dennoch iſt der mexikaniſche Meerbuſen noch heut zu Tage gefährlich zu befahren und die Schiffe ſegeln gerne in großer Anzahl, oder begleitet und unter dem Schutze von Kriegsfahrzeugen, durch dieſe unſichern Gewäſſer.

Benjie kehrte erſt am Abend in den Gaſthof zurück und wurde von ſeinem treuen Diener Quacko und dem kleinen Richard, die beide ſeinetwegen ſehr in Angſt geweſen waren, mit lautem Freudengeſchrei empfangen. Am folgenden Morgen reiſte er mit ſeinen Begleitern in einem ſchwerbepackten Wagen nach der Plantage ſeines Onkels ab.

Nachdem er etwa zehn Meilen weit durch ein herrlich angebautes Land auf einem wohlgebahnten Wege hingefahren war, ſchlängelte die Straſſe ſich in ein dem Meere nahegelegenes Kokoswäldchen; dann ging es dicht an der Bucht hin, wo die weißſchäumende Brandung über den ſchönen weißen Sand hinſpülte und die Spuren der Wagenräder ſehr ſchnell vertilgte. Zu den Häupten der Reiſenden ſtrich pfeifend der Seewind durch die hohen Bäume, daß das lange, federartige Laub

rasselte und klapperte, als ob es Erbsen regnete. Da fiel plötzlich ein schwarzer runder Ball donnernd in die offene Chaise und sprang dann wie eine aufprallende Bombe wieder zum Wagen hinaus. Richard schrie und Benjie sprang erschrocken auf und stotterte: »Was ist das?«

»Kokosnuß, Massa;« sagte Quacko grinsend, »nur eine Kokosnuß!«

»Nur eine Kokosnuß?« wiederholte Benjie grimmig. »Dummer Schnack, wenn sie mir nun auf den Kopf gefallen wäre, oder Richard, so müßte derselbe zu Brei zermalmt sein!«

»Auf den Kopf, Massa? yes!« sagte der Neger, »aber der Nuß sein in den Wagen nur gefallen; halten einen Augenblick, ich ihn vor den kleinen Richard holen will, der Milch von Kokosnuß sein sehr gesund zu trinken.«

Bei diesen Worten sprang der schwarze Bursche aus dem Wagen, holte die Nuß, die so groß war, wie der Kopf eines ausgewachsenen Mannes und gewiß mehr als zehn Pfund wog. Dann öffnete er sie mit großer Geschicklichkeit und ließ Richard den Saft ausschlürfen, was den Kleinen sehr erquickte und ihm vortrefflich behagte.

Der Wagen fuhr dazwischen weiter und man gelangte jetzt an das Meer. Dieses bildete hier eine kleine Bucht, vor der ein langes Riff hinlief, an dessen

Außenseite sich die Brandung donnernd brach und ihren Sprudel schier bis zu dem Wagen herüberspritzte. Das bogenförmige Riff schloß ein Becken kristallklaren, grünen Seewassers ein, dessen Oberfläche sich in dunkeln Wellen kräuselte, die über einen Grund von Korallen und Seegras spielten, von denen man selbst da, wo das Wasser am tiefsten war, jedes Aestchen und Fäserchen erkennen konnte. Außer ihrer kristallenen Klarheit haben die westindischen Gewässer auch die angenehme Eigenthümlichkeit, daß sie in beständiger Bewegung sind, keinen Schlamm zurücklassen, und also keine Morastwege erzeugen. Hielt man das Gesicht dicht über die Fluth, so sah man drei Klafter tief unten ganze Schaaren von Fischen in den lebhaftesten Farben, die, gleich Vögeln auf Baumzweigen, furchtlos von einer Koralle zur andern schossen, als hielten sie sich überzeugt, vor den gefräßigen Genossen außerhalb des Riffes völlig gesichert zu sein. Da, wo das Wasser uferwärts sich verflachte, bestand der Grund aus glattem, silberweißen Kieß; das Gestade aber wieß sich von einem schönen, grünen, rasigen Rande überwachsen, und überhangen, der durch den Wellenschlag der Springfluthen, die jedoch zu keiner Zeit höher, als drei Fuß stiegen, nur in sofern unterhöhlt ward, als nöthig war, den ganzen Strand entlang eine zusammenhängende, aber brüchige Uferbank zu bilden.

Benjie war sehr erhitzt, sendete Quacko mit Richard in dem Wagen nach dem zunächstliegenden Wirths-

hause, und entkleidete sich, um in der See ein erquickendes Bad zu nehmen.

Er schwamm jetzt hinüber zu dem Riff und genoß bei demselben ein erquickendes Sturzbad, welches durch das von der Brandung aufgewirbelte Wasser, in welchem tausend Regenbogen schimmerten, über ihn herabgewirbelt ward. Als er sich zur Genüge abgekühlt hatte, kehrte er zum Ufer zurück und erreichte bald nachher zu Fuße seine Reisegenossen, die vor dem Wirthshause aus dem Wagen gestiegen waren. Nach kurzer Erfrischung wurde der Wagen wieder bestiegen.

Der Weg wurde nun weiter fortgesetzt und man gelangte an eine sehr schöne Bucht, in der mehrere Seeschiffe und eine Menge kleiner Küstenfahrzeuge vor Anker lagen. Die Umgebungen waren höchst reizend, schöner, als Benjie jemals eine Gegend gesehen hatte. Die Bucht bildete einen etwa eine Stunde breiten Halbzirkel von dem reinsten Meergewässer, das ganz wunderschön blau war und an Reinheit mit der lieblichen Farbe des Himmels wetteiferte. An den beiden Enden der Bucht befanden sich nicht sehr hohe, grüne, wohlabgerundete Hügel, deren Spitzen Palmen von ansehnlicher Höhe trugen. Das schönste Gras schmückte ihre Abhänge, und schimmerte in den Strahlen der Abendsonne smaragdfarbig. Einzelne Bäume vom schönsten Wuchs, meist ungeheuere Stämme, welche man absichtlich wegen ihrer colossalen Größe verschont zu haben schien,

schmückten die Abhänge der Hügel und das Gestade, das einen breiten, reinen Sandstreifen zeigte, über welchen die Uferwellen ruhig hinrollten, ohne sich zu kräuseln oder zu branden. Außen vor der Bucht lagen kleine Eilande in der blauen Fluth dichtbewaldet und bis an den Wasserrand mit frischem Grün überzogen, gleich ungeheueren Blumensträußen, die auf einer hellen Wasserfläche schwimmen. Etwa eine Stunde weit in das Innere des Landes, das sich amphitheatralisch, aber sehr allmählig erhob, breitete sich eine sehr große und regelmäßig angelegte Plantage aus, die von klaren Bächen bewässert wurde, welche sich auf mehreren Seiten in Cascaden über Felsen herab in das Meer stürzten. Ganz in der Mitte der Bucht, auf einem kleinen Hügel, der gartenartig terassirt war, stand ein schönes, weißangestrichenes, massives Gebäude mit grünen Läden, das Herrenhaus, während unten am Meere hübsch gruppirt, noch einige kleinere, aber immer noch ansehnliche Gebäude lagen, ohne Zweifel die Wohnungen der Aufseher, Commis, Faktoren und anderer Personen, die zum Betrieb der Plantage und der Handelsgeschäfte angestellt waren. Dort wo die Felder endigten, stieg das dichtbewaldete Gebirg in seltsam grotesken Formen auf zum Himmel. Berge und Felsen schienen aufeinander gethürmt, blau stiegen sie hinan zu jäher Höhe und die Wolken liefen eilig an ihren starren Rippen vorüber.

Als bei einer Biegung der Strasse alles dieses plötzlich vor Benjies Auge trat, wurde er tief ergriffen von der reizenden Schönheit dieser Gegend und brach unwillkührlich in einen bewundernden Ruf aus. Selbst Quacko empfand die Gewalt, welche die Majestät der Natur auf jeden, selbst den ungebildetsten Menschen übt und antwortete: »O, Massa, hier sehr, sehr schön!«

»Es ist das Paradies,« rief Benjamin, »glücklich ist der Mensch, der hier seine Tage beschließen kann, soferne auf dieser Erde ein wahres Glück und vollkommene Ruhe zu finden ist;« setzte er wehmüthig hinzu.

»Wie heißen dieser Gegend?« fragte Quacko den Fuhrmann, der hier sehr wohl bekannt zu sein schien.

»Es ist Indisch-Jersey, Herrn Peter Brails Plantage,« entgegnete der Kutscher, »der ganze Küstenstrich gehört ihm. Reicher, guter, alter Herr, diente lange als Kutscher bei ihm.«

»Reicher, guter, alter Herr!« wiederholte Benjie, »hm, das klingt nicht übel;« fuhr er murmelnd fort. »Wie kommts,« fragte er dann den Kutscher, einen hagern Mulatten, der fast so schwarz, wie ein Neger war, »daß Herr Peter Brail nicht von Negern sein Fuhrwerk besorgen ließ.«

»Die Schwarzen sind ihm zu unvorsichtig und gehen mit dem Vieh zu grausam um, deßhalb nimmt Herr Brail immer nur weiße Leute in Dienst zum Fuhrwerk.«

»Muß 'n guter Herr sein, dieser Herr Peter Brail,« sagte Benjie gedehnt, da er sich selbst um das Wohl oder Wehe seiner Pferde bekümmert.«

»Ja, Sir, das ist er auch im eigentlichen Sinne des Wortes,« antwortete der Kutscher; »dabei aber ist er ein wunderlicher Kauz, denn er hält sich gar keine Sclaven, sondern lauter freie Neger. Sie werden wohl wissen, Sir, daß in Jamaika keine Sclaven mehr eingeführt werden dürfen?«

»Nicht so ganz genau,« antwortete Benjie, der gerne mehr von seinem Onkel gehört hätte. »Auch begreife ich nicht, weßhalb Ihr sagt, er halte sich keine Sclaven, da Ihr doch auch gesagt habt, es dürften überhaupt keine Neger mehr eingeführt werden.«

»Das ist klar, Sir. Jeder Pflanzer hatte hier ehedem Sclaven, nicht so?«

»Ja, früherhin allerdings!« antwortete Benjamin.

»Nun, diese Sclaven verheiratheten sich, bekamen also Kinder, und ihre Kinder wurden wieder Sclaven, wenn sie sich nicht frei kauften, oder wenn sie nicht freigelassen wurden. Es gibt also demungeachtet in Jamaika noch Sclaven genug und wer welche haben will, kann sie auch im Lande kaufen. Nur übers Meer dürfen keine Neger mehr eingeführt werden.«

»Man sagte aber doch, daß in Jamaika, so wie überhaupt auf allen englischen Besitzungen die Sclaverei aufgehoben wäre,« wendete Benjamin ein.

»Allerdings, Sir, nur nicht die Sclaverei derjenigen Neger, welche bisher schon Sclaven waren oder als Sclaven gekauft wurden. Doch kann jeder Neger frei werden, wenn er seinem Herrn das Capital bezahlt, welches er ihm gekostet hat.«

»Findet das Letztere häufig statt?« fragte Benjie.

»Bei den jüngeren Negern wohl, bei älteren aber nicht, denn diese sind zu träg und befinden sich in ihrer sorglosen Lage zu wohl, als daß sie daran dächten, sich etwas zu ersparen, um frei zu werden, denn dann müßten sie ja für sich selbst sorgen. Es gibt also noch fast auf jeder Plantage Sclaven; nur Herr Peter Brail hält sich keine, sondern lauter freie Taglöhner.

»Wie stehts denn da mit dem Anbaue seiner Grundstücke?« fragte Benjie.

»Vortrefflich, Sir! seine Plantage soll die einträglichste in ganz Jamaika sein. Er bezahlt die Arbeiter, je nachdem sie es verdienen. Fleißige Leute gut, träge schlecht und die Faullenzer jagt er aus seinem Bezirk, oder läßt sie aus dem Lande schaffen, denn er ist Friedensrichter in der Grafschaft.«

Jetzt hatte Benjamin genug von seinem Onkel gehört, um neugierig bis zum Sterben zu sein. Deßhalb rief er dem Kutscher zu: »Fahre, Schwager, daß wir noch bei guter Zeit zu diesem Herrn kommen.«

Da es schon anfing, zu dunkeln, so ließ der Kutscher seine Pferde gehörig austraben, so daß der kleine Ri-

chard vor Freude jauchzte. Dennoch war es Nacht, als man die Plantage erreichte. Obschon es bereits spät war, herrschte hier doch noch vollkommene Rührigkeit, das Siedehaus war hell erleuchtet, Wolken weißen Dampfes zogen zu den Dachöffnungen hinaus. Die Neger, die das Feuer zu unterhalten hatten, erstickten beinahe zwischen den Haufen trockener Rohrstengel oder »trash,« wie man das nennt, aus denen der Saft schon ausgepreßt war, und sahen in ihrer Splitternacktheit wie Dämonen aus, so oft ihre schwarzen Leiber vor den gluthsprühenden Ofenmündungen sich hin und her bewegten. Ein wenig weiter hin gelangte man zu den kegelförmig bedachten Mühlen, von denen die einen durch Ochsen, die andern durch Maulthiere getrieben wurden. Das Schreien der Treiber, der Zuruf der Sieder zu den Ofenheitzern, das Krachen des Zuckerrohrs, das in den Mühlen gequetscht wurde, das Quicken und Knarren der Triebwerke selbst, das Rollen und Klappern der Wagen, das Kreischen der erhitzten Achsen, die geschmiert zu werden verlangten, und dazu das schallende Gelächter und das muntere Singen, das sich zuweilen durch diese Babeltöne hiedurch hörbar machte — alles dieses verwirrte unsern Benjamin ganz und gar.

Der Kutscher hielt am Siedehause an und fragte den diensthuenden Schreiber, einen langen, leichenhaft aussehenden jungen Mann in brauner Jacke und weißen

Hosen, der mehr als halb im Schlafe zu sein schien, ob der Aufseher zu Hause wäre. Er bejahete und der Kutscher fuhr nun nach des Letzteren Wohnung.

Im Siedehause war große Lebendigkeit, wie Benjamin im Vorbeifahren bemerken konnte. Außer der ordentlichen Wache der Siedeneger, die, jeder einen blanken kupfernen Löffel an langem Stiele in der Hand, vor den großen prasselnd kochenden Kesseln in Reihen standen, befand sich auch ein Schwarm von Negern der Pflanzung daselbst, lauter freie Leute, von denen einige sich heißes Getränk verschafften, andere an der Wand entlang saßen, wo sie bei Lampenschein ihr Nachtessen verzehrten und noch andere im heißen Dunstnebel umherschlenderten, schäckerten und lachten, als hielten sie in dem rüstig arbeitenden Zuckerhause eine Art von Negersoirée ab.

Vor des Aufsehers Hausthüre fanden die Ankommenden vier patriarchalisch aussehende Neger und eine alte, wohlanständig gekleidete Negerin. Die ersteren trugen Linnenkittel und darüber eine blaue Frießjacke und weiße Weithosen. Die Frau, die sehr anständig gekleidet war, schien der kühlen Abendluft zu genießen und mit den alten Männern ein Plauderstündchen zu halten. Die Leute standen, mit ihrem Hut in der Hand, ein Madras-Tuch um den Kopf gewickelt und stützten sich auf einen langen Stecken, der aus einem geschälten Hartholzaste gemacht war und dessen Ansatzknollen einen

fantaſtiſchen Knopf abgab. Sie waren die Unteraufſeher über die verſchiedenen Abtheilungen der Plantage und erwarteten die Befehle, was am nächſten Tage geſchehen ſollte.

Als der Aufſeher den Wagen erblickte, entließ er jene Leute und rief den Kutſcher an: »He, Thomas, Gott grüß' Dich; wen bringſt Du zu uns herüber?«

»Iſt Dein Herr zu Hauſe?« gegenfragte der Kutſcher, indem er vom Bock herab die ihm dargereichte Hand des Aufſehers ergriff und herzlich ſchüttelte.

»Treffe ich Herrn Peter Brail?« fragte Benjie neugierig, indem er den Aufſeher betrachtete.

»Guten Abend, Sir, verzeihen Sie, daß ich Sie noch nicht begrüßte,« ſagte der Mann höflich. »Herr Brail befindet ſich oben im Schloſſe. Belieben Sie nur gefälligſt, hinaufzugehen, ich werde Jemand mitſenden. Ihr Gepäck iſt in guten Händen, ich will ſelbſt dafür ſorgen, daß es unverletzt in Ihre Hände ins Schloß abgeliefert wird. »He! Wilſon« — rief er einem der vor dem Hauſe wartenden Neger zu, »führe dieſen Herrn hinauf zu Herrn Brail.«

Quacko war aus dem Wagen geſprungen und leiſtete dem Kutſcher beim Abladen hilfreiche Hand, zahlte ihn ſodann aus und ließ das Gepäck nach dem Schloß ſchaffen, wohin Benjie mit Richard an der Hand, geführt von einem der alten Neger, ſchon vorausgegangen war. Der Kutſcher blieb auf der Plantage über Nacht.

Als Benjamin an das hohe Thor in den hellerleuchteten Vorplatz gelangte, klopfte ihm das Herz und ein wehmüthiges Gefühl trieb ihm Thränen in die Augen.

Der Neger zog den Hut und zeigte auf eine offenstehende Thüre, aus der das leise Geräusch der Schreibfedern tönte und unter welcher ein hübscher junger Mensch stand, der ein Paket Briefe trug. »Wünschen Sie Herrn Brail zu sprechen?« fragte dieser den zu ihm hintretenden Benjamin. Als Benjie bejahete, öffnete er die Thüre und führte Benjamin durch das Comptoir, auf welchem mehr als zehn Commis arbeiteten, zu einem prächtig ausmöblirten Gemach. Rings herum an den Wänden standen die Kassen. An einem großen, grünschwarz polirten Tisch saß ein alter Mann, welcher ins Hauptbuch bedächtig Posten eintrug und zur Seite an Schreibtischen saßen noch zwei bejahrte Comptoir-Arbeiter, welche sich mit Geldzählen beschäftigten. Von diesem Zimmer, dessen Fenster mit Eisen vergittert waren, dessen Thüren innen eisenbeschlagen mit starken eisernen Kreuzstäben verwahrt sich zeigten, führte eine einfache Seitenthüre in ein kleines Schreibzimmer, wo nur eine einzige, mit Milchglas verdeckte Lampe stand. Hier saß ein Schiffer in spanischer Seemannstracht, den Benjie sogleich erkannte — es war Caridad, den er in der Bucht zu Cuba gesehen hatte. Der Spanier erkannte ihn auf den ersten Blick und nickte grüßend.

Neben ihm saß ein schlanker, ältlicher Herr. Er

hatte sein langes, wie grauer Flachs aussehendes Haar nach alter Sitte hinten am Kopfe mit einem silbernen Kamme befestigt. Sein Gesicht war stark geröthet, seine Augen grau und er trug eine hörnene Brille. Seine Kleidung war höchst einfach. Er trug einen hellgrautuchenen Frack, schwarze Hosen, die nur bis an das Kniee gingen und dort mit einer silbernen Schnalle befestigt waren. Hier fingen die silbergrauen Strümpfe an und an den Füßen trug er altmodische, aber sehr glänzende Schuhe mit silbernen Schnallen. Der einzige Schmuck, den dieser ehrwürdig aussehende alte Herr trug, war eine werthvolle Nadel von großen Brillanten, die an dem äußerst feinen und weißen Hemde vor der Brust steckte. Es war Herr Peter Brail, der Friedensrichter, der reichste Kaufmann in der Grafschaft.

Als Benjamin eintrat, erhob er sich und grüßte freundlich mit der Hand, während der nachfolgende Comptoirist für Benjamin einen Stuhl zurecht rückte.

Schüchtern begann Benjie: »Habe ich die Ehre, den Friedensrichter« — —

»Ich bin Peter Brail, schlechtweg, junger Mann,« sprach der Alte einfach und mit fester Stimme, »womit kann ich Ihnen dienen.«

»Sie hatten in Schottland einen Bruder,« sprach Benjie mit einer vor Rührung erstickten Stimme, — denn er glaubte den theuren verstorbenen Vater zu sehen,

so groß war die Aehnlichkeit beider Brüder, »und dessen Sohn wünschten Sie kennen zu lernen — —«

»Was —? Sie — werden — Du wirst doch nicht —?« rief der warmherzige alte Mann, indem er die Brille schnell abwischte und Benjamin näher trat.

»Ich bin Ihr Neffe, Benjie!« sagte dieser weinend vor Wehmuth und Freude.

Da öffnete der alte Herr die Arme, fiel ihm um den Hals und küßte und drückte ihn, wie ein Vater einen lieben Sohn, wenn er diesen aus weiter Ferne von gefährlicher Reise heimkehren sieht. Dann führte er unter Liebkosungen den Jüngling zum Licht, betrachtete ihn erst recht genau und rief:

»Ja, Du bists, ganz Dein seliger Vater, seine Augen, der Mund, die Stirne —« und hierauf erneuerten sich seine Liebkosungen, die Benjie unter Thränen erwiederte.

Endlich beruhigte sich der alte Herr und seine ernste Fassung, sein gemessenes Wesen kehrte wieder.

»Nimm Platz, Benjie,« rief er aus. Du bist verheirathet? — fuhr er sodann fort, indem er auf Richard deutete, der neben Benjamin stand und den alten Herrn neugierig betrachtete — »warum hast Du mir das nicht geschrieben?« fügte er mit merklichem Vorwurf im Ton der Stimme hinzu.

»Verzeihung, Onkel, ich bin nicht verheirathet; dieses arme Kind retteten wir von einem Schiffe, das in der

Nähe der afrikaniſchen Küſte unterging! Ich nahm mich des armen Kleinen an, weil ich ſeine Aeltern auf jenem untergegangenen Schiff kannte und weil er ein ſo lieblicher, kleiner Burſche iſt. Er heißt Richard.«

Bei dieſer Erklärung horchte Caridad neugierig und betrachtete den Kleinen.

»So? das gefällt mir von Dir, Benjie. Aber Deine Erzählung, Benjamin, erinnert mich wieder, daß wir nicht allein ſind. Verzeiht, Caridad und habt die Gefälligkeit, Eure Geſchichte zu vollenden. Setz' Dich, Benjamin, und habe Geduld. Später gehört meine Zeit ganz allein Dir und Deinem kleinen Pflegling.«

»Wir ſahen die drei Schiffe, Sir« fuhr der Spanier fort. Es waren dieſelben eine Fregatte, eine Felukke und ein großes Handelsſchiff. Doch ich nahm alles ab, was ihre Aufmerkſamkeit erregen konnte und hielt mich mit aller Macht ferne von ihnen. Der Sturm tobte jetzt immer wilder und ich bemerkte, daß auf dem Handelsſchiff Feuer ausgebrochen war.«

»Wann und wo war das, Sennor Caridad?« fragte Benjamin erbleichend.

»Genau vor drei Monaten, Sir, an der afrikaniſchen Küſte am Bonnyſtrom,« entgegnete der Spanier und fuhr dann fort: »Die beiden Kriegsſchiffe legten jetzt weg von dem Kauffahrer, dem ſie nimmer zu helfen vermochten. Sennor, ich ſah, wie das große Schiff ſchrecklich zu Grunde ging; es war ein gräßlicher An-

blick. Doch es war für uns ein Glück, denn wir lagen jetzt keine dreißig Kabellängen mehr von den Engländern entfernt. Mein Schiff wäre verloren gewesen, wenn ihre Aufmerksamkeit nicht durch den Untergang des Kauffahrers von uns abgelenkt worden wäre. Gleich hernach ließ der Sturm nach, die beiden Schiffe setzten Segel bei und nahmen ihren Kurs nach Westindien. Als wir zu dem Platze gelangten, wo das Schiff untergegangen war, entdeckten wir mit Entsetzen in der schäumenden Fluth ein umgestürztes Boot, oder etwas dergleichen, an dem zwei Menschen hingen, die jeden Augenblick von dem Sprühwasser untergetaucht und überschäumt wurden. Wir warfen ihnen ein Tau zu und es gelang uns, sie zu retten. Es war ein junger Mann, der seine Gattin an sich festgebunden hatte. Dieses Sir, sind die Leute, welche ich Ihrem Wohlwollen empfehle. Es sind Ihre Glaubensgenossen, Sir, sie haben also das nächste Anrecht auf Ihre Unterstützung und Ihren Beistand; der Mann ist Missionär und ich denke, Sie könnten ihm bei Ihren schwarzen Arbeitern zu thun geben.«

»Saht ihr den Namen jenes Schiffes?« fragte Benjamin mit vor Neugierde und Angst fast tonloser Stimme.

»Es war der Hermes, Sir!« entgegnete der Spanier.

»Gelobt sei Gott, der Allbarmherzige, so habt Ihr

vielleicht die Aeltern oder doch wenigstens Verwandte dieſes armen Kindes gerettet,« rief Benjamin innig gerührt. »Ich war auf jener Felukke, als der Hermes unterging und dieſer Knabe befand ſich mit ſeinen Aeltern auf dem Hermes.«

»Ihr irrt Euch nicht, junger Herr. Es war, wie ich von den armen Leuten weiß, nur ein Kind auf jenem Schiff. Dieſes gehörte ihnen und wird täglich noch von ihnen beweint.«

»Wo ſind ſie, Sennor, es iſt das Ihrige, gewiß!« rief Benjamin dringend.

»Geduld, Benjamin, Du wirſt ſie ſogleich ſehen und die Genugthuung haben, dieſen armen Leuten ihren Kleinen zurückgeben zu können. Ich gehe, um ſie auf dieſe große Freude vorzubereiten.«

Herr Brail verſchloß nun die Thüre, welche in das Kaſſazimmer führte, nachdem er Benjamin mit Richard in daſſelbe hatte treten laſſen. Benjie wartete hier voll Ungeduld und bereitete Richard darauf vor, daß er jetzt ſeine Aeltern ſogleich wieder ſehen würde. Der Kleine weinte laut und rief beſtändig »Vater, Mutter!«

Im Zimmer des Onkels hörte man lautes Sprechen und endlich auch Weinen. Als nun Richards Ruf dorthin drang, öffnete Herr Brail die Thüre und — Aeltern und Kind hatten einander wieder gefunden.

Dieſe Scene vermag unſere Feder nicht zu ſchildern,

denn in unaussprechliche Freude mischte sich tiefes Weh, als nun Richard: »Großvater, Onkel, Tantchen!« rief und man ihm sagen mußte, daß er diese geliebten Menschen nie wieder sehen würde. Alle Umstehenden waren bis zu Thränen gerührt.

Der Missionär und seine Gattin lagen knieend an der Erde; sie hielten ihr Kind, das verloren geglaubte, umfaßt und schluchzten vor Wehmuth und Freude. Richard schmiegte sich an sie an, mit solch inbrünstiger Aengstlichkeit, daß alle Anwesenden innig gerührt wurden. Das Kind erhielt jetzt erst einen dunkeln Begriff von der Größe des Verlustes, den es erlitten und die drohenden schrecklichen Gebilde des aufgeregten Meeres, der verzweiflungsvolle Untergang des Hermes, dem es, obwohl halb bewußtlos, beigewohnt hatte, tauchten wie gespensterhafte Schatten eines schrecklichen Traumes wieder vor seinem Geiste auf. Mit einer Art von eifersüchtiger Wehmuth sah Benjie nach denen, die ihm, weil ihnen die Vorsehung und die Bande des Blutes ein näheres Anrecht gaben, seinen Liebling vielleicht für immer entrissen. Die übrigen Anwesenden standen gerührt umher.

»Fassen Sie sich, mein Herr,« rief jetzt der Friedensrichter dem Missionär zu, »vielleicht gelingt es mir, noch einige Blumen auf Ihren Lebensweg zu streuen.«

Der Mann erhob sich; Benjamin erkannte ihn jetzt ganz genau, es war derselbe junge Geistliche, der bei seinem Besuch auf dem Hermes so kriegerisch hinter ihm

drein geschritten war und beim Schiffbruch so anhaltend an den Pumpen gearbeitet hatte. Dieser bleiche und abgehärmte Mann trat ihm jetzt näher und stattete ihm seinen von Segenswünschen unterbrochenen Dank ab. Auch seine Gattin nahte, Richard auf dem Arme, der seine Händchen nach Benjie ausstreckte, mit wankenden Schritten, und reichte Benjie sprachlos vor Rührung die Hand.

»Nach so vielen und großen Leiden,« fuhr der Missionär fort, ein Augenblick voll Wonne und Wehmuth! Allbarmherziger Gott, Du hast uns schwer geprüft! — Wir waren, wie zwei einsame schmachtende Wanderer in der Wüste, die einem dunkeln Ziele hoffnungslos entgegenwanken, verlassen, elend! — »Und nun? welch' ein Wiedersehen!« — Durch Sie, mein Herr, hat uns Gott ein Gut zurückgegeben, das uns so theurer ist, weil wir es gänzlich verloren achteten — und keine Hoffnung des Wiedersehens! Wenn der Allmächtige das Flehen, die sehnlichsten Bitten der Sterblichen hört, dann wird Er seinen reichsten Segen über Ihr Haupt ausgießen. Ja, mein Herr, in jedes unserer Gebete wollen wir Sie einschließen. Wir wollen unserm Kinde lehren, nächst Gott Sie am meisten zu lieben« —

Als wenn diese Scene bestimmt gewesen wäre zum Augenblicke des Wiedersehens, so traten jetzt zur geöffneten Thüre der Commodore Oakplank, Sprawl, Drainings und Lennox herein. Sir Olivier war, wie

schon früher erwähnt, nach der Trennung von der Felukke in den Hafen von Port Royal gesegelt, hatte dort die Fregatte ausbessern und neu verproviantiren lassen, um nach einer Abwesenheit von fast drei Jahren nach England zurückzukehren. Die Felukke war eben dorthin gesegelt, und, wie unsern lieben Lesern bereits bekannt ist, in Port Royal verkauft worden. Durch einen glücklichen Zufall traf Olivier gerade an demselben Abend in der Bucht bei Indisch-Jersey ein, hatte hier Anker werfen lassen und war mit Sprawl, Lennox und Drainings, seinen Lieblingsmatrosen, an das Land gegangen, um seinen alten Freund Peter Brail, den Friedensrichter, ehe er Westindien verließ und nach dem Mutterland zurücksegelte, noch einmal zu sehen und durch seinen Abschiedsbesuch zu überraschen. Die Freude dieses Augenblicks ist nicht zu beschreiben. Die Freunde umarmten sich, Richard sprang schreiend vor Lust von einem zum andern und zog den braven Lennox, seinen Lebensretter, zu Vater und Mutter, die dem derben Matrosen unter Thränen dankten.

Als endlich der laute Jubel sich legte, als die Anwesenden sich zu beruhigen begannen, fragte Herr Brail, der Friedensrichter nach den näheren Umständen des Schiffbruchs. Eine tiefe Stille trat ein, als der Missionär begann:

»Der Morgen des 27***, der Anbruch unseres schrecklichsten Lebenstages, schien uns jener zu sein, wo

die Welt aus ihren Fugen gehen und nach dem Willen des Allmächtigen wieder in ein schreckliches Nichts zerfallen soll. Todesgedanken erfüllten unsere zagenden Herzen. Mein Vater sprach Psalmen und Trostgebete, die wir ernst und ergeben anhörten; das verzweifelnde Schiffsvolk verlor die Hoffnung, den Muth, und das Fahrzeug, auf dem wir uns befanden, schien dem Untergang geweiht zu sein. Gegen neun Uhr begab ich mich, während der Orkan immer wilder tobte, unter Deck, um von dort mehrere Gegenstände zu holen, nach denen mein Vater verlangte. Ich gewahrte einen feinen Rauch, der aus den Lucken aufzusteigen schien. Sogleich machte ich den Kapitain, der eine unerschütterliche Ruhe behauptete, darauf aufmerksam. Um diese Zeit war der Leck schon gefährlich, das Wasser stand hoch im Raume und es wurde anhaltend an den Pumpen gearbeitet.

Jetzt kehrte der Kapitain mit der beruhigenden Aeußerung zurück: »es sei keine Gefahr vorhanden.« Der Dampf rühre nur von der Küche her, werde vom Sturm unter Deck getrieben, und gehe nun zu den geöffneten Lucken wieder heraus. Ich erwiederte nichts; als aber der Geruch stärker wurde und der Dampf verschiedene Farben annahm, kam es mir vor, als gehe es nicht mit richtigen Dingen zu. Ich begab mich demungeachtet in unsere Kajüte, wo alles sich in Unordnung befand und die darin stehenden Gegenstände mit vernichtender

Gewalt durch die heftigen Bewegungen des Schiffes umhergerollt wurden. Mühsam befestigte ich den Koffer. Da klopfte der Kapitain an die Thüre und rief: ein Theil der Ladung habe Feuer gefangen und er wünsche, sämmtliche Passagiere möchten sich auf dem Verdeck versammeln, damit die Mannschaft ungestört in dem Innern des Schiffes Versuche zum Löschen veranstalten könnte. Um diese Zeit lag die Felukke nahe genug und ich sah sehr wohl, daß man dort von unserer Noth wußte, aber uns nicht helfen konnte. Ach! die Nähe theilnehmender Menschen war uns ein Trost, obwohl das Bewußtsein, daß wir dennoch hilflos zu Grunde gehen müßten, wenn es zum Aeußersten käme, einen bitteren Wermuth in unsern Leidenskelch streute.«

»Wir arbeiteten nun statt der Matrosen unverzagt an den Pumpen. Demungeachtet sank das Schiff immer schwerer und tiefer in die Wellen. Der Kapitain und die Mannschaft arbeiteten, um das Feuer zu löschen; aber der Rauch ward immer dichter. Um 10 Uhr fing ein Theil des Verdecks Feuer und in diesem Augenblick verbarg eine Wolke und ein dichter Regenguß die Fregatte und die Felukke vor unseren Augen.

Nie werde ich diesen Moment vergessen. Mit gesträubtem Haar und brennenden Kleidern stürzte unser wackerer Kapitain auf das Verdeck, ihm nach die verzweifelnden Matrosen. Ich nahte mich ihm, aber er hatte die Fassung gänzlich verloren, die er so lange und

würdig behauptete. »Wir sind verloren,« rief er: »der Leck und die Flammen überwältigen uns; wir müssen ins Boot und die Felukke zu erreichen suchen — Gott sei uns gnädig!«

Nur vierzehn Matrosen waren mit ihm zurückgekehrt; sie machten das Boot rasch zum Aussetzen fertig, obwohl das eine mißliche Arbeit war, weil das Schiff gänzlich auf der Seite lag. Ich ergriff meinen Knaben, den meine ohnmächtige Frau im Arme hielt und band ihn an ein Schaaf, das sein Spielzeug war. Dann schlang ich mit einem Tau meine bewußtlose Frau an mich fest, in der Hoffnung, mich und sie schwimmend zu retten, als plötzlich das Schiff sank und die Fluthen mich im Strudel des untergehenden schweren Schiffskörpers wie einen Kreisel umherwirbelten. Als ich wieder nach oben kam, stieß ich mit dem Haupte gegen einen schweren harten Gegenstand, der gegen mich antrieb. Ich griff darnach; es war das Boot, das zur Oberfläche stieg. Obwohl umgestürzt, schwamm es doch in den schäumenden Wellen. Einen kurzen Blick warf ich um mich, das Schiff war verschwunden, aber die Felukke ganz nahe. Ich wollte schreien, aber eine gewaltige Welle überspülte mich. Ich hielt den Athem an. Als die Wassermasse in sich zerronnen war, kam ich wieder zur Oberfläche, noch immer am Boot fest angeklammert. Ich sah die Felukke, sie war schon ferne und jede Aussicht zur Rettung verschwunden. Doch ich verlor die Hoffnung

noch immer nicht. Glücklich gelang es mir, mich auf das umgestürzte Boot zu setzen und meine Frau mit dem rechten Arm zu umfassen. Da erkannte ich in der Nähe ein fremdes Schiff, das sich mir zu nahen schien. Man hatte meine schreckliche Lage gesehen und warf mir ein Tau zu. Durch Gottes Hilfe wurde ich mit meinem Weibe von Sennor Caridad, dem Kapitain jenes Fahrzeugs, gerettet.«

»Wohlan, Sir,« sagte der Friedensrichter gerührt, »Gott hat Großes an Ihnen gethan, deß sind Sie Zeugen. Gestatten Sie nun auch, daß die Menschen ein Kleines hinzufügen. Ich nehme Sie als Pastor an der Kirche zu Indisch-Jersey an, und werde Ihre Ernennung von der Regierung bewirken. Wenden Sie sich an mich, Ihren Freund, wenn Sie etwas bedürfen.«

»Und nun, ein Wort zu Dir, Benjie,« wendete er sich ernst an diesen, der die Augen niederschlug. »Du bist ein leichtfertiger Bursche gewesen, mein Bruder hat mir's geschrieben. Das Reisen wirst Du jetzt genug haben?«

»Ja, Onkel, völlig satt hab' ichs!« platzte Benjie heraus.

»Wohl, ich bin mit Dir zufrieden, soferne Deine alte Lust zum Schießen und Feuerwerkveranstalten nicht wiederkehrt —?«

»Gewiß nicht, lieber Onkel!« versicherte Benjie ernst.

»So komm an mein Herz, Benjie, Du sollst mein Erbe sein!«

Ein fröhliches Mahl, an dem alle Anwesenden Theil nahmen, schloß den festlichen Abend. Herr Brail hat Wort gehalten. Richards Vater wurde wirklich Pastor an der Kirche zu Jersey. Er lebt noch jetzt dort, und wird von allen, die ihn kennen, geschätzt und geliebt.

Benjie blieb bei seinem gütigen Onkel und als dieser starb, erbte er dessen ungeheueres Vermögen. Sein-Liebling ist heute noch Richard, der Schiffbrüchige. Benjamin sorgt für ihn, wie sein eigener Vater. Richard liebt Benjamin dagegen, wie ein guter Sohn es nur thun kann.

Ende.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google